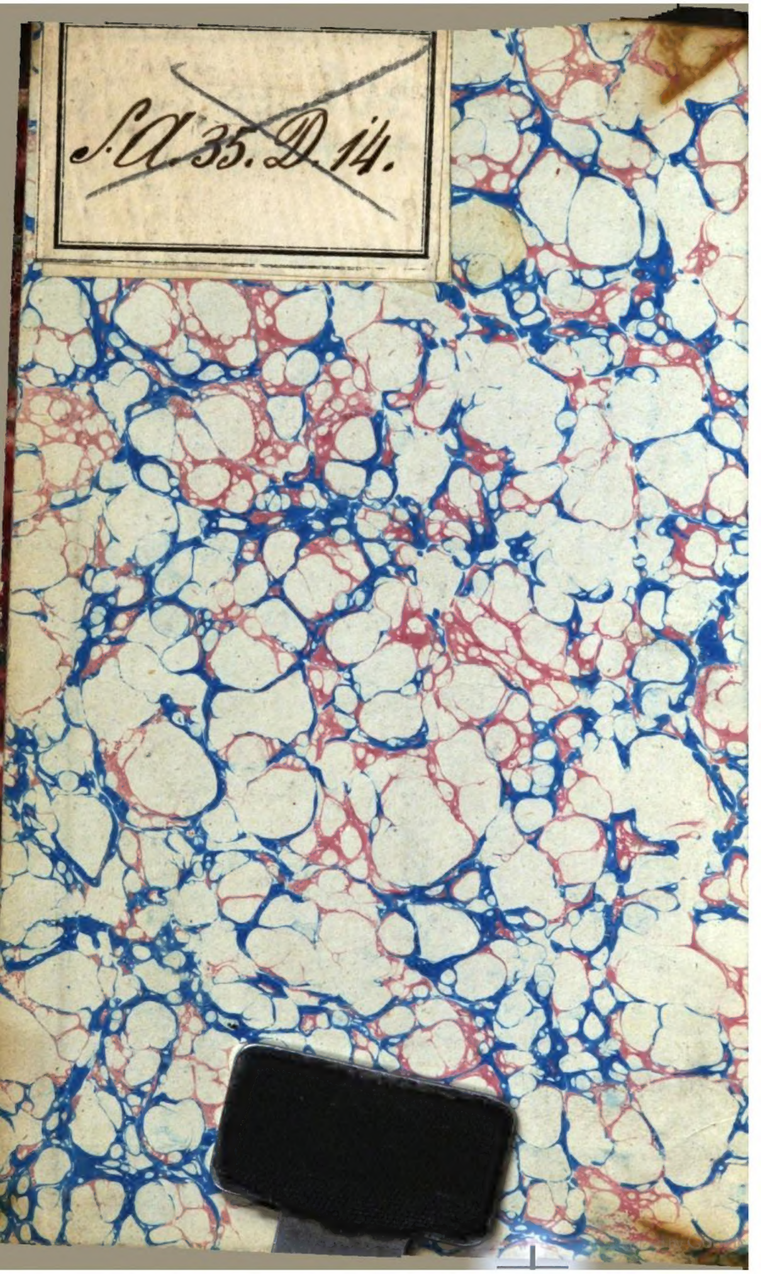
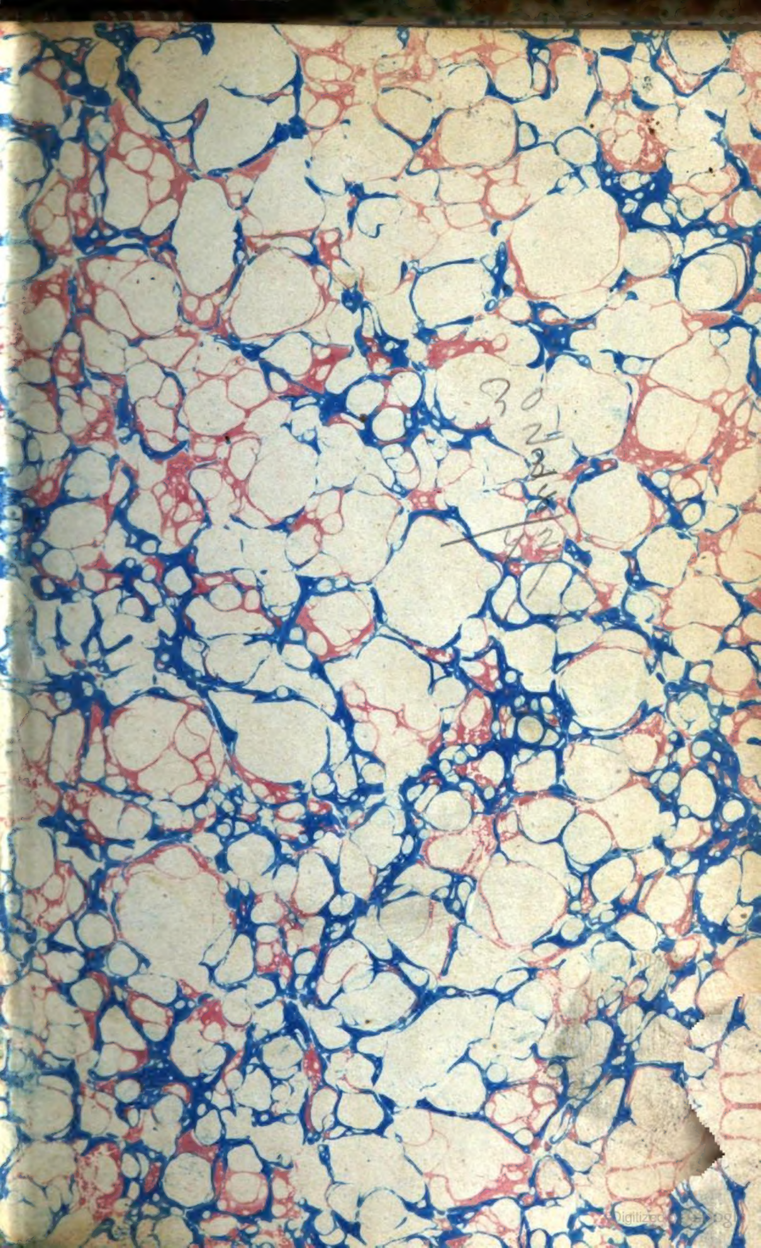
DER IMPROVISATOR. ROMAN: 3-5

Hans Christian Andersen




S.A.35.D.14.





H. C. Andersen's
Gesammelte Werke.

Vom

Verfasser selbst besorgte Ausgabe.

Dritter Band.

Der Improvisator.

Erster Theil.

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1847.

Der

Improvisator.

Roman

von

H. C. Andersen.

Erster Theil.

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1847.



Inhalt

des ersten Bandes.

Der
Improvisator.


K. K. HOFBIBLIOTHEK
WIEN

I.

Meine erste Umgebung.

Wer in Rom gewesen ist, wird ohne Zweifel die Piazza Barberina, den großen Markt mit dem hübschen Springbrunnen kennen, wo der Triton die sprudelnde Muschel leert, von der das Wasser mehrere Ellen in die Höhe springt; wer nicht dagewesen ist, kennt sie wenigstens aus Kupferstichen; nur Schade, daß auf diesen nicht das Eckhaus der **via felice** angegeben ist, das hohe Eckhaus, wo das Wasser durch drei Röhren aus der Mauer in das steinerne Becken hinabstürzt. Das Haus hat für mich ein ganz besonderes Interesse, denn dort wurde ich geboren.

Seh' ich nach meiner zartesten Jugend zurück, welch' Gewimmel von Erinnerungen begegnet dann meinem Blick; kaum weiß ich dann, wo ich anfangen soll; betrachte ich das ganze Drama meines Lebens, so weiß ich noch weniger, was ich darstellen, was ich als unwesentlich übergehen soll, und welche Punkte hinreichend sind, das ganze Bild wiederzugeben. Was mir anziehend scheint, wird es vielleicht keinem Fremden sein! Wahr und natürlich will ich das große

Abenteuer vortragen; allein die Eitelkeit wird doch mit ins Spiel kommen, die schlimme Eitelkeit, die Begierde zu gefallen! Schon in meiner Kindheit keimte sie wie eine Pflanze hervor und schoß nachher, wie das biblische Senfkorn, hoch gen Himmel hinauf und ward ein mächtiger Baum, in dem meine Leidenschaften Nester baueten.

Eine meiner ersten Erinnerungen deutet darauf zurück. — Ich war wohl sechs Jahre alt und spielte in der Nähe, bei der Capuciner-Kirche, mit anderen Kindern, die alle jünger als ich waren. An der Kirchenthüre war ein kleines Kreuz von Metall befestigt. Es war ungefähr in der Mitte der Thür angebracht, ich konnte es eben mit der Hand erreichen. Immer, wenn unsere Mütter mit uns an der Kirche vorübergegangen waren, hatten sie uns in die Höhe gehoben, um das heilige Zeichen zu küssen. Wie wir Kinder nun dort herumspielten, fragte eins der jüngsten, warum das Kindlein Jesus doch nie herkomme und mit uns spiele?

Ich machte den Klügern und erwiederte, daß er ja am Kreuze angebunden wäre. Wir gingen hin, und obgleich wir Niemand daran fanden, wollten wir es, wie die Mütter uns gelehrt hatten, doch küssen; allein wir konnten nicht hinaufreichen. Wir hoben dann einander empor; allein so wie wir den Mund zum Kusse spitzten, verlor derjenige, welcher trug, die Kräfte, und der Küssende fiel hinunter, eben als sein Mund im Begriff war, das unsichtbare Jesuskind zu berühren. Meine Mutter kam in demselben Augenblicke vorüber, und als sie unser Kinderspiel bemerkte, faltete sie die Hände und sagte: „Seid ihr doch recht liebliche

Gottes-Engel; allein Du bist mein eigner Engel!" fügte sie, mich küssend, hinzu.

Ich hörte sie der Nachbarin wiederholen, welch' unschuldiger Engel ich doch sei, und das gefiel mir, allein auf Kosten meiner Unschuld: das Samenkorn der Eitelkeit sog schon die ersten Sonnenstrahlen in sich hinein. Die Natur hatte mir einen weichen, frommen Sinn gegeben; allein die gute Mutter gab mir es zu verstehen, belehrte mich über meine wirklichen und eingebildeten Vorzüge und dachte gar nicht daran, daß es sich mit der Unschuld des Kindes wie mit dem Basilisken verhält, der sterben muß, wenn er sich selber zu sehen bekommt.

Der Capuciner-Mönch Fra-Martino war der Beichtvater meiner Mutter, und ihm erzählte sie, was ich für ein frommes Kind sei. — Ich wußte auch viele Gebete hübsch auswendig, obgleich ich kein einziges verstand. Er hielt viel auf mich und gab mir ein Bild, die Madonna vorstellend, die große Thränen weinte, welche wie ein Regen in die brennenden Höllenflammen hinabfielen, wo die Verdammten nach diesem Labetrunke haschten. — Einmal nahm er mich mit sich ins Kloster, wo die offenen Säulengänge, die in einem Viereck den kleinen Kartoffelgarten mit den zwei Cypressen und dem Orangenbaum umschließen, einen recht tiefen Eindruck auf mich machten. Neben einander hingen in dem offenen Gange alte Bilder der verstorbenen Mönche, und an jeder Zellen-Thür waren angekleisterte Bilder aus der Märtyrergeschichte, welche ich mit derselben frommen Ehrfurcht betrachtete, wie nach-

her Rafael's und Andrea's del Sarto Meisterwerke.

„Du bist ja ein flinker Junge," sagte er; „darum sollst Du auch die Todten sehen." Darauf öffnete er eine kleine Thür zu einer Galerie, einige Stufen tiefer als der Säulengang. Wir traten da hinab, und nun gewahrte ich ringsum Todtenschädel an Todtenschädel, so an einander gestellt, daß sie Wände, ja sogar mehrere Capellen bildeten. Es waren darin förmliche Nischen, in welchen ganze Gerippe von den angesehensten, in ihre braune Kutte gehüllten Mönchen mit einem Brevier oder einem verwelkten Blumenstrauß in der Hand saßen. Altäre, Kronleuchter und Verzierungen waren von Schulterknochen und Wirbelbeinen, Basreliefs von Menschenknochen, grell und geschmacklos, wie die Idee im Ganzen.

Ich klammerte mich an den Mönch, der ein Gebet murmelte und dann zu mir sagte: „Hier werde auch ich einst schlafen, willst Du mich dann besuchen?"

Ich gab keine Antwort, sah aber erst ihn und dann die sonderbare, grausenhafte Umgebung erschrocken an. Thöricht war es, mich, das Kind, an diesen Ort zu führen; wunderlich fühlte ich mich von diesem Eindrucke ergriffen und wurde erst ruhig, als ich in seine kleine Zelle trat, wo die schönen, gelben Orangen fast in das Fenster hineinhingen und ich das bunte Bild der Madonna gewahrte, die in die klare Sonne hinauf von den Engeln gehoben wurde, während tausend Blumen das Grab, in dem sie geruht hatte, füllten.

Dieser mein erster Besuch im Kloster beschäftigte lange meine Phantasie und schwebt mir noch heute wunderbar lebhaft vor. Der Mönch schien mir ein ganz anderes Wesen, als die übrigen Menschen, die ich kannte. Seine Wohnung in der Nähe der Todten, die in der braunen Hülle beinahe wie er aussahen; die vielen Geschichten, die er von Heiligen und sonderbaren Mirakeln zu erzählen wußte, nebst der großen Ehrfurcht meiner Mutter vor seiner Frömmigkeit: dies Alles machte, daß ich anfing, bei mir selbst zu erwägen, ob ich nicht auch ein solcher Mann werden könnte.

Meine Mutter war Wittwe und lebte nur von dem, was sie durch Nätherei und die Vermiethung eines großen Zimmers, das wir selbst früher inne gehabt hatten, verdiente. Wir wohnten in dem kleinen Zimmer unter dem Dache; ein junger Maler, Federigo, hatte den Saal, wie wir ihn nannten, bezogen. Er war ein lebensfroher, flinker, junger Mann, aus einer weiten, weiten Ferne, wo sie weder Madonna noch das Jesuskind kennen, wie meine Mutter sagte. Er war nämlich aus Dänemark.

Ich begriff damals nicht, daß es mehrere Sprachen als eine gab, und glaubte, daß er taub sei, wenn er mich nicht verstand; ich sprach daher die Worte so laut ich nur konnte aus. Er lachte darüber, brachte mir öfters Obst und zeichnete mir Soldaten, Pferde und Häuser. Wir wurden bald bekannt. Ich hatte ihn sehr lieb, und die Mutter sagte auch manchmal von ihm, daß er so ein braver Mensch sei.

Eines Abends hörte ich indessen ein Gespräch zwischen meiner Mutter und Fra-Martino, das ein ganz eigenes Gefühl für den jungen Künstler bei mir erregte. Die Mutter fragte, ob dieser Fremde auch wirklich auf ewig zur Hölle verdammt sei. „Er und auch mehrere der Fremden," sprach sie, „sind ja doch solche brave Leute, die nie etwas Böses thun. Sie sind freigebig gegen die Armen, bezahlen zur bestimmten Zeit, ja es kommt mir sogar vor, daß sie keine so groben Sünden begehen, wie viele der Unsrigen."

„Ja freilich," gab Fra-Martino zur Antwort, „sind sie nicht selten sehr rechtliche Leute! Wißt Ihr aber, woher das kommt? Der Teufel, seht Ihr, der in der Welt umherschleicht, weiß recht gut, daß die Ketzer ihm nun einmal angehören. Daher versucht er sie nie; deshalb fällt es ihnen leicht, rechtschaffen zu sein und dem Laster zu entgehen; dagegen ist der gute katholische Christ ein Kind Gottes, und es thut dem Teufel noth, sich gegen ihn der Anfechtungen zu bedienen; er versucht, und das schwache Fleisch unterliegt; allein ein Ketzer, wie gesagt, wird nie von dem Fleische oder von dem Teufel versucht."

Darauf wußte meine Mutter nichts zu erwiedern und seufzte nur über die Seele des armen, jungen Mannes. Ich weinte still für mich hin, denn es schien mir doch ein arges Unrecht, daß er, der so gut war und mir so schöne Bilder zeichnete, ewig in der Hölle brennen sollte.

Eine dritte Person, die in meiner Kindheitsgeschichte eine große Rolle spielte, war der Oheim Peppo, gewöhnlich der böse Peppo oder der König von der spanischen Treppe

genannt *), wo er täglich seine Residenz hatte. — Mit zwei welken Beinen geboren, die kreuzweise unter ihm lagen, hatte er von seiner frühesten Kindheit an sich eine wunderbare Fertigkeit in der Kunst erworben, sich mit den Händen vorwärts zu bringen. Diese steckte er unter einen mit beiden Enden an einem Brete festgenagelten Riemen, durch dessen Hülfe er beinahe eben so leicht, wie ein Anderer mit gesunden und starken Füßen, sich fortbewegen konnte. Täglich saß er, wie gesagt, auf der spanischen Treppe, bettelte aber nie, sondern rief nur mit einem schlauen Schmunzeln allen Vorübergehenden, selbst nach Untergang der Sonne: „**buon giorno!**“ zu.

Meine Mutter hielt nicht viel auf ihn, ja schämte sich sogar der Verwandtschaft; meinetwegen aber, gab sie mir oft zu verstehen, wollte sie doch freundlich mit ihm thun. Er habe das im Kasten, was wir Andre mühsam suchen müßten, und wenn ich im freundlichen Verhältnisse mit ihm bliebe, wäre ich der Nächste, ja der Einzige, ihn zu beerben, falls er nicht Alles der Kirche gäbe. Er hatte auch auf seine Weise eine Art Zuneigung zu mir, doch fühlte ich mich nie recht froh in seiner Nähe. — Einmal war ich sogar Zeuge eines Auftritts gewesen, der in mir Furcht vor ihm erregt hatte, so wie dieser auch seine Gesinnungen charakterisirt. Auf einer der untersten Stufen der Treppe saß ein alter, blinder Bettler und rasselte mit seiner kleinen,

*) Diese prächtige steinerne Treppe, von mehr als 170 Stufen, führt, wie bekannt, von dem spanischen Platze nach Monte Pincio und ist besonders der Versammlungsplatz für Roms Bettler.

blechernen Büchse, damit die Leute einen Bajok hineinstecken möchten. Mehrere gingen an meinem Oheim vorüber, bei welchen sein heuchlerisches Schmunzeln und sein Schwingen mit dem Hut zu nichts halfen, während der Blinde bei seinem Schweigen glücklicher war. Drei, die an meinem Oheim gleichgültig vorübergegangen waren, gaben ihm etwas; nun kam auch ein Vierter, der ihm einen Bajok zuwarf. Länger konnte es Peppo nicht ertragen; ich sah, wie er, gleich einer Schlange, die Treppe hinab sich krümmte und dem Blinden ins Gesicht schlug, so daß er Geld und Stock verlor.

„Dieb, der Du bist!“ schrie der Oheim; „willst Du mir mein Geld stehlen? Du, der Du nicht einmal ein ordentlicher Krüppel bist! kann nicht sehen! das ist sein ganzes Gebrechen! und so will er mir das Brot vom Munde wegnehmen!“

Mehr hörte und sah ich nicht, sondern eilte mit der Fogliette Wein, die ich zu kaufen ausgeschickt war, erschrocken nach Hause. An den großen Feiertagen mußte ich immer mit meiner Mutter einen Besuch bei ihm in seinem Hause ablegen. Wir brachten dann immer das eine oder andre Geschenk mit, entweder große Trauben, oder eingemachte Goldäpfel, die er am liebsten naschte. Ich mußte ihm dann die Hand küssen und ihn Oheim nennen; dann lächelte er so sonderbar und schenkte mir einen halben Bajok, gab mir aber dabei die Ermahnung, daß ich ihn aufbewahren möchte, um ihn anzusehen, und ihn nicht in Kuchen verthun, denn wenn der gegessen wäre, hätte ich gar nichts,

wenn ich aber die Münze behielte, hätte ich immer etwas.

Seine Wohnung war düster und unsauber; in dem einen Kämmerchen war gar kein Fenster, in dem andern war eins fast oben an der Decke, mit zerbrochenen, zusammengeflickten Scheiben. Von Hausgeräthen war nichts da, als ein großer, breiter Kasten, der ihm statt des Bettes diente, und zwei Eimer, worin er seine Kleider aufbewahrte. Ich weinte immer, wenn ich ihn besuchen mußte, und wahr ist es, daß, wie sehr auch meine Mutter mir zuredete, recht freundlich gegen ihn zu sein, sie sich seiner doch als eines Knechts Ruprecht bediente, wenn sie mich bestrafen wollte. Sie sagte dann, sie würde mich dem sauberen Oheim hingeben; dann könnte ich neben ihm auf der Treppe, Lieder singend, doch etwas Nützliches thun und einen Bajok verdienen. — Ich wußte wohl, daß sie es nicht so böse meinte; war ich doch ihr Augapfel.

An dem Nachbarhause gegenüber befand sich ein Madonnenbild, vor dem immer eine Lampe brannte. Jeden Abend, wenn es zur Ave Maria läutete, knieten die Nachbarskinder mit mir vor demselben und sangen ein Lied zu Ehren der Mutter Gottes und des kleinen Jesuskindes, welche wir mit Bändern, Perlen und silbernen Herzen geschmückt hatten. Bei dem zitternden Lampenscheine kam es mir oft vor, als bewegten sich Kind und Mutter und lächelten uns zu. Ich sang mit heller, klarer Stimme, und man wollte wissen, daß ich recht hübsch sänge. Einmal stand eine englische Familie still und horchte zu, und als

wir uns erhoben, gab mir der Fremde eine kleine silberne Münze. „Das war,“ sagte die Mutter, „wegen meiner schönen Stimme.“ — Allein wie oft wurde ich nachher dadurch gestört! Ich dachte nicht wieder an die Madonna allein, wenn ich vor ihrem Bilde sang; ach nein! ich dachte daran, ob auch Jemand lauschte, wie schön ich sänge; allein indem ich so dachte, empfand ich zu gleicher Zeit eine brennende Reue darüber, zitterte, daß sie mir deshalb zürnen könnte, und flehte dann recht unschuldig, daß sie auf mich armes Kind gnädig herabsehen möchte.

Der Gesang am Abend machte indessen den einzigen Vereinigungspunkt zwischen mir und den anderen Kindern aus; ich lebte still, ganz in meiner eigenen selbstgeschaffenen Traumwelt, und konnte Stunden lang, mit dem Gesichte gegen das offene Fenster gekehrt, auf dem Rücken liegen und in die wunderbar blaue, schöne italienische Luft, in das bunte Farbenspiel beim Untergang der Sonne, wenn die Wolken mit ihren veilchenfarbigen Rändern an dem goldgelben Grunde hingen, hineinstarren. Oft wünschte ich dann weit über den Quirinal und die Häusermasse nach den großen Pinien, die wie schwarze Schattenbilder den feuerrothen Horizont durchschnitten, hinüberfliegen zu können. — Einen ganz andern Anblick gewährte mir die Aussicht von der andern Seite unsers Zimmers; da befanden sich unser Hof und der des Nachbars, jeder nur ein kleiner, enger Raum, von hohen Häusern eingesperrt und von oben von den großen, hölzernen Altanen beinahe ganz geschlossen. Mitten in jedem Hofe war ein gemauerter Brunnen, und der Raum

zwischen diesem und den Wänden der Häuser war nicht größer, als daß ein Mensch auf allen Seiten herumgehen konnte. Von oben sah ich also eigentlich nur in zwei Brunnen hinab. Sie waren mit der feinen Pflanze, die wir Venus-Haar nennen, überwachsen, welche sich in der dunklen Tiefe verlor. Es war mir, als könnte ich tief in die Erde hineinsehen, wo meine Phantasie sich dann die seltsamsten Bilder schuf. Indessen schmückte die Mutter das Fenster mit einer großen Ruthe, damit ich sehen möchte, welche Früchte mir hier emporsproßten, falls ich nicht hinabfiel und ertrank.

Jetzt aber will ich ein Ereigniß erwähnen, das leicht dem ganzen Abenteuer meines Lebens ein Ende hätte machen können, noch bevor irgend eine Verwickelung hineingekommen war.

II.

Der Besuch in den Katakomben. Ich werde Chorknabe. Das süße Engelskind. Der Improvisator.

Unser Miethsmann, der junge Maler, nahm mich zuweilen auf seinen kleinen Wanderungen mit. Ich störte ihn nicht, wenn er hie und da eine Skizze machte, und wenn er fertig war, ergötzte er, der jetzt die Sprache verstand, sich an meinem Plaudern.



Einmal war ich mit ihm in **curia hostilia**, tief hinein in den dunkeln Höhlen gewesen, wo zu alten Zeiten die wilden Thiere für die Spiele aufbewahrt wurden, in welchen unschuldige Gefangene vor grimmige Hyänen und Löwen geworfen wurden. Die dunklen Gänge, der Mönch, der uns hineinführte und immer die rothe Fackel gegen die Mauer stieß, die tiefen, gemauerten Teiche, in welchen das Wasser klar wie ein Spiegel stand, ja so klar, daß man es mit der Fackel berühren mußte, um sich zu überzeugen, daß es ganz bis an den Rand heraufging und kein leerer Raum da war, wie dessen Klarheit uns wähnen ließ; dies Alles reizte meine Phantasie. Furcht empfand ich nicht, denn mir ahnete keine Gefahr.

„Gehen wir zu den Höhlen hinaus?" fragte ich ihn, als ich vor dem Ausgange der Straße den obern Theil des Colosseums erblickte.

„Nein! zu etwas weit größerm," erwiederte er; „da sollst Du etwas Großes zu sehen bekommen! und Dich will ich auch zeichnen, mein flinker Junge!"

So wanderten wir weiter und immer weiter zwischen den weißen Mauern der Weingärten und den alten Ruinen der Bäder, bis wir außerhalb Roms waren. Die Sonne brannte heiß; die Bauern hatten sich Lauben von grünen Zweigen über ihren Wagen gemacht, in welchen sie schliefen, während die Pferde, sich selbst überlassen, von dem Heubündel fressend, das zu diesem Gebrauch an ihrer Seite hing, gemächlich vorwärts schritten. Endlich erreichten wir die Egeria-Grotte, in welcher wir unser Frühstück einnahmen

und unsern Wein mit dem frischen Wasser, das zwischen den Steinblöcken hervorquoll, mischten.

Die ganze Grotte, Wände und Gewölbe, war mit dem feinsten Grün, wie mit einer von Sammt und Seide gewebten Tapete überzogen, und rings um den Eingang hing der dickste Epheu, frisch und üppig, wie das Weinlaub in Calabriens Thälern. Wenige Schritte vor der Grotte steht oder stand vielmehr, denn es sind jetzt nur wenige Ueberreste davon da, ein kleines, ganz ödes, über einen niedrigen Eingang in die Katakomben gebautes Haus. Diese waren, wie bekannt, in alten Zeiten Verbindungswege zwischen Rom und den umliegenden Städten, sind aber später zum Theil zusammengestürzt, zum Theil zugemauert, weil sie Räubern und Schmugglern zum Versteck dienten. Die Eingänge durch die Grabgewölbe in der St. Sebastians-Kirche und hier durch das öde Haus waren damals die einzigen übriggebliebenen, und ich glaube beinahe, daß wir die Letzten gewesen sind, die durch diesen hinabstiegen; denn kurz nach unserm Begegnisse wurde auch er verschlossen, und nur der andere, durch die Kirche, blieb den Fremden, unter der Begleitung eines Mönchs, offen.

Tief unten, durch die weiche Puzzolan-Erde ausgehöhlt, kreuzt der eine Gang den andern. Ihre Menge und ihre Aehnlichkeit mit einander können selbst den, der die Hauptrichtungen kennt, irre führen. Ich hatte gar keinen Begriff von dem Ganzen, und der Maler hatte sich so sicher gestellt, daß er gar keinen Anstand nahm, mich, den kleinen Knaben, mit sich hinunter zu führen. Er zündete

sein Licht an, nahm noch eins in der Tasche mit, machte einen Knäuel Zwirn an der Oeffnung fest, wo wir hinabstiegen, und unsere Wanderung begann. Bald waren die Gänge so niedrig, daß ich nicht einmal aufrecht gehen konnte, bald erhoben sie sich zu hohen Gewölben und erweiterten sich, wo sie sich durchschnitten, in großen Vierecken. Wir kamen durch die Rotonde, mit dem kleinen, steinernen Altar in der Mitte, wo die ersten, von den Heiden verfolgten Christen insgeheim ihren Gottesdienst hielten. Federigo erzählte mir von den vierzehn Päpsten und den vielen tausend Märtyrern, die hier begraben liegen. Wir hielten das Licht nahe an die großen Risse der Grabnischen und erblickten die gelben Knochen darin*). Noch gingen wir einige Schritte weiter vorwärts, dann machte er Halt, denn der Faden war nicht viel länger. Das Ende desselben knüpfte er an seinem Knopfloche fest, steckte das Licht zwischen die Steine hinein und fing nun an, die tiefen Gänge abzuzeichnen. Ich saß dicht dabei auf einem Steine. Er hatte mich geheißen, die Hände zu falten und in die Höhe zu sehen. Das Licht war halb ausgebrannt, aber ein ganzes lag daneben; außerdem hatte er Schwamm und Feuerstahl mitgenommen, damit er es wieder anzünden könnte, wenn es plötzlich verlöschte.

---

*) Die Grabmäler hier sind ohne allen Schmuck; dagegen findet man in den Katakomben des heiligen Januarius in Neapel Heiligenbilder und Inschriften, alle freilich schlecht gemacht. An den Gräbern der Christen ist ein Fisch abgebildet, in dessen griechischem Namen *ἰχθυς* die Anfangsbuchstaben zu *Ιησους χριστος Θεου υἱος σωτηρ* (Jesus Christus, Gottes Sohn, Heiland) liegen.

Meine Phantasie stellte sich tausend wunderliche Gegenstände in den unendlichen Gängen vor, die sich nur öffneten, um uns eine undurchdringliche Finsterniß zu zeigen. Alles war ganz still, nur die herabfallenden Wassertropfen brachten einen einförmigen Laut hervor. Indem ich nun so in meinen Gedanken da saß, wurde ich plötzlich erschreckt; denn mein Freund, der Maler, seufzte beinahe schreiend auf und sprang umher, doch immer auf demselben Flecke. Jeden Augenblick bog er sich zur Erde nieder, als wollte er etwas ergreifen; dann zündete er das größere Licht an und suchte rings umher. Da wurde ich ob seines sonderbaren Benehmens bang und stand weinend auf.

„Um Gottes Willen, bleibe sitzen, Kind!“ sagte er; „um des gnädigen Gottes Willen, hörst Du!“ und nun starrte er wieder auf die Erde.

„Ich will wieder hinauf!“ rief ich; „ich will nicht hier unten bleiben!“ ich faßte ihn bei der Hand und wollte ihn mit mir ziehen.

„Kind! Kind! Du bist ein prächtiger Junge,“ sagte er; „ich werde Dir Bilder und Kuchen geben; da hast Du Geld.“ Jetzt zog er seine Börse aus der Tasche und gab mir Alles, was darin war; aber ich fühlte, daß seine Hand eiskalt war und daß er zitterte. Da ward ich noch unruhiger und rief meine Mutter; aber jetzt faßte er mich heftig an der Schulter und, mich stark schüttelnd, sagte er: „Ich prügele Dich, wenn Du nicht ruhig bist.“ Darnach wand er sein Tuch um meinen Arm und hielt mich fest, neigte sich aber in demselben Augenblicke zu mir nieder,

küßte mich heftig, nannte mich seinen lieben, kleinen Antonio und flüsterte: „Bete auch Du zur Madonna!“

„Ist der Faden fort?“ fragte ich.

„Wir werden ihn finden, wir werden ihn finden!“ erwiederte er, und suchte wieder. Indessen war das kleinere Licht ganz niedergebrannt, und so wie das größere durch die Bewegung, womit er es führte, schmolz und immer kleiner und kleiner wurde, um so größer wurde seine Angst. Es würde auch unmöglich gewesen sein, ohne den Faden den Rückweg zu finden; jeder Schritt hätte uns nur tiefer hineingeführt, wo uns Niemand retten konnte.

Nach vergeblichem Suchen warf er sich auf die Erde nieder, schlang seinen Arm um meinen Hals und seufzte: „Du armes Kind!“ Dann weinte ich heftig; denn es war mir, als würde ich nie mehr nach Hause kommen. Er drückte, auf der Erde liegend, mich so fest an sich, daß meine Hand unter ihm hinabglitt. Ich griff unwillkürlich in den Sand und bekam den Faden zwischen die Finger.

„Hier ist er!“ rief ich.

Er faßte meine Hand und wurde wie wahnsinnig vor Freude; denn wirklich hing unser Leben an diesem einzigen Faden. Wir waren gerettet.

O wie warm strahlte die Sonne, wie blau war der Himmel, wie himmlisch grün Bäume und Gebüsche, als wir in die freie Luft hinaustraten! Der arme Federigo küßte mich noch einmal, zog seine hübsche silberne Uhr aus der Tasche und sagte: „Die sollst Du haben.“

Ich wurde so seelenfroh darüber, daß ich Alles, was

geschehen war, ganz vergaß; meine Mutter aber konnte es nie vergessen, als sie es erfuhr, und dem Federigo wurde es nie mehr gestattet, mich mit sich zu nehmen. Fra-Martino behauptete, daß wir allein um meinetwillen gerettet worden wären, da ich es allein war, dem Madonna den Faden gereicht hatte, und nicht dem Ketzer Federigo; daß ich ein gutes, frommes Kind sei und nie ihre Milde und Gnade vergessen dürfe.

Dies und die scherzende Aeußerung einiger Bekannten, daß ich zum Geistlichen geboren sei, weil ich, meine Mutter ausgenommen, die Weiber nicht leiden möchte, flößte ihr den Entschluß ein, daß ich ein Diener der Kirche werden solle. — Ich weiß selbst nicht warum, aber jedes Weib war mir zuwider, und da ich dies ganz unbefangen aussprach, wurde ich von allen Mädchen und Frauen, die bei meiner Mutter Zutritt hatten, geneckt. Alle wollten mich küssen. Besonders war da ein Bauermädchen, Mariuccia, die durch diese Neckerei mir immer Thränen entlockte.

Sie war sehr lebhaft und muthwillig, ernährte sich vom Modellstehen und erschien daher immer in hübschen, bunten Kleidern, mit einem großen, weißen Kopfputz. Oft saß sie vor Federigo, besuchte dann auch meine Mutter und erzählte mir immer, daß sie meine Braut und ich ihr kleiner Bräutigam sei, der ihr einen Kuß geben sollte und müßte; das wollte ich nun nie, und dann nahm sie ihn mit Gewalt. — Als ich nun einmal, wie sie sagte, recht kindisch weinte und mich ganz wie ein Säugling betrug, daher auch noch immer saugen sollte, flüchtete ich mich

aus dem Zimmer, allein sie erhaschte mich, hielt mich zwischen ihren Knieen und drückte mein Gesicht, das ich mit Abscheu abwandte, immer fester an ihre Brust. Ich riß den silbernen Pfeil aus ihrem Haare, das in reicher Fülle über mich und ihre entblößte Schulter herabfiel. Meine Mutter stand am Heerde, lachte und reizte Mariuccia immer mehr, während Federigo unbemerkt vor der Thür stand und die ganze Gruppe malte.

„Ich will keine Braut, keine Frau haben,“ rief ich der Mutter zu; „ich will Prediger oder Capuciner, so wie Fra-Martino, werden.“

Auch das wunderbare Sinnen, worin ich oft ganze Abende hindurch versunken war, hielt meine Mutter für ein Zeichen meines geistlichen Berufs. Ich sann indessen nur darauf, welche Schlösser und Kirchen ich erbauen wollte, wenn ich größer und reicher würde; wie ich dann, gleich den Cardinälen, in rothen Wagen, mit vielen goldverbrämten Bedienten hinten auf, fahren würde; oder ich setzte mir auch aus den vielen Märtyrergeschichten, die mir Fra-Martino erzählt hatte, eine neue zusammen. Natürlicherweise war ich der Held derselben, der durch Madonna's Hülfe die mir zugefügten Qualen nie fühlen würde. — Besonders spürte ich eine große Begierde, nach Federigo's Heimath zu wandern, um die Leute dort zu bekehren, damit sie auch einen Antheil an der Gnade erhalten möchten.

Wie meine Mutter oder Fra-Martino es gemacht hatten, weiß ich nicht; genug aber, daß mir die Mutter einmal am frühen Morgen ein violettes Kleid anzog, mir über

dieses ein florenes Hemd anlegte, das bis an die Kniee reichte, und mir dann mich selbst in dem Spiegel zeigte. Ich war Chorknabe in der Capuciner-Kirche geworden, sollte nun die großen Rauchfässer tragen und vor dem Altare mitsingen. Fra-Martino gab mir Unterricht in Allem. O wie fühlte ich mich glücklich dabei! Bald war ich in der kleinen, aber traulichen Klosterkirche wie zu Hause; kannte jeden Engelskopf an den Altarbildern, jeden bunten Schnörkel an den Pfeilern; konnte, selbst mit verschlossenen Augen, den schönen St. Michael mit dem garstigen Drachen, so wie ihn der Maler dargestellt hatte, kämpfen sehen, und machte mir viele wunderliche Gedanken bei den in dem Fußboden ausgehauenen Todtenköpfen, mit den grünen Epheukränzen um die Schläfe.

Am Feste Aller Heiligen war ich mit unten in den Todtencapellen, wohin Fra-Martino mich geführt hatte, als ich das erste Mal mit ihm im Kloster gewesen war. — Alle Mönche hielten Seelenmessen, und ich, mit zwei Knaben gleichen Alters, schwang die Rauchfässer vor dem großen Altare von Todtenschädeln. Die von Knochen gemachten Kronleuchter waren mit Lichtern besetzt. — Die Mönchs-Skelette hatten neue Blumenkränze um die Stirn und einen frischen Blumenstrauß in die Hand erhalten. — Viele Leute waren, wie gewöhnlich, hinzugeströmt. Sie knieten Alle und die Sänger stimmten das feierliche Miserere an. Lange starrte ich die weißgelben Todtenschädel und den Dampf des Weihrauchs an, der in seltsamen Gestaltungen zwischen ihnen und mir wogte. Da begann Alles sich vor meinen

Augen zu drehen; es war mir, als sähe ich das Ganze durch einen großen Regenbogen; es läutete mir, wie von tausend Betglocken vor den Ohren; es schien mir, als schiffte ich einen Strom entlang; Alles war so unbeschreiblich schön — mehr weiß ich nicht; das Bewußtsein verging mir; ich lag ohnmächtig da.

Die von der Menschenmasse schwere Luft und meine erregte Phantasie bewirkten diese Ohnmacht. Als ich mich wieder erholte, lag ich in Fra-Martino's Schooße unter dem Orangenbaume im Klostergarten.

Meine verworrene Erzählung von dem, was ich gesehen zu haben glaubte, erklärte er und alle Klosterbrüder für eine Offenbarung; die seligen Geister wären an mir vorübergeschwebt, allein ich hätte den Anblick ihres Glanzes und ihrer Herrlichkeit nicht ertragen können.

Dies gab Veranlassung dazu, da ich bald mehrere sonderbare Träume hatte und auch welche zusammensetzte, die ich der Mutter erzählte und die sie ihren Freunden wieder mittheilte, daß ich allmälig mehr und mehr für ein Gottes-Kind gehalten wurde.

Indessen naheten die glückseligen Weihnachten. Pifferari, Hirten aus den Gebirgen, kamen in ihren kurzen Mänteln, mit Bändern um den spitzen Hut, in die Stadt und verkündeten mit der Sackpfeife vor jedem Hause, wo ein Madonnenbild sich befand, daß die Zeit vorhanden wäre, wo der Erlöser geboren sei. Ich erwachte jeden Morgen bei diesen einförmigen, schwermüthigen Tönen, und meine erste Beschäftigung war dann, meine Rede auswendig

zu lernen; denn ich war unter den auserwählten Kindern, die diesmal zwischen Weihnachten und Neujahr vor dem Jesus-Bilde in der Kirche **ara coeli** predigen sollten.

Nicht blos ich, die Mutter und Mariuccia erfreuten sich darob, daß ich, der neunjährige Knabe, eine Rede halten sollte, sondern auch der Maler Federigo, vor dem ich, ohne ihr Wissen, auf einem Tische stehend, Probe ablegte. Auf einen solchen, nur daß ein Teppich darüber lag, wurden wir Kinder in der Kirche hingestellt, wo wir dann vor der versammelten Menge eine auswendig gelernte Rede, von dem blutigen Herzen der Madonna und von der Schönheit des Jesuskindes, hersagen mußten. Ich wußte von keiner Furcht, nur aus Freude klopfte mein Herz so heftig, als ich hervortrat und alle Augen sich auf mich richteten. Daß ich von allen Kindern dasjenige war, welches am meisten Glück machte, schien entschieden. Nun aber wurde ein kleines Mädchen hinaufgehoben, das so unendlich zart gebaut war, dabei ein so wunderbar verklärtes Gesicht und eine so melodische Stimme hatte, daß Alle laut ausriefen: „Welch' süßes Engelskind!“ Selbst meine Mutter, die gern mir den Preis zugewandt hätte, erklärte laut, daß sie ganz wie ein Engel auf dem großen Altarbilde aussehe. Das wunderbare dunkle Auge, das kindliche und doch so kluge Gesicht, das rabenschwarze Haar, die schönen kleinen Hände — von dem Allen sprach mir die Mutter doch gar zu viel, obgleich sie hinzufügte, daß auch ich wie ein Engel erschienen sei. — Es giebt einen Gesang von der Nachtigall, als sie noch ganz jung im Neste saß

und an den grünen Blättern der Rosenhecke hackte, jedoch die Knospe nicht gewahrte, die sich schon zu bilden begann — aber Monden darauf, als die Rose sich entwickelte, sang sie nur von ihr, flatterte in die Dornen hinein und verblutete. Dieser Gesang ist mir oft, als ich älter wurde, eingefallen, allein in der Kirche **ara coeli** kannte ich ihn noch nicht, weder meine Ohren, noch mein Herz kannte ihn.

Zu Hause mußte ich vor meiner Mutter, Mariuccia und mehreren Freundinnen die gehaltene Rede wiederholen, welches meiner Eitelkeit nicht wenig schmeichelte. Sie verloren indessen die Neigung, sie zu hören, früher, als ich die, sie herzusagen. Um nun mein Publicum bei guter Laune zu erhalten, unternahm ich es, selbst eine neue Rede zu machen. Diese aber war mehr eine Schilderung des Festes in der Kirche, als eine eigentliche Weihnachtsrede. Federigo war der Erste, dem ich sie hören ließ, und obgleich er lachte, schmeichelte es mir doch, daß er sagte, daß meine Rede in jeder Hinsicht eben so gut wäre, als die, welche Fra-Martino mich gelehrt hätte, und daß ein Dichter in mir stecke. — Das Letztere gab mir viel zu sinnen, weil ich es nicht verstand; doch dachte ich mir dabei einen guten Engel, der in mir wohne, vielleicht denselben, der mir, wenn ich schlief, die anmuthigen Träume und so viel Schönes zeigte. — Erst später, gegen den Sommer hin, brachte mir der Zufall einen klaren Begriff von einem Dichter bei und erregte in meiner eigenen Seelenwelt neue Ideen.

Es geschah höchst selten, daß meine Mutter das Quartier, in dem wir wohnten, verließ. Daher kam es mir

wie ein Fest vor, als sie mir eines Nachmittags sagte, daß wir eine Freundin in Trastevere*) besuchen sollten. Mir wurden die Feiertagskleider angezogen, der bunte, seidene Lappen, den ich statt der Weste gewöhnlich über der Brust und unter der kleinen Jacke trug, wurde mit Stecknadeln angeheftet, das Halstuch in eine Schleife gebunden und eine gestickte Mütze auf den Kopf gesetzt. Ich war überaus niedlich.

Als wir von dem Besuche nach Hause zurückkehrten, war es schon etwas spät geworden; aber der Mond schien herrlich, die Luft war frisch und blau, die Cypressen und Pinien standen mit wunderbar scharfen Umrissen auf den nahen Hügeln. Es war einer jener Abende, von denen man im Leben einzelne hat, die, ohne sich durch irgend ein großes Lebensereigniß auszuzeichnen, sich doch mit ihrem ganzen Farbenspiele auf dem Psyche-Flügel abprägen. — Wenn ich seit der Stunde an den Tiberfluß zurückdenke, sehe ich ihn immer so vor mir, wie an jenem Abende: das dicke, gelbe, von dem Monde beleuchtete Wasser; die schwarzen, steinernen Säulen der alten zertrümmerten Brücke, die mit starken Schlagschatten aus dem Strome dort emporragten, wo das große Mühlrad braus'te; ja selbst die lustigen Mädchen, die mit dem Tambourin vorüber hüpften und den Sáltorello**) tanzten.

In den Straßen um **Santa Maria della rotonda**

*) Der Theil von Rom, welcher auf der rechten Seite der Tiber liegt.

**) Ein römischer Volkstanz zu einer sehr einförmigen Melodie.

war noch Alles Leben und Bewegung. Schlächter und Obstfrauen saßen hinter ihren Tischen, wo die Waaren zwischen Lorbeergewinden lagen und die Lichter in freier Luft brannten. Das Feuer loderte unter den Castanientöpfen, und das Gespräch erhob sich so in Schreien und Lärmen, daß ein Fremder, der die Worte nicht verstand, glauben mußte, daß ein Streit auf Leben und Tod geführt würde.

Eine alte Freundin, welche meine Mutter in einer Fischhändlerin entdeckte, hielt uns so lange auf, daß man schon anfing, die Lichter auszulöschen, ehe wir wieder ins Gehen kamen, und da meine Mutter die Freundin an ihre Hausthür begleitet hatte, war es schon todtenstill in den Straßen, ja selbst im Corso geworden; allein als wir den Platz **di Trevi**, wo die prächtige Cascade sich befindet, betraten, klang es uns wieder lustig entgegen.

Der Mondschein fiel so eben auf den alten Palast, wo das Wasser zwischen den Felsblöcken der Grundmauer, die locker durch einander geworfen scheinen, hinausströmte. Neptuns schwerer, steinerner Mantel flatterte im Winde, während er über den großen Wasserfall, zu dessen Seiten blasende Tritonen die Meerpferde lenkten, hinaussah. Unter ihnen verbreitete sich das große Bassin, und auf den Stufen rings um dasselbe ruhete ein Haufen Bauern, sich im Mondscheine streckend. Große zerschnittene Melonen, aus welchen der rothe Saft quoll, lagen neben ihnen. — Ein kleines vierschrötiges Kerlchen, dessen ganzer Anzug aus einem Hemde und einer kurzen, leinenen, an den Knien aufgeknöpften

und um dieselben lose herabhängenden Hose bestand, saß mit einer Guitarre da und griff lustig in die Saiten. — Bald sang er einen Vers, bald spielte er, und alle Bauern klatschten in die Hände.

Die Mutter stand still, und nun hörte ich ein Lied, das mich ganz wunderbar ergriff; denn es war kein Lied, wie andere Lieder, nein! er sang uns vor von dem, was wir hörten und sahen, ja wir selbst kamen in seinem Liede vor. Er sang: „Wie schön es hier mit einem Steine unter dem Kopfe und dem blauen Himmel zum Bettlaken sich schlafen ließe, während die zwei Pifferari auf ihrer Sackpfeife bliesen." Und nun zeigte er auf die in die Hörner stoßenden Tritonen. „Wie der ganze Haufen von Bauern, die hier die Melonen verbluten ließen, auf die Gesundheit des jetzt schlummernden Liebchens trinken würde, das im Traume die Peterskuppel und den Geliebten sah, der in der päpstlichen Stadt umherwanderte." — „Ja, auf ihre Gesundheit wollen wir trinken, und auf die aller Mädchen, deren Pfeil noch nicht die Hand geöffnet*). Ja!" fügte er hinzu, die Mutter leise in den Arm kneifend, „und auch auf die der Signora, und der Geliebten, welche der Junge da haben wird, noch bevor ihm schwarzer Flaum an dem Kinne wächs't."

„Bravo!" sagte meine Mutter, und alle Bauern klatschten und brüllten: „Bravo Giacomo! Bravo!"

Auf den Stufen der kleinen Kirche rechts entdeckten

*) Der Pfeil, den die Bäuerinnen im Haare tragen, ist bei den Mädchen geballt, bei den Verlobten oder Verheiratheten aber offen.

wir indessen einen Bekannten, unsern Federigo, der, mit dem Bleistifte dastehend, das ganze lustige Mondschein-Stück aufnahm. Als wir nach Hause gingen, scherzten er und meine Mutter sehr über den flinken Improvisator, so nannten sie, wie ich hörte, den Bauer, der so ergötzlich gesungen hatte.

„Antonio," sagte Federigo zu mir, „Du hättest auch improvisiren sollen; Du bist ja doch ein kleiner Dichter! Du mußt lernen, Deine Rede in Verse zu setzen."

Nun fand ich denn aus, was ein Dichter sein müsse; Jemand nämlich, der, was er sah und empfand, hübsch heraussingen konnte. — Das wäre ja schön, dachte ich, und müßte auch eine leichte Sache sein, wenn ich nur eine Guitarre hätte.

Der erste Gegenstand meines Gesanges war weder mehr, noch weniger, als der Laden des Victualienhändlers, unsers Nachbars gegenüber. Schon früher hatte meine Phantasie sich mit der sonderbaren Zusammenstellung seiner Waare, die besonders die Augen der Fremden auf sich zog, beschäftigt. Unter hübschen Lorbeergewinden hingen die weißen Büffel-Käse, wie große Straußen-Eier. Die mit Goldpapier umwundenen Lichter bildeten eine Orgel, die Würste waren wie Säulen aufrecht gestellt und trugen einen wie goldgelber Bernstein glänzenden Parmesankäse. Wenn nun des Abends das Ganze erhellt war und die rothe, gläserne Lampe vor dem Madonnenbilde an der Wand zwischen Würsten und Presciutto*) brannte, war es mir,

*) Schinken.

als sähe ich in eine Zauberwelt hinein. — Die Katze auf dem Ladentische und der junge Capuciner, der immer so lange mit der Signora feilschte, kamen auch in mein Gedicht hinein, das ich so oft in Gedanken durchging, bis ich es laut und deutlich vor Federigo hersagen konnte, worauf es, als es seinen Beifall gewonnen hatte, sich über das ganze Haus verbreitete, ja selbst bis zur Frau des Victualienhändlers gelangte, die es ein wundervolles Gedicht, eine **divina commedia di Dante,** nannte!

Von nun an wurde Alles besungen! Ich lebte ganz in Phantasieen und Träumen. Sie begleiteten mich in der Kirche, wenn ich das Rauchfaß zu dem Gesang der Mönche schwang, in den Straßen, zwischen den rollenden Wagen und schreienden Krämern, wie in meinem kleinen Bette, unter dem Madonnenbilde und dem Weihkessel. In der Winterabenddämmerung konnte ich Stunden lang vor unserm Hause sitzen und in das große Feuer inmitten der Straße, bei welchem die Schmiede ihr Eisen glühend machten und die Bauern sich erwärmten, hineinstarren. Ich erblickte eine ganze Welt, lodernd wie die meiner Phantasie in der rothen Gluth. Ich jauchzte vor Freude, wenn im Winter der Schnee in den Gebirgen eine so große Kälte zu uns herabjagte, daß an dem steinernen Triton draußen auf dem Platze Eiszapfen hingen, nur Schade, daß es so selten geschah. Allein wenn dies die Bauern bemerkten, waren sie auch froh; denn es war ihnen das Vorzeichen eines fruchtbaren Jahres. Sie faßten sich alsdann bei den Händen und tanzten in ihren großen, wollenen Pelzen um den Triton,

während ein Regenbogen in dem hohen Wasserstrahle spielte.

Allein ich verweile zu lange bei den einzelnen Erinnerungen aus meinen Kinderjahren, die für keinen Fremden die tiefe Bedeutung, das wunderbar Ergreifende, wie für mich, haben können. Indem ich sie mir zurückrufe, indem ich jede einzelne festhalte, ist es mir, als durchlebte ich das Ganze wieder.

Es war die Kindheit meiner Träume Herz,
Ein Meer der Töne, Bilderkähne tragend.

Ich komme nun zu dem Ereigniß, das den ersten Dornenzaun zwischen mir und dem Paradiese der Heimath erhob, mich hinaus unter Fremde führte und den Keim zu meiner ganzen Zukunft in sich schloß.

III.

Das Blumenfest zu Genzano.

Es war im Monat Juni. Der Tag des berühmten Blumenfestes, das jährlich in Genzano *) gefeiert wird, rückte heran. Die Mutter und Mariuccia hatten dort eine

*) Eine kleine Stadt in den Albaner Gebirgen, dicht an der Landstraße zwischen Rom und den Sümpfen.

gemeinsame Freundin, die mit ihrem Gatten Wirthshaus und Garküche*) hielt. Sie hatten sich bereits seit mehreren Jahren vorgenommen, das Fest zu besuchen, stets aber war etwas dazwischen gekommen. Diesmal wurde es jedoch durchgesetzt und, da der Weg weit war, der Vorabend des Festes zur Abreise bestimmt. Ich konnte die ganze Nacht vor Freude kein Auge schließen.

Schon vor Sonnenaufgang hielt der Vetturin vor unserer Thüre, und fort ging es. Es war das erste Mal, daß ich das Gebirge betreten sollte, die freudige Erwartung versetzte mich daher in die größte Aufregung. Wäre es mir jetzt, nachdem ich älter geworden, möglich, Natur und Leben mit gleich lebendigen Gefühlen zu betrachten und diesen Gefühlen Worte zu leihen, fürwahr es müßte ein unsterbliches Gedicht werden.

Die große Stille in den Straßen, das eisenbeschlagene Stadtthor, die meilenweit sich hinstreckende Campagna mit den einsamen Grabmälern, der dicke Morgennebel, der den Fuß der fernen Gebirge bedeckte: dies Alles schienen mir geheimnißvolle Vorkehrungen der Herrlichkeit, die mir aufgehen sollte. — Selbst die an der Straße errichteten hölzernen Kreuze, mit den gebleichten Räuberknochen, die uns berichteten, daß hier ein Unschuldiger getödtet und der Thäter bestraft worden war, hatten für mich einen ungewöhnlichen Reiz. — Erst versuchte ich, die unendlich vielen steinernen Bogen zu zählen, die das Wasser von den Gebirgen nach

**) „Osteria e cucina", das gewöhnliche Aushängeschild kleinerer Gasthöfe und Speisehäuser.

Rom leiten, allein dessen wurde ich bald müde; so plagte ich denn die Anderen mit tausend Fragen nach den großen auflodernden Flammen, welche die Hirten rings um die zusammengestürzten Grabmäler angezündet hatten, und wollte genaue Aufklärung über die großen Schafheerden haben, welche die wandernden Treiber an einem Flecke zusammenhielten, indem sie ein Fischernetz, wie einen Zaun, um die ganze Heerde gespannt hatten.

Von Albano aus sollten wir den kurzen schönen Weg über Ariccia zu Fuß zurücklegen. Reseda und Lack wuchsen wild am Wege. Dichte saftige Olivenbäume warfen einen wohlthuenden Schatten; ich konnte das ferne Meer erblicken, und an dem Felsenabhange, wo das Kreuz sich erhebt, hüpften lustige Mädchen tanzend an uns vorüber, lachten und scherzten, vergaßen jedoch nicht, das heilige Kreuz fromm zu küssen. Die hohe Kuppel der Kirche in Ariccia hielt ich für die der Peterskirche, welche die Engel hier in der freien Luft, zwischen den dunkeln Olivenbäumen, aufgehängt hätten. — In der Straße des Fleckens hatten sich die Leute um einen Bären versammelt, der auf den Hinterfüßen tanzte, während der Bauer, der ihn an der Kette festhielt, auf der Sackpfeife dieselbe Melodie spielte, die er zu Weihnachten, als Pifferaro, zu Ehren der Madonna geblasen hatte. Ein schöner Affe in Soldaten-Montur, den er den Corporal nannte, schlug Purzelbäume auf dem Kopfe und Rücken des Bären. Ich wäre gern da geblieben, statt nach Genzano zu gehen! Das Blumenfest war ja doch erst morgen; allein die Mutter trieb,

denn wir sollten der Freundin Angelina helfen, Kränze und Blumenteppiche zu flechten.

Der kurze Weg war bald zurückgelegt und Angelina's Haus erfragt; es stand auf der Seite von Genzano, die nach dem See von Nemi sieht, und war ein stattliches Haus. Aus der Mauer sprang eine frische Quelle in das steinerne Becken herab, wo die Esel sich drängten, um zu trinken.

Wir traten in die Osterie, da war alles Summen und Brummen. Das Essen kochte und schmorte auf dem Heerde. Eine Menge von Bauern und Stadtleuten saßen an langen hölzernen Tischen, tranken ihren Wein und aßen ihr Presciutto. Allerliebste Rosen steckten in dem blauen Krug vor dem Madonnenbilde, wo die Lampe nicht recht brennen wollte, weil der Rauch dahin zog. Die Katze lief über die Käse hin, die auf dem Heerd lagen, und wir wären beinahe über die Hühner gefallen, die im Zimmer umherliefen.

Angelina nahm uns recht herzlich auf und zeigte uns die steile Treppe neben dem Heerd hinauf, wo wir unser eigenes Zimmerchen und, nach meinen Begriffen, königliche Gerichte bekamen; Alles war da eine Pracht! selbst die Fogliette mit Wein war geschmückt; als Pfropfen steckte eine aufgesprungene Rose in der Flasche. Sie küßten sich alle drei, auch ich erhielt einen Kuß, ich mochte wollen oder nicht. Angelina sagte, daß ich ein netter Junge sei, und die Mutter streichelte mir die Wange mit der einen Hand, während sie mit der andern die Jacke, die mir zu kurz war, bald über die Hände hinab, bald über Brust und Schulter herauf zog, so wie sie sitzen sollte.

Nach dem Essen harrte unser schon ein ganzes Fest; wir sollten fortgehen, um Blumen und Laub zu Kränzen zu pflücken. Durch eine niedrige Thür traten wir in den Garten; dieser hielt nur wenige Ellen im Umfange und machte, so zu sagen, nur eine einzige Laube aus. Das dünne, ihn umgebende Geländer war durch die breiten festen Blätter der Aloe, die hier wild emporwuchs und einen natürlichen Zaun bildete, verstärkt.

Der See ruhte still in dem großen runden Krater, von welchem einst die Flammen gen Himmel gelodert hatten. Wir gingen den amphitheatralischen Felsenabhang hinab, durch die großen Weingärten und den dichten Platanenwald, wo die Reben sich hinauf um die Baumzweige schlangen. Auf dem anderen Abhange gegenüber lag vor uns die Stadt Nemi und spiegelte sich in dem blauen See. Im Gehen flochten wir Kränze; der dunkle Olivenzweig und das frische Weinblatt wurden mit wildem Goldlack verflochten. Bald waren der blaue tiefliegende See und der klare Himmel über uns hinter den dichten Zweigen und dem Weinlaube versteckt, bald guckten sie hervor, als wären beide nur ein einziges unendliches Blau. Alles war mir neu und herrlich; meine Seele zitterte vor stiller Wonne. — Ich erlebe noch zuweilen Augenblicke, in welchen die Erinnerung jene Gefühle, wie schöne Mosaikbruchstücke einer versunkenen Stadt, wieder ausgräbt.

Die Sonne brannte heiß, und erst unten am See, wo die Platanen ihre uralten Stämme aus den Wogen emporstreckten und die von Weinlaub umschlungenen Zweige

in den Wasserspiegel hinabtauchten, fanden wir es so kühl, daß wir unsere Arbeit fortsetzen konnten. Schöne Wasserpflanzen nickten, als träumten sie unter dem dichten Schatten; sie wurden mit in den Kranz genommen. Bald aber erreichten die Sonnenstrahlen den See nicht mehr, sondern spielten nur auf den Dächern von Nemi und Genzano. Die Dunkelheit verbreitete sich schon dahin, wo wir saßen; ich hatte mich von den Andern entfernt, doch nur einige Schritte, denn meine Mutter fürchtete, daß ich in den See hinabgleiten könne; dieser war tief und der Abhang steil. Neben den wenigen steinernen Ueberresten eines alten Dianen-Tempels lag ein umgehauener Feigenbaum, welchen der Ephen wieder mit der Erde zu verbinden begann; ich war auf diesen geklettert, flocht auch einen Kranz und sang eine Canzonette:

„— **Ah! rossi, rossi fiori,**
Un mazzo di violi!
Un gelsomin d'amore —“

als eine seltsam lispelnde Stimme mich auf einmal unterbrach:

„— **Per dar al mio bene!**“

Urplötzlich stand eine große, bejahrte Frau, von ungewöhnlich schlanker Haltung, in dem Anzuge, welchen die Bäuerinnen in Frascati tragen, vor mir; der lange weiße Schleier, der vom Kopfe über die Schulter hinabhing, trug dazu bei, Gesicht und Hals noch mehr mulattenfarbig erscheinen zu lassen, als sie vielleicht waren. — Runzel stieß an Runzel, wodurch ihr Gesicht einem eingetrockneten Netze

ähnlich sah. Die schwarzen Augäpfel schienen die Augenhöhlen ganz auszufüllen! Sie lachte und sah mich fast in demselben Augenblicke fest und ernst, ohne Bewegung, an, als wäre sie eine unter den Bäumen aufgestellte Mumie.

„Die Blumen des Rosmarins," sprach sie endlich, „werden schöner in Deinen Händen; Du trägst einen Glücksstern im Auge!"

Ich sah sie verwundert an, indem ich den Kranz, an dem ich wand, an meine Lippen drückte.

„Es wohnt Gift in den schönen Lorbeerblättern *). — Winde Deinen Kranz, allein hüte Dich vor dem Genuß."

„Ha! die kluge Fulvia aus Frascati," rief Angelina, aus den Gebüschen hinzutretend. „Windest Du auch Kränze zum morgenden Feste, oder," fuhr sie mit gedämpfter Stimme fort, „bindest Du andere Sträuße, während die Sonne in die Campagna hinuntersinkt?"

„Ein kluges Auge," versetzte Fulvia, mich unverwandt anstarrend. „Die Sonne ging durch den Stier, als er geboren wurde, und an den Hörnern des Stiers hängen Gold und Ehre."

„Ja!" sagte die Mutter, die mit Mariuccia hinzugekommen war, „wenn er das schwarze Kleid und den breiten Hut erhält, kommt es darauf an, ob er das Weihrauchgefäß schwingen oder durch Dornengebüsche gehen muß."

Daß sie damit auf meine geistliche Bestimmung zielte, schien die Sibylle wohl zu begreifen; dennoch lag in ihren

*) Prunus laurocerasus, welcher sehr häufig in den Gebirgen wächst.

Worten eine ganz andere Bedeutung, als die, welche wir uns damals denken mochten. —

„Der breite Hut," sagte sie, „wird seine Stirn nicht beschatten, wenn er vor dem Volke steht, wenn seine Reden wie Musik klingen, lieblicher als der Gesang der Nonnen hinter dem Gitter und stärker als der Donner in den Albaner Gebirgen! Der Sessel des Glücks reicht über **monte caro**, wo doch die Wolke zwischen den Schafherden auf dem Gebirge ruht."

„Ach, Gott!" seufzte die Mutter, ein wenig ungläubig mit dem Kopfe schüttelnd, obgleich sie die glänzende Wahrsagung gern hören mochte. „Er ist ein armes Kind, nur Madonna weiß, wie es ihm gehen wird! Der Wagen der Fortuna ist höher, als der Karren des Albaner Bauers, und ihr Rad dreht sich immerfort; wie soll ein armes Kind da hinauf kommen?"

„Hast Du bemerkt, wie die zwei großen Räder an dem Bauerkarren sich drehen? Die unterste Speiche wird die oberste und geht dann wieder hinunter; wenn sie unten ist, stellt der Bauer den Fuß darauf und das umdrehende Rad muß ihn in die Höhe heben; zuweilen aber befindet sich ein hoher Stein am Wege und dann wird es gehen, wie ein Tanz auf dem Markte*)."

„Darf ich denn nicht mit auf den Glückswagen steigen?" fragte die Mutter halb im Scherz, stieß aber in demselben Augenblicke ein lautes Geschrei aus; denn ein

*) Die Bauern steigen auf ihre hohen Wagen hinauf, indem sie den Fuß auf die hinaufgehende Speiche des Rades stellen.

ungeheurer Raubvogel schlug so nahe vor uns in den See nieder, daß das Wasser in demselben Augenblicke, durch die Kraft, womit die großen Flügel den Wasserspiegel trafen, uns ins Gesicht spritzte. Hoch in der Luft hatte er mit seinem scharfen Blick einen großen Fisch entdeckt, der unbeweglich, wie ein Rohr, auf der Wasserfläche lag; mit dem Fluge eines Pfeils faßte er seine Beute, bohrte die scharfen Klauen in den Rücken des Fisches und wollte sich nun wieder erheben; allein der Fisch mochte, nach der Bewegung des aufgeregten Wassers zu urtheilen, von besonderer Größe und beinahe von gleichen Kräften mit seinem Gegner sein. Er suchte daher, ihn mit sich hinunterzuziehen. — Die Krallen des Vogels saßen so fest im Rücken des Fisches, daß er seine Beute nicht loslassen konnte, und nun begann zwischen Beiden ein Kampf, daß der stille See in großen Kreisen zitterte. Bald erschien der glänzende Rücken des Fisches, bald schlug der Vogel die breiten Flügel gegen das Wasser und schien zu unterliegen. Einige Minuten dauerte der Kampf. Beide Flügel des Vogels lagen einen Augenblick still auf dem Wasser ausgebreitet, als ruheten sie aus. Auf einmal schlugen sie hoch zusammen, ein Knacken wurde gehört, der eine Flügel sank hinab, der andere peitschte das Wasser zu Schaum und verschwand dann plötzlich. Der Fisch schoß mit seinem Feinde in die Wogen hinab, wo sie wohl Beide kurz darauf sterben mußten.

Schweigend hatten wir Alle diesem Auftritte zugesehen; als die Mutter sich wieder zu den Anderen umwandte, war die Sibylle nicht mehr da. Dies, im Verein mit dem

kleinen Begegnisse, das, wie man erfahren wird, viele Jahre darauf auf mein Geschick einwirkte und sich dadurch meinem Gedächtniß um so tiefer einprägte, machte, daß wir Alle sehr schnell und ziemlich wortkarg nach Hause eilten. Dunkelheit schien von dem Laube der eng zusammenstehenden Bäume herabzusinken; die feuerrothen Abendwolken malten sich auf dem Wasserspiegel, das Mühlrad braus'te in einförmigen Tönen. Alles schien etwas Dämonisches an sich zu haben. Während des Gehens erzählte Angelina beinahe flüsternd von seltsamen Dingen, die sie von der Alten voraussagen gehört hatte, welche außerdem verstand, Gift und Liebestränke zu brauen; sie erzählte von der armen Therese in Olevano, die von Tage zu Tage vor Trauer und Sehnsucht nach dem flinken Giuseppe, der über die Gebirge, dem Norden zu, gezogen war, aufgerieben wurde; wie die Alte dann Kräuter in einem kupfernen Kessel gekocht habe und sie mehrere Tage an der Gluth habe sieden lassen, bis auch Giuseppe von Sehnsucht ergriffen wurde und bei Tag und Nacht, ohne Ruhe und Rast, dahin zurückeilen mußte, wo der Kessel mit heiligen Kräutern und einer Locke von seinen und Theresens Haaren siedete. Ich betete leise ein Ave Maria, und wurde erst ruhig, als wir wieder unter dem Dache bei Angelina angelangt waren.

Die vier Dochte an der messingnen Lampe wurden angezündet, einer unserer Kränze um sie gehangen und ein Gericht, genannt **mongana al pomidoro**, nebst einer Flasche voll Wein, vor uns gestellt. Die Bauern unten tranken und improvisirten. Es war eine Art Wechselgesang,

wobei die ganze Versammlung den Chor machte; allein als ich darauf mit den anderen Kindern vor dem Madonnenbilde sang, das neben dem großen Heerd, wo das Feuer loderte, hing, lauschten sie Alle und lobten meine schöne Stimme, worüber ich den dunkeln Wald da draußen und die alte Fulvia, die mir geweissagt hatte, ganz vergaß. Gern hätte ich nun unternommen, mit den Bauern um die Wette zu improvisiren; allein die Mutter dämpfte meine Eitelkeit und meine Begierde mit der Frage: ob ich es schicklich fände, daß ich, der in der Kirche das Rauchfaß schwang und vielleicht einmal dem Volke Gottes Wort erklären sollte, mich wie ein Geck anstellte, hinzusetzend, daß es jetzt nicht Carneval sei, und daß sie es nicht gestatte; allein als wir spät Abends in unsere Schlafkammer traten und ich in das breite Bett hinaufstieg, drückte sie mich zärtlich an ihr Herz, nannte mich ihren Trost und ihre Freude und ließ mich, da das Kopfkissen zu niedrig war, mit meinem Kopfe auf ihrem Arme ruhen, wo ich denn so süß träumte, bis die Sonne durch die Fenster schien und sie mich zu dem schönen Blumenfeste erweckte.

Wie beschreibe ich den ersten Anblick der Straße, das bunte Bild, so wie es mich damals ergriff! — Die ganze lange, allmälig bergaufgehende Straße war mit Blumen überhäuft; der Grund war blau. Es schien, als hätte man alle Gärten, alle Fluren geplündert, um hinreichende Blumen Einer Farbe für die ganze Straße zu erhalten; über dieser lag in langen Streifen, von grünen Blättern umgeben, Rose an Rose; in einiger Entfernung von diesen

befand sich ein ähnlicher Streif und zwischen beiden eine Lage von dunkelrothen Blumen, wodurch ein breiter Rand, den ganzen Teppich entlang, gebildet wurde. Die Mitte desselben stellte Sterne und Sonnen vor, die mittelst einer Menge in runde und sternähnliche Formen geschütteter gelber Blumen hervorgebracht waren. Mehr Mühe hatten die Namenszüge gekostet; hier war Blume an Blume, Blatt an Blatt gelegt. Das Ganze war ein lebendiger Blumenteppich, ein Mosaik-Fußboden, reicher an Farbenpracht, als Pompeji einen aufweisen kann. — Es rührte sich kein Wind, die Blumen lagen unbeweglich da, als wären sie schwere, fest eingedrückte Edelsteine. Von allen Fenstern hingen große, von Blumen und Blättern gewebte Teppiche, heilige Bilder darstellend, über die Mauer hinab. Hier führte Joseph den Esel, der Madonna mit dem Kinde trug; Rosen bildeten Gesicht, Füße und Arme, Levkojen und Anemonen ihr flatterndes Gewand. Die Krone bestand aus weißen, von dem See von Nemi geholten Sternblumen*). St. Michael kämpfte mit dem Drachen, die heilige Rosalie streuete Blumen auf die schwarzblaue Weltkugel; überall, wohin mein Auge fiel, erzählten mir die Blumen biblische Legenden, und alle Leute ringsum waren froh, wie ich. Auf Balkonen standen festlich angezogen die reichen Fremden von jenseits der Gebirge, und längs den Häusern bewegte sich das große Menschengewimmel in vollem Putze, jeder nach der Sitte seiner Gegend. Die Mutter

---

*) Nymphaea alba.

hatte an dem steinernen Bassin um den großen Springbrunnen, wo die Straße sich wendet, Platz genommen, und ich stand vor dem Satyrkopfe, der aus dem Wasser heraussieht.

Die Sonne brannte heiß; alle Glocken läuteten, und der Zug bewegte sich den schönen Blumenboden entlang; Gesang und Musik, beide anmuthig, verkündeten seine Annäherung. Die Chorknaben schwangen Rauchfässer, vor der Monstranz herschreitend; die schönsten Mädchen der Umgegend folgten mit Blumenkränzen nach, und arme Kinder, mit Flügeln an den nackten Schultern, harrten unter Engelhymnen an dem Hochaltare des nahenden Zuges. Die jungen Burschen trugen flatternde Bänder um den spitzigen Hut, an welchem ein Marienbild angeheftet war; silberne und goldene Ringe hingen an einer Kette um den Hals und die schönen bunten Schärpen nahmen sich zu der schwarzen sammetnen Jacke vortrefflich aus. Die Mädchen von Albano und Frascati hatten das schwarze Haargeflecht mit dem silbernen Pfeil zierlich mit einem dünnen Schleier bedeckt; die von Velletri dagegen trugen Kränze um das Haar und das bunte Halstuch so tief hinab an das Kleid geheftet, daß die schönen Schultern und die volle Brust zum Vorschein kamen. Von den Abruzzen, von den Sümpfen, von jeder nahen Gegend erschien Jeder in seiner eigentlichen Nationaltracht, und so gewährten Alle den buntesten Anblick. Der Cardinal in seinem Gewande von Silbermoor schritt unter dem blumengeschmückten Baldachin vorwärts; Mönche von verschiedenen Orden folgten, Alle trugen

brennende Kerzen. — Als der Zug außerhalb der Kirche war, strömte die Menge nach. Wir wurden mit fortgerissen; die Mutter hielt mich an den Schultern fest, damit wir nicht getrennt werden sollten. — Da ging ich nun, von Allen überragt, von dem Gewimmel eingeschlossen; Alles, was ich sehen konnte, war der blaue Himmel über mir. Auf einmal entstand ein durchdringendes Geschrei; von allen Seiten wurde gedrängt. Ein Paar Pferde waren durchgegangen, mehr vernahm ich nicht; ich wurde zur Erde geworfen, es ward mir schwarz vor den Augen, und es war mir, als braus'te ein Wasserfall über mich hin.

O heilige Mutter Gottes, welcher Jammer! Mich durchfährt noch immer ein Schauder, wenn ich daran zurückdenke. Als ich zur Besinnung kam, ruhte ich mit dem Kopfe in Mariuccia's Schooß; sie schrie und jammerte. Neben uns lag die Mutter ausgestreckt, und rings herum stand ein enger Kreis von fremden Leuten. — Die wilden Pferde waren über uns hingefahren. Das Rad war über die Brust meiner Mutter gegangen; das Blut quoll ihr aus dem Munde; sie war todt.

Ich sah, wie die gebrochenen Augen zugedrückt und die leblosen Hände, die mich einige Augenblicke vorher so liebreich beschützt hatten, gefaltet wurden. Die Mönche brachten sie in das Kloster, und da ich ganz unbeschädigt, nur die Haut ein wenig gequetscht war, nahm mich Mariuccia nach der Osterie, wo ich gestern so froh gewesen war, Kränze gebunden und im Arme meiner Mutter geschlafen hatte, mit zurück. Ich war recht tief betrübt, obgleich

ich nicht empfand, wie ganz verlassen ich dastand. Sie reichte mir Spielzeug, Obst und Kuchen und versprach mir, daß ich morgen die Mutter wiedersehen sollte, die jetzt bei Madonna wäre, wo immerfort ein freudiges Blumenfest begangen würde; allein ihre übrigen Reden entgingen meiner Aufmerksamkeit nicht; ich hörte sie von dem häßlichen Raubvogel von gestern, von Fulvia und einem Traum, den meine Mutter gehabt, flüstern; jetzt, da sie todt war, wollten Alle das Unheil geahnt haben.

Die durchgegangenen Pferde waren indessen gleich außerhalb der Stadt, wo sie gegen einen Baumstamm stießen, angehalten worden; ein vornehmer Herr von vierzig und einigen Jahren wurde, halb todt vor Schrecken, aus dem Wagen gehoben. Es wurde gesagt, daß er aus der borghesischen Familie sei, eine Villa zwischen Frascati und Albano besitze und wegen seiner seltsamen Neigung, allerlei Pflanzen und Blumen zu sammeln, bekannt sei; ja in geheimen Künsten sollte er eben so gut bewandert sein, wie die kluge Fulvia. Ein Diener in reicher Livree brachte eine Börse mit zwanzig Scudi von ihm an das mutterlose Kind.

Den folgenden Abend, bevor es zum Ave Maria läutete, wurde ich in das Kloster geführt, um die Mutter zum letzten Mal zu sehen. Sie lag festlich angezogen, so wie gestern zum Blumenfeste, in dem engen breternen Sarge. Ich küßte die gefalteten Hände, und die Frauen weinten mit mir.

An der Thür standen schon die Leichenträger und das

Gefolge, in die weißen Kutten vermummt, die Capuze über das Gesicht hinabgezogen; sie hoben die Bahre auf die Schultern, die Capuziner zündeten ihre Kerzen an und begannen den Gesang für die Todten. Mariuccia ging mit mir dicht hinter der Leiche; der rothe Abendhimmel schien auf das Antlitz meiner Mutter; sie sah ganz so aus, als lebte sie. Die andern Kinder aus der Stadt liefen fröhlich nebenher und fingen das von den Kerzen der Mönche hinabtröpfelnde Wachs auf. — Wir gingen durch die Straße, wo gestern der feierliche Zug Statt gefunden hatte. Sie war noch von Blumen und Blättern bedeckt; allein die Bilder, die schönen Figuren waren, so wie das Glück meiner Kinderjahre, meine Freude am gestrigen Tage, alle zerstört. Ich sah, wie auf dem Kirchhofe der große Stein, der das Gewölbe bedeckt, in das die Leichen hinabgesenkt werden, zur Seite gewälzt wurde, ich sah den Sarg hinabgleiten und vernahm das dumpfe Geräusch, als er unten an die anderen Särge anstieß. Dann zogen sie Alle von dannen, Mariuccia aber ließ mich am Grabstein niederknieen und ein „**Ora pro nobis!**“ beten.

In mondheller Nacht zogen wir von Genzano ab; Federigo und zwei Fremde waren mit. Dichte Wolken hingen an den Albaner Gebirgen; ich betrachtete den leichten Nebelschleier, der im Mondenscheine über die Campagna hinjagte. Die Anderen sprachen nur wenig, und bald schlief ich ein und träumte von Madonna, von den Blumen und meiner Mutter, die lächelte, lebte und mit mir sprach.

IV.

Oheim Peppo. Die Nacht im Colosseum. Der Abschied.

Was sollte nun aus mir werden! Das war die Frage, als wir in Rom und im Hause meiner Mutter angelangt waren. Fra-Martino hielt es für das Vernünftigste, daß ich zu Mariuccia's Eltern in der Campagna hinaus käme. Es waren rechtliche Hirtenleute, denen die zwanzig Scudi ein Reichthum sein mußten, wofür sie keinen Anstand nehmen würden, mich als ihr eigenes Kind anzunehmen; allein ich war ja auch zur Hälfte ein Glied der Kirche, und zog ich nun in die Campagna hinaus, konnte ich nicht mehr das Rauchfaß in der Capuziner-Kirche schwingen. Federigo fand auch, daß es besser sei, wenn ich bei rechtlichen Leuten in Rom bliebe; er möchte nicht, sagte er, daß ein roher, einfältiger Bauer aus mir würde.

Während Fra-Martino sich darüber im Kloster berieth, kam mein Oheim Peppo auf seinen hölzernen Klötzen hereingehumpelt; er hatte den Tod meiner Mutter, und daß mir zwanzig Scudi zugefallen waren, erfahren, und der letzteren wegen besonders erschien er nun, um auch seine Stimme geltend zu machen. Er behauptete, daß es, weil er nun der Einzige sei, den ich in der Welt habe, auch seine Pflicht wäre, sich meiner anzunehmen, daß ich ihm folgen solle, und daß Alles, was sonst im Hause sich vorfände, nebst den

zwanzig Scudi, das Seinige sei. Mariuccia bestand mit großem Eifer darauf, daß sie und Fra-Martino schon Alles auf das beste eingerichtet hätten, und gab ihm zu verstehen, daß er als Krüppel und Bettler genug mit sich selbst zu schaffen habe und hier keine Stimme haben könne.

Federigo verließ das Zimmer, und die zwei Zurückgebliebenen warfen sich nun gegenseitig den selbstsüchtigen Grund ihrer Sorgfalt für mich vor. Der Oheim Peppo spie Gift und Galle, und Mariuccia stand wie eine Furie vor ihm. Sie wollte nichts mit ihm, mit dem Jungen, mit dem Ganzen zu thun haben, sagte sie, er könnte ihn nur nehmen und ihm ein Paar Rippen einschlagen, damit der Bube ein Krüppel würde und seinen Bettelsack besser füllen könnte! Er sollte den Jungen nur gleich mitnehmen, allein das Geld wollte sie behalten, bis Fra-Martino zurückkäme; keinen Heller davon sollte sein falsches Auge zu sehen bekommen.

Peppo drohte, ihr mit seinen hölzernen Klötzen ein Loch, so groß wie die Piazza del Popolo, in den Kopf zu schlagen. Ich stand weinend neben Beiden; Mariuccia stieß mich von sich, Peppo zog mich an sich. Ich sollte ihm nur folgen, mich nur an ihn halten, sagte er; allein wenn er die Last trüge, wollte er auch den Lohn haben. Der römische Senat wüßte wohl einem ehrlichen Manne Recht zu verschaffen! und so zog er mich, gegen meinen Willen, aus der Hausthür, wo ein zerlumpter Junge seinen Esel hielt; denn bei großen Wanderungen und wenn es Eile galt, warf er die hölzernen Klötze zur Seite und klammerte die

welken Beine an den Esel fest. Mich nahm er vor sich auf das Thier, der Junge gab diesem einen Stoß, und so trabten wir von dannen, während er mich auf seine Weise liebkos'te.

„Siehst Du, mein Kind," sagte er, „ist das nicht ein trefflicher Esel, und fliegen kann er, fliegen, wie ein Wettrenner durch den Corso; Du wirst es bei mir gut haben, gut, wie ein Engel Gottes, mein süßer, schlanker Junge." Darauf folgten tausend Flüche und Verwünschungen gegen Mariuccia.

„Wo hast Du das hübsche Kind gestohlen?" fragte ihn jeder Bekannte, indem wir vorüber ritten, und so wurde denn beinahe an jeder Ecke meine Geschichte erzählt und wiederholt. Ein Weib, das Wasser mit Citronenschnitten verkaufte, reichte uns für diese lange Erzählung ein Glas und schenkte mir eine Pinienfrucht zum Mitnehmen, denn die Kerne waren schon alle fort. Bevor wir unter Dach gelangt waren, war die Sonne schon untergegangen; ich sprach kein Wort, drückte mir die Hände fest an die Augen und weinte. In einem kleinen Verschlage, neben der größern Kammer, zeigte er mir in der Ecke ein Lager von Maisblättern oder vielmehr die verdorrte Hülle dieser Frucht. Hier sollte ich schlafen; hungrig könnte ich doch wohl nicht sein, und noch weniger durstig, meinte er. Hätten wir ja doch das treffliche Citronenwasser getrunken; er streichelte mir die Wange mit demselben häßlichen Lächeln, vor dem ich mich immer entsetzt hatte; dann fragte er mich, wie viel Silberstücke in

der Börse gewesen seien, ob Mariuccia aus dieser den Vetturin bezahlt, und was der fremde Diener gesagt hätte, als er das Geld brachte. Ich konnte ihm aber keine Aufklärung darüber geben und fragte weinend, ob ich denn immer hier bleiben sollte und ob ich nicht morgen heimkehren dürfe.

„Freilich, freilich!“ entgegnete er; „aber schlafe nun, und vergiß Dein Ave Maria nicht; wenn der Mensch schläft, wacht der Teufel; mache das Zeichen des Kreuzes! das ist eine eiserne Mauer, die kein brüllender Löwe durchbrechen kann; bete fromm! bete, daß Madonna durch Gift und Eiter die falsche Mariuccia bestrafen möge, die Dich Unschuldigen bevortheilt, Dich und mich um Dein ganzes Vermögen betrügt. Schlafe nur, Du; die Luke da oben mag offen stehn. Frische Luft ist so gut, wie ein halbes Abendessen. Sei nur nicht vor den Fledermäusen bange; sie kommen nicht herein, sie fliegen vorüber, die armen Geschöpfe. Schlaf' wohl, mein Jesuskind.“ Damit verschloß er die Thür.

Lange ging er in der Stube mit allerlei beschäftigt umher, dann vernahm ich mehrere Stimmen und sah den Lampenschein durch eine Spalte zu mir hineinfallen. Ich erhob mich, doch ganz leise, denn die trockenen Maisblätter rasselten, und ich fürchtete, daß er etwas hören und dann wieder hereinkommen möchte. Durch die Spalte bemerkte ich nun, daß zwei Dochte der Lampe angezündet waren. Brot und Rüben lagen auf dem Tische und die Flasche mit Wein ging in der Gesellschaft herum. Alle waren Bettler,

alle Krüppel; ich erkannte sie recht gut wieder, obgleich jetzt ein ganz anderer Ausdruck aus ihren Gesichtern sprach, als der, den ich zu sehen gewohnt war. Der fieberkranke, hinsterbende Lorenzo saß lustig und lärmend da und plauderte ohne Unterlaß; sonst am Tage hatte ich ihn immer im Grase auf dem **Monte Pincio** *) ausgestreckt liegen sehen, wo er den verbundenen Kopf gegen den Baumstamm stützte und die Lippen wie ein Sterbender bewegte, während die Frau den Vorübergehenden den fieberkranken, leidenden Mann zeigte. Francia, mit den fingerlosen Händen, trommelte mit den Stümpfen auf den Schultern der blinden Catharina und sang halblaut das Lied vom „Cavalier Torchino". Zwei bis drei Andere saßen der Thür näher, allein so im Schatten, daß ich sie nicht sehen konnte. Mein Herz klopfte heftig vor Angst; ich hörte, daß von mir gesprochen wurde.

„Kann der Junge gebraucht werden?" fragte Einer. „Hat er irgend ein Gebrechen?"

„Nein! die Madonna ist ihm nicht so gnädig gewesen," entgegnete Peppo; „er ist schlank und wohlgebildet wie ein adeliges Kind."

Alle riefen, daß dies ein großes Unglück sei. Die blinde Catharina fügte hinzu, daß mir ja leicht ein kleiner Knick beigebracht werden könne, der mir das irdische Brot verschaffe, bis mir Madonna das himmlische spende.

*) Monte Pincio mit einer öffentlichen Promenade, welche sich von der spanischen Treppe, der französischen Akademie bis nach der Porta del Popolo hinzieht, mit der Aussicht auf den größten Theil von Rom und den Garten der Villa Borghese.

„Ja," bemerkte Peppo, „wäre meine Base klug gewesen, da hätte der Junge sein Glück machen können! — Denn eine Stimme hat er — ach! wie die lieben Engel Gottes! er ist wie für die päpstliche Capelle gemacht! der könnte ein Sänger werden!"

Sie sprachen von meinem Alter und von dem, was noch geschehen könnte und zu meinem Glücke geschehen müßte. Ich begriff nicht, was sie mit mir machen wollten; allein so viel war mir klar, daß, was sie auch vorhatten, es doch nichts Gutes war, und ich zitterte vor Angst. — Wie sollte ich aber entschlüpfen? Dies allein füllte meine Seele. Wohin? Ja, daran dachte ich gar nicht. — Ich kroch an die offene Luke. Mit Hülfe eines hölzernen Blockes gelangte ich hinauf. Ich gewahrte keinen Menschen in der Straße; die Thüren waren überall zu; wollte ich hinaus und hinab, mußte ich einen tüchtigen Sprung machen; mir gebrach es dazu an Muth; allein da kam es mir vor, als griff Jemand an die Thür, um zu mir herein zu kommen; da fuhr mir ein Schauder durch alle Glieder, und ich ließ mich die Mauer entlang hinabgleiten; ich fiel schwer, jedoch auf Erde und Rasen.

Bald stand ich wieder auf und lief, ohne zu wissen wohin, durch die engen, krummen Straßen. Nur ein Mann, der laut sang und mit seinem Stock auf das Pflaster schlug, ging an mir vorüber. Endlich befand ich mich auf einem großen Platze; der Mond schien hell, ich erkannte den Ort; es war Forum romanum, der Kuhmarkt, wie wir ihn nennen.

Der Mond erhellte die hintere Seite des Capitoliums, das wie eine senkrechte Felsenwand das enggebaute Rom von dem freiern Theile desselben zu trennen schien. Auf der hohen Treppe des Triumphbogens des Septimius Severus lagen einige Bettler, in ihre großen Mäntel eingehüllt, und schliefen. — Die hohen Säulen, die noch von den alten Tempeln übrig sind, warfen lange Schatten. Nie war ich früher nach dem Untergange der Sonne dort gewesen; das Ganze hatte für mich etwas Gespensterhaftes, und im Gehen strauchelte ich über die marmornen Capitäler, die in dem hohen Grase lagen. Ich stand wieder auf und erhob das Auge auf die Ueberreste der Kaiserburg; der dichte Epheu machte die Mauern noch düsterer, die schwarzen Cypressen erhoben sich so groß und dämonisch in die blaue Luft, daß ich dabei noch ängstlicher wurde. Im Grase zwischen umgestürzten Säulen und Schutt von Marmor lagen einige Kühe, und ein Maulthier weidete dort; das tröstete mich in etwas! Es waren doch lebendige Wesen hier, die mir nichts Uebles zufügen wollten.

Es war in dem hellen Mondlichte beinahe wie Tag; jeder Gegenstand zeigte sich deutlich in scharfen Umrissen; ich hörte Jemand kommen — gewiß um mich zu suchen. In meiner Angst flüchtete ich mich in das riesengroße Colosseum, das wie eine ganze Felsenpartie vor mir lag. Ich stand in dem doppelten Bogengange, der groß und ohne Gebrechen, als wäre er gestern vollendet, um das halbe Gebäude läuft. Hier war es durchaus finster und eiskalt. Ich ging einige Schritte durch die Säulen vorwärts, jedoch

leise, ganz leise, denn das Geräusch der eigenen Fußtritte machte mich noch ängstlicher; ich gewahrte ein ganz niedrig an der Erde angezündetes Feuer und konnte die Umrisse dreier menschlichen Gestalten vor demselben unterscheiden. Waren es Bauern, die sich hier ein Nachtlager ausgesucht, um nicht zur nächtlichen Zeit durch die öde Campagna zu reiten? oder waren es vielleicht Soldaten, die im Colosseum Wache hielten, oder wohl gar Räuber? — Es war mir, als hörte ich ihre Waffen klirren, und zog mich daher leise dorthin zurück, wo die hohen Pfeiler ohne irgend ein anderes Gewölbe, als das, welches die Gebüsche und Schlingpflanzen bilden, frei dastehen. Seltsame Schlagschatten fielen im Mondscheine auf die hohen Mauern. Quadersteine, aus ihren geregelten Fugen geglitten und mit Immergrün bewachsen, schienen herabstürzen zu wollen und nur an den dichten Schlingpflanzen festzuhängen.

Oben in dem mittleren Säulengange bewegten sich Leute, gewiß Reisende, die spät im Mondscheine diese merkwürdige Ruine besahen; eine weiß gekleidete Dame war mit in der Gesellschaft. Noch schwebt dies seltsame Gemälde mir deutlich vor, wie sie zum Vorschein kamen, verschwanden und, von dem Mondlichte und der rothen Fackel beleuchtet, sich wieder zwischen den Säulen zeigten. Die Luft war unendlich tief blau, das Gebüsch erschien wie der schwärzeste Sammet, jedes Blatt hauchte Nacht aus. Mein Auge folgte den Fremden. Noch nachdem sie mir ganz aus dem Gesichte verschwunden waren, gewahrte ich

den rothen Schein der Fackel; allein auch diese verschwand, und ringsum herrschte Todtenstille.

Hinter einem der vielen hölzernen Altäre, die neben einander innerhalb der Ruine stehen und die Ruhepunkte der Kreuzwanderung des Erlösers darstellen, setzte ich mich auf ein zerbrochenes Capitäl, das im Grase lag. Der Stein war kalt wie Eis; mein Kopf brannte, es war Fieber in meinem Blute; schlafen konnte ich nicht, besonders als Alles mir einfiel, was mir von diesem alten Gebäude erzählt worden war: von den gefangenen Juden, die diese großen Steinblöcke für den mächtigen römischen Kaiser hatten aufrichten müssen; von den wilden Thieren, die innerhalb dieses Raumes mit einander, ja sogar auch mit Menschen gekämpft hatten, während das Volk auf den steinernen Stufen saß, die von der Erde bis zu dem obersten Säulengange treppenartig hinaufreichten*).

Es raschelte im Gebüsche über mir; ich sah hinauf, und es war mir, als sähe ich da etwas sich bewegen. Ach ja! ringsum zeigte mir meine Phantasie blasse düstere Gestalten, welche hämmerten und mauerten; ich hörte deutlich jeden fallenden Schlag, sah hagere, schwarzbärtige Juden Gras und Buschwerk ausreißen, um Stein auf Stein zu häufen, bis das ganze ungeheure Gebäude aufs neue errichtet dastand, und nun war Alles ein Menschengewimmel,

---

*) „While stands the Coliseum, Rome shall stand,
„When falls the Coliseum, Rome shall fall,
„And when Rome falls — the world —."
Byron.

Kopf an Kopf; das Ganze erschien mir noch unendlich größer, ein lebendiger Riesenkörper *).

Ich sah die Vestalinnen in langen weißen Gewändern, den prächtigen Kaiserhof, die nackten blutenden Gladiatoren, vernahm, wie es brüllte und heulte in den untersten Bogengängen; von mehreren Seiten stürzten ganze Schaaren von Tigern und Hyänen heraus; sie eilten dicht an mir, wo ich mich hingeworfen hatte, vorüber, ich vernahm ihren brennenden Odem, sah den rothen Feuerblick, und klammerte mich am Steine fest, auf dem ich saß, die Madonna um Rettung anflehend; aber noch wilder tobte es ringsumher; dennoch gewahrte ich mitten drinnen das heilige Kreuz, so wie es noch dasteht, das ich immer fromm geküßt hatte, wenn ich dort vorüber kam. — Ich strengte alle meine Kräfte an, und empfand deutlich, daß ich es mit meinen Armen umschlang; allein Alles ringsum stürzte zusammen, Mauern, Menschen, Thiere; — ich verlor die Besinnung und fühlte nichts mehr.

Als ich wieder die Augen öffnete, war mein Fieber vorüber; allein ich war entkräftet und die Müdigkeit lag mir wie Blei in den Gliedern. — Ich ruhte wirklich auf den Stufen des großen hölzernen Kreuzes und betrachtete nun die ganze Umgebung; die hatte gar nichts Erschreckendes an sich, eine stille Feier schwebte über dem Ganzen. Eine

---

*) Das Colosseum wurde unter Vespasian erbaut, 12,000 gefangene Juden arbeiteten daran; es soll 86,000 Plätze zum Sitzen gehabt haben, außerdem fanden noch 20,000 stehende Zuschauer Platz.

Nachtigall schlug in dem Buschwerke oben an der Mauer; ich dachte an das liebe Jesuskind, dessen Mutter jetzt, da ich keine mehr hatte, ja auch die meinige war, schlang meine Arme um das Kreuz, stützte den Kopf dagegen und genoß bald eines ruhigen, stärkenden Schlafes.

Dieser muß mehrere Stunden gedauert haben; ich erwachte bei Psalmengesang. Die Sonne erhellte den obern Theil der Mauer, die Capuciner wanderten mit brennenden Kerzen von Altar zu Altar und sangen ihr „Kyrie eleison!" in den schönen Morgen hinein. Sie standen um das Kreuz, an dem ich lag; — ich sah Fra-Martino sich zu mir herabneigen. Mein verstörtes Aussehen, meine Blässe und mein Hiersein zu dieser Stunde beunruhigten ihn; wie ich ihm dies Alles erklärte, weiß ich nicht; allein meine Furcht vor Peppo und mein verlassener Zustand waren ihm klar genug. Ich klammerte mich an seiner braunen Kutte fest, und es schien, als nähmen alle Brüder an meinem Unglücke Theil. Sie kannten mich ja auch Alle; ich war ja bei ihnen in ihren Zellen gewesen und hatte vor dem heiligen Altare mit ihnen gesungen.

Wie froh war ich auch, als Fra-Martino mich mit sich zurück nach dem Kloster führte; wie vergaß ich meine ganze Noth, als ich in seiner kleinen Zelle saß, wo die alten Holzschnitte an die Wand geklebt waren und der Orangenbaum seine grünen duftenden Zweige durch das Fenster hereinstreckte. Fra-Martino hatte mir auch schon versprochen, daß ich nicht mehr zu Peppo zurückkehren solle. „Einem Bettler," hörte ich ihn zu den Anderen sagen, „einem um

Almosen flehenden Krüppel darf der Knabe nicht hingegeben werden.“

Zur Mittagszeit brachte er mir Rüben, Brot und Wein, und sagte dabei so feierlich, daß mein Herz dabei bebte: „Armer Junge, wäre Deine Mutter am Leben geblieben, wären wir nicht getrennt worden, da hätte die Kirche Dich behalten, und Du wärest in ihrem Frieden und unter ihrer Obhut groß geworden. Nun mußt Du auf das unruhige Meer hinaus, mußt auf dem unsicheren Brete schwimmen, aber gedenke nur Deines blutigen Erlösers und der heiligen Jungfrau! Halte an ihnen fest! Du hast in der ganzen weiten Welt nur sie allein.“

„Wo soll ich denn hin?“ fragte ich.

Nun erzählte er mir, daß Mariuccia's Eltern in der Campagna mich aufnehmen wollten, gebot mir, sie wie Vater und Mutter zu ehren, ihnen in Allem, was sie von mir verlangen würden, gehorsam zu sein, und nie meine Gebete und die Lehren, die er mir gegeben, zu vergessen.

Gegen Abend fand sich Mariuccia nebst ihrem Vater bei der Klosterpforte ein, um mich abzuholen. Fra=Martino führte mich zu ihnen hinaus. — Was die Kleidungsstücke betraf, sah Peppo beinahe stattlicher aus, als dieser Hirt, dem ich nun übergeben wurde. Die zerrissenen ledernen Stiefeln, die nur bis zum Knöchel reichten, die nackten Kniee, der spitze Hut mit der Haideblume fielen mir zuerst ins Auge. Er kniete nieder, küßte Fra=Martino's Hand und sagte, daß ich ein hübscher Junge sei und daß er und sein Weib jeden Bissen mit mir theilen wollten.

Mariuccia gab ihm nun den Geldbeutel mit meinem ganzen Reichthum, und darauf gingen wir alle vier in die Kirche hinein; sie beteten still vor sich hin; auch ich kniete nieder, aber beten konnte ich nicht; meine Augen suchten alle die bekannten Bilder: Jesus im Schiffe über der Kirchthüre, den Engel auf dem großen Altarbilde und den schönen St. Michael; selbst den Todtenköpfen mit dem Epheukranz um die Schläfe mußte ich Lebewohl sagen. Fra Martino legte seine Hand auf mein Haupt und gab mir, als wir uns trennten, ein kleines Buch mit Holzschnitten: „modo di servire la santa messa.“ So schieden wir. — Als wir über die Piazza Barberini wanderten, konnte ich nicht umhin, zum Hause meiner Mutter hinaufzusehen. Die Fenster standen alle offen, die Zimmer harrten neuer Bewohner. —

V.

Die Campagna.

Die ungeheuere Steppe um das alte Rom war also jetzt meine Heimath. Der Fremde von jenseits der Gebirge, der, für Kunst und Alterthum begeistert, zum ersten Mal sich der Tiberstadt nähert, sieht in dieser vertrockneten Oede ein mächtiges Weltblatt; die einsamen Gräber, die einzelnen Hügel, Alles sind ihm heilige Chiffern, ganze Capitel der Weltgeschichte. Der Maler wirft den einzeln-

stehenden Bogen einer zertrümmerten Wasserleitung, den unter der Schafherde sitzenden Hirten auf das Papier hin, und stellt die welken Disteln in den Vordergrund; die Leute sagen dann, das ist ein hübsches Bild. Mit wie ganz verschiedenen Empfindungen betrachteten wir, mein Führer und ich, die unübersehbare Ebene! Das versengte Gras, die ungesunde Sommerluft, die immer dem Bewohner der Campagna Fieber und bösartige Krankheiten bringt, machten die überwiegende Schattenseite von seinen Betrachtungen aus; mir war Alles hier etwas Neues. Mich erfreuten die schönen Gebirge, die, in verschiedenen Schattirungen von Violett, die eine Seite der Ebene umgaben, die wilden Büffel und die gelbe Tiber, an deren Ufer die Ochsen mit ihren langen Hörnern, unter dem Joche gebeugt, die Schiffe stromaufwärts zogen. Wir gingen in derselben Richtung.

Ringsum sahen wir nur niedriges gelbes Gras und hohe halb verwelkte Disteln. Wir kamen an einem Kreuz vorüber, das als Zeichen eines hier begangenen Mordes errichtet war. Neben demselben hingen Glieder des Mörders, ein Arm, ein Fuß; es war mir ängstlich, um so mehr, da dies Alles sich nur in geringer Entfernung von meiner neuen Wohnung befand. Diese war weder mehr, noch weniger, als eins der alten verfallenen Gräber, wovon hier seit den alten Zeiten so viele vorhanden sind; die meisten Hirten in der Campagna ziehen gern in ein solches ein, weil sie da Alles finden, was sie zum Obdach, ja selbst zur Bequemlichkeit brauchen. Sie füllen einige Vertiefungen aus, vermauern einige Löcher, legen ein Dach von Schilf-

rohr darüber, und die Wohnung ist fertig. Die unserige stand auf einer Anhöhe und war zwei Stockwerk hoch. Die zwei corinthischen Säulen an der engen Thür zeugten von dem Alter dieses Gemäuers, so wie die breiten Mauerpfeiler von einer späteren Ausbesserung. Vielleicht ist es im Mittelalter befestigt worden. Ein Loch in der Mauer über der Thür wurde als Fenster angesehen; das halbe Dach war mit einer Art Rohr und mit Zweigen belegt, die andere Hälfte bestand aus lebendigem Buschwerk, aus welchem das Geisblatt in reicher Fülle über der geborstenen Mauer hinabhing. —

„Na! so wären wir denn da!" sagte Benedetto, und dies waren die ersten Worte, die er sprach.

„Wohnen wir dort?" fragte ich, und sah bald die düstere Wohnung an, bald auf die Glieder des Räubers. Ohne mir Antwort zu geben, rief er nun: „Domenica! Domenica!" und nun sah ich eine bejahrte Frau, deren ganze Bekleidung aus einem groben Hemde bestand, mit nackten Beinen und Armen und herabhängenden Haaren hervortreten. Sie überhäufte mich mit Küssen und Liebkosungen; hatte der Vater Benedetto ein tiefes Stillschweigen beobachtet, so war sie um so gesprächiger. Sie nannte mich ihren kleinen Ismael, der in die Wüste, wo die wilden Disteln wachsen, geschickt war. „Allein Du sollst bei uns nicht verschmachten," sagte sie; „die alte Domenica wird Dir, an deren Statt, die jetzt im Himmel für Dich betet, eine gute Mutter sein; und Dein Bett habe ich Dir schon gemacht, und die Bohnen sind gar, und mein alter

Benedetto und Du, ihr sollt zusammen am Tische sitzen. Nun! — Mariuccia ist doch nicht mitgekommen! Na! hast Du den heiligen Vater gesehen, Benedetto? Allein ein Stück Presciutto hast Du doch wohl nicht vergessen? und die messingenen Oesen auch nicht? oder ein neues Madonnenbild zum Ankleben an der Thür neben dem alten, das wir schwarz geküßt haben? Nein! ein Mann wie Du, der denkt an Alles und vergißt nichts, nicht wahr, mein lieber Benedetto?!"

So fuhr sie unaufhaltsam fort, während sie uns in den engen Raum führte, der ein Zimmer genannt wurde, mir aber später so groß wie die Säle des Vaticans vorkam. Ich glaube auch in der That, daß diese Wohnung nicht wenig auf mein poetisches Gemüth eingewirkt hat; dieser kleine enge Raum war meiner Phantasie, was ein Gewicht dem jungen Palmbaum ist; je mehr er in sich hinein gepreßt wird, um so mehr wächst er. Unser Haus war, wie gesagt, in uralten Zeiten ein Familien-Grab gewesen, das aus einem großen Raume mit vielen kleinen Nischen neben einander und wieder solchen in zwei Reihen über den erstern bestand, alle mit künstlicher Mosaik bedeckt. Nun wurde jede zu höchst verschiedenem Gebrauche benutzt, eine war Vorrathskammer, eine bewahrte Töpfe und Krüge auf, eine dritte machte den Herd aus, wo die Bohnen kochten.

Domenica sagte das Tischgebet vor und Benedetto segnete das Essen; als wir nun gesättigt waren, führte mich die alte Mutter eine Leiter hinauf durch die zerbrochenen Mauergewölbe, zum zweiten Stockwerk, wo wir Alle

in zwei großen Nischen, ehemaligen Gräbern, schliefen. Tief im Hintergrunde war ein Bett für mich gemacht; neben demselben befanden sich zwei kreuzweise aufgestellte Stangen, zwischen welchen eine Art Trog von Segeltuch, als Wiege für ein kleines Kind, hing. Ich glaube, es war das Mariuccia's; es lag ganz still da. Ich legte mich nieder; ein Stein war aus der Mauer gefallen, und ich konnte durch die Oeffnung den blauen Himmel draußen und den dunkeln Epheu, der wie ein Vogel sich im Winde bewegte, erblicken. So wie ich mich niederlegte, schoß eine glänzende bunte Eidechse über die Mauer hin, allein Domenica tröstete mich damit, daß die armen Thierchen mich noch mehr fürchteten, als ich sie; sie würden mir nichts Böses thun. Sie betete dann ein Ave Maria über mich und brachte die Wiege in die andere Nische hinüber, wo sie und Benedetto schliefen. Ich machte das Zeichen des heiligen Kreuzes, dachte an meine Mutter, an Madonna, an die neuen Eltern, an die blutige Hand und den bleichen Fuß des hingerichteten Räubers, die ich unweit der Wohnung gesehen hatte, und dies Alles kreuzte sich die erste Nacht seltsam in meinen Träumen.

Der folgende Tag begann mit Regen, der die ganze Woche fortdauerte und uns in den engen Raum bannte, wo eine halbe Dämmerung herrschte, obgleich, wenn der Wind den Regen davontrug, die Thür offen stand. Ich mußte das kleine Kind, das in der Wiege von Segeltuch lag, wiegen, Domenica spann an ihrer Spindel, erzählte mir von den Räubern in der Campagna, die ihnen doch nie Uebles zufügten, sang mir fromme Lieder vor, und lehrte

mich neue Gebete und Legenden von Heiligen, die ich früher nie gekannt. Zwiebeln und Brot waren unser gewöhnliches Essen, und das schmeckte mir gut, ich hatte aber, in den engen Raum eingesperrt, Langeweile; dann grub Domenica, dicht außerhalb der Thür, einen Canal, eine kleine sich hinschlängelnde Tiber, in welcher das Wasser gelb und langsam dahinfloß. Kleine Stecken und Rohre machten dann meine Flotte aus, die ich an Rom vorüber bis nach Ostia segeln ließ; peitschte aber der Regen zu gewaltig, so mußte die Thür zugemacht werden, und wir waren dann beinahe im Dunkeln. Domenica spann, und ich gedachte der schönen Bilder in der Klosterkirche, es war mir, als sähe ich den Herrn Jesus im Schiffe an mir vorüber schaukeln, auch Madonna auf der von Engeln getragenen Wolke und die mit Todtenschädeln bekränzten Leichensteine.

Als die Regenzeit vorüber war, blieb der Himmel ganze Monate hindurch in seinem unveränderlichen Blau. Mir wurde gestattet, draußen, nur nicht zu weit und zu nahe am Flusse, umher zu laufen, denn die weiche Erdrinde könnte leicht mit mir hinabstürzen, meinte Domenica; dort weideten auch die vielen Büffel, die wild und gefährlich waren, aber eben für mich ein eigenes seltsames Interesse hatten. Das Dämonische im Blick des Büffels, das wunderliche rothe Feuer, das in dem Augapfel spielt, erregte bei mir eine Empfindung, derjenigen ähnlich, die den Vogel in den Rachen der Schlange treibt. Ihr wilder Lauf, schneller, als der des Pferdes, ihr gegenseitiges Kämpfen, wo Kraft mit Kraft rang, zog meine Aufmerksamkeit an; ich zeichnete

dann im Sande Figuren, welche das von mir Gesehene bedeuten sollten, und um dies recht deutlich zu machen, sang ich es in eigenen Worten und selbstgemachten Melodien, zur großen Freude der alten Domenica, die mich ein kluges Kind nannte, das so schön wie die Engel in Gottes Himmel sänge.

Tag für Tag brannte die Sonne heißer, ihre Strahlen waren ein Feuermeer, das die Campagna überströmte; das stinkende Wasser verpestete die Luft; nur des Abends und des Morgens durften wir im Freien gehen. So etwas war mir innerhalb Roms Mauern auf dem luftigen **monte Pincio** nicht vorgekommen; ich erinnerte mich wohl der heißen Zeit dort, als die Bettler um einen Bajok nicht zu Brot, sondern zu Eiswasser flehten. Besonders gedachte ich der schönen grünen Wassermelonen, die in zwei Stücke geschnitten auf einander lagen und das purpurrothe Fleisch mit den schwarzen Kernen zeigten. Bei dem Andenken daran verschmachteten dann meine Lippen doppelt. — Senkrecht brannte die Sonne, mein Schatten schien sich vor ihr unter meinen Füßen verbergen zu wollen. Die Büffel lagen wie todte Massen auf dem versengten Grase oder drehten sich, von Wuth ergriffen, pfeilschnell in großen Kreisen herum. Da erblickte meine Seele ein Bild von den Leiden des Wanderers in Afrika's brennenden Wüsten.

Zwei Monate hindurch lagen wir da wie ein Wrack auf dem Weltmeere. Kein einziges lebendes Wesen besuchte uns. Jedes Geschäft wurde in den frühen Morgenstunden oder des Nachts besorgt; die ungesunde Luft und die ver-

sengende Hitze gossen Fieberhitze in mein Blut. Kein kalter Tropfen war zur Labung da; jeder Sumpf war vertrocknet; laues gelbes Wasser floß schläfrig in dem Tiberbette; der Saft der Melone war nicht kalt, selbst der Wein, obgleich er tief unter Schutt und Gesteinen verborgen lag, schmeckte säuerlich und wie halb gekocht, und keine Wolke, keine einzige Wolke war am Horizonte zu sehen, Tag und Nacht nur immer das ewige unendliche Blau. Jeden Abend und Morgen flehten wir um Regen oder einen sanften Wind; jeden Morgen und Abend sah Domenica gegen die Gebirge hin, ob nicht hinter ihnen eine Wolke sich erheben würde; aber nur die Nacht brachte Schatten, den schwülen Nachtschatten; nur der Sirocco wehte mit heißen Luftwogen zwei lange, lange Monate hindurch.

Erst dann, doch nur beim Aufgang und Niedergang der Sonne, wehte eine frischere Luft; allein eine Dumpfheit, eine durch die Leiden von der Hitze und der Langeweile hervorgebrachte tödtliche Schlaffheit hatte mein ganzes Wesen ergriffen. Fliegen und alle quälenden Insecten, die von der Hitze vernichtet schienen, erwachten bei dem ersten Wehen der Luft zum doppelten Leben; myriadenweise überfielen sie uns mit giftigen Stichen. Die Büffel draußen waren oft von diesem summenden Gewimmel wie bedeckt, das sie, als wären sie Aeser, anfiel; bis zur Wuth geplagt, stürzten sie sich dann in die Tiber und wälzten sich in den gelben Wogen. Der Römer, der in den heißen Sommertagen in den beinahe ausgestorbenen Straßen stöhnt und sich längs den Häusern hinschleicht, als wollte er den Schatten einsaugen,

der nur über die Mauer hinabgleitet, hat doch keine Idee von den Leiden in der Campagna, wo jeder Athemzug geschwefeltes verpestetes Feuer ist, wo Insecten und Gewürme, als quälende Dämonen, diejenigen martern, die verdammt sind, in diesem Flammenmeere zu leben.

Der September brachte mildere Tage, er führte auch eines Abends Federigo hinaus, um Skizzen von der versengten Natur zu machen. Er zeichnete unser seltsames Haus, die Richtstätte und die wilden Büffel; er gab mir Papier und Bleistift, damit ich Bilder kritzeln könnte, und versprach mir, mich, wenn er wieder käme, mit nach Rom nehmen zu wollen, damit ich Fra-Martino, Mariuccia und alle meine Freunde besuchen könnte, die meiner freilich ganz vergessen zu haben schienen; allein Federigo vergaß meiner freilich auch.

Der November war die schönste Zeit, die ich hier verlebte. Es wehte Kühlung von den Gebirgen, und jeden Abend gewahrte ich an den Wolken das reiche Farbenspiel, das nur der Süden besitzt, das der Maler seinen Bildern zu geben nicht versteht und nicht wagt. Die seltsamen, olivengrünen Wolken auf chamoisgelbem Grunde waren mir schwimmende Inseln aus dem Paradiesgarten; die blauen dagegen, die, wie Pinienkronen, an dem in goldenen Flammen glühenden Abendhimmel hingen, schienen mir Gebirge der ewigen Seligkeit, in deren Thälern schöne Engelskinder spielten und mit ihren weißen Flügeln Kühlung wehten.

Eines Abends, als ich in solche Träumereien versenkt dasaß, fiel es mir ein, durch ein fein durchstochenes Blatt

in die Sonne hinein zu sehen. Domenica meinte, daß es meinen Augen schaden möchte, und um dem Spiele ein Ende zu machen, schloß sie die Thür. Die Zeit wurde mir lang, ich bat um Erlaubniß hinaus zu gehen, und als sie es gestattete, eilte ich froh hin und öffnete die Thür; allein in demselben Augenblicke stürzte ein Mann so heftig herein, daß ich zur Erde fiel; eben so schnell warf er die Thür wieder zu; ich gewahrte kaum sein bleiches, verstörtes Gesicht, hörte ihn sonderbar bewegt Madonna's Namen hervorstammeln, als ein gewaltsamer Stoß die Thür so erschütterte, daß sie zerbrach und zu uns hereinstürzte, allein die ganze Oeffnung erfüllte der Kopf eines Büffels, der uns mit seinen bösen brennenden Augen anstarrte.

Domenica schrie laut auf, faßte mich am Arme und sprang einige Sprossen der Leiter hinauf, die zur oberen Kammer führte. Der todtenblasse Fremde warf scheu den Blick umher, und als er Benedetto's Büchse erblickte, die für den Fall eines nächtlichen Ueberfalles immer geladen an der Wand hing, ergriff er sie schnell, ich vernahm den Knall und sah durch den Pulverdampf, wie er mit dem Kolben das Thier vor die Stirn schlug. Es stand unbeweglich da; zwischen die Oeffnung der engen Thür hineingedrängt, konnte es weder vorwärts noch zurück.

„Aber alle Heiligen! was ist denn das?“ rief zuerst Domenica. „Ihr habt ja dem Thiere das Leben genommen!“

„Madonna sei gelobt!“ erwiederte der Fremde. „Sie rettete mein Leben, und Du warst mein guter Engel,“ sagte er, mich von der Erde erhebend, zu mir. „Du machtest

mir die Thür der Rettung auf." Er war noch ganz blaß und kalte Schweißtropfen standen ihm auf der Stirn.

Wir hörten sogleich an seiner Sprache, daß er kein Ausländer sei, und wurden inne, daß er ein Nobile aus Rom sein möchte. Er erzählte auch, daß es seine Neigung sei, Blumen und Pflanzen zu sammeln, daß er zu diesem Endzwecke seinen Wagen bei Ponte Molle verlassen, und die Tiber entlang gegangen wäre; ganz in unserer Nähe war er auf die Büffel gestoßen, von welchen einer ihn sogleich verfolgt hatte, und nur durch die Nähe unserer Wohnung und das plötzliche, wunderähnliche Aufwerfen der Thür war er gerettet worden.

„Santa Maria! bete für uns," rief Domenica. „Ja! sie, die heilige Mutter Gottes hat Euch gerettet, und mein kleiner Antonio mußte das auserkorne Werkzeug sein! Ja, den hat sie lieb. Eccellenza, Ihr wisset nicht, was das für ein Kind ist; er kann alles Gedruckte und Geschriebene lesen, und so natürlich zeichnen, daß man Alles, was es bedeuten soll, gleich erkennen kann. Die Peterskuppel, die Büffel, ja selbst den dicken Pater Ambrosio hat er gezeichnet, und dann hat er eine Stimme! — Eccellenza sollte ihn nur singen hören, die päpstlichen Sänger können es nicht besser; und dabei ist er ein gutes Kind, ein seltenes Kind! Ich lobe ihn nicht, weil er gegenwärtig ist, denn Lob können die Kinder nicht vertragen; allein er verdient es!"

„Er ist doch nicht Euer Sohn?" fragte der Fremde. „Er ist ja noch so jung."

„Und ich bin so alt!" entgegnete sie. „Nein, ein alter

Feigenbaum hat keine solchen kleinen Herzsprossen; aber das arme Kind hat keine andern Eltern auf dieser Welt, als mich und meinen Benedetto. Allein wir könnten seiner nicht entbehren, wenn wir auch keinen Heller mehr übrig hätten. Aber, heilige Jungfrau!" unterbrach sie sich selbst und faßte den Büffel an den Hörnern an, von dessen Kopf das Blut in das Zimmer hineinströmte. „Wir müssen das Thier fort von hier haben; man kann ja weder herein noch hinaus kommen. Ach, Gott! Es ist ganz fest eingeklemmt! Wir können nicht hinaus, bevor Benedetto kommt. Wenn es uns nur keinen Verdruß bringt, daß das Thier getödtet ist."

„Seid nur getrost, gute Frau!" sagte der Fremde, „ich bin für Alles verantwortlich. Ihr kennt ja doch die Borghese's?!"

„Ah, Principe!" rief Domenica, sein Kleid küssend; allein er faßte ihre Hand, auch die meinige drückte er zwischen seine Hände, während er sie aufforderte, morgen nach Rom zu kommen und mich mitzubringen, wo er im Palazzo Borghese wohne, zu welcher Familie er gehöre. Meiner alten Pflegmutter traten Thränen in die Augen, wegen der großen Gnade, wie sie es nannte. Mein abscheuliches Gekritzel auf Papierschnitzeln, welche sie mit einer Sorgfalt aufbewahrte, als wären sie die Skizzen eines Michel Angelo, mußte hervor. Eccellenza mußte Alles sehen, was sie erfreute, und ich war stolz darauf, denn er lächelte, streichelte mir die Backen und sagte, daß ich ein kleiner Salvator Rosa sei.

„Ja," fuhr Domenica fort, „ist es nicht unbegreiflich von dem Kinde, und ist es nicht so natürlich, daß man deutlich sehen kann, was es bedeuten soll; die Büffel, die Kähne und unser Häuschen! Seht nur, das bin ich! Es sieht mir ganz ähnlich, nur die Farbe abgerechnet, denn die kann er mit Bleistift nicht machen. Singe einmal vor Eccellenza!" — wandte sie sich zu mir — „singe, wie Du es vermagst, mit eignen Worten! Ja er kann ganze Geschichten und Predigten so gut wie irgend ein Mönch zusammensetzen. Nun! sei nicht blöde. Eccellenza ist ein gnädiger Herr, er verlangt es, und Du weißt ja Deinen Ton zu halten."

Der Fremde lächelte und belustigte sich über uns Beide. Daß ich improvisirte, daß Domenica es meisterhaft fand, versteht sich von selbst, aber was und wie ich sang, ist mir entfallen, nur das schwebt mir deutlich vor, daß Madonna, die Eccellenza und der Büffel den poetischen Dreiklang des Ganzen ausmachten. Eccellenza saß schweigend da, und Domenica las in diesem Schweigen Erstaunen ob meinem Genie.

„Bringt den Jungen ja mit," waren die ersten Worte, die er sprach. „Ich erwarte Euch morgen früh; doch nein, kommt erst gegen Abend, eine Stunde vor Ave Maria! Wenn Ihr anlangt, werden meine Leute Bescheid wissen, damit Ihr sogleich hineingeführt werdet. Wie aber komme ich hinaus? Habt Ihr keinen andern Ausgang als diesen, wo das Thier liegt, und wie gelange ich ohne Gefahr wegen der Büffel zu meinem Wagen bei Ponte Molle?"

„Ja, hinauszukommen,“ sagte Domenica, „das wird Eccellenza ganz unmöglich sein. Ich kann es freilich, und wir Andern alle können es auch, allein das ist kein Weg für einen so vornehmen Herrn! Da oben ist ein Loch, wo man hinauskriechen und sich dann sanft hinabgleiten lassen kann; das kann selbst ich in meinem schönen Alter thun; allein das ist, wie gesagt, fremden Leuten und einem vornehmen Herrn nicht zuzumuthen.“

Eccellenza stieg indessen die schmale Leiter hinauf, steckte den Kopf durch das Loch in der Mauer und versicherte, daß der Weg eben so bequem wie die Treppe des Capitoliums wäre. Die Büffel hatten sich auch längs der Tiber hingezogen, und auf dem nicht sehr weit von uns entfernten Wege fuhren eine Menge Bauern langsam und halb schlafend auf die große Landstraße zu. An diese wollte er sich anschließen; hinter ihren mit Rohr beladenen Wagen war er vor den Büffeln sicher, wenn diese einen neuen Angriff wagen sollten. Noch einmal legte er es der alten Domenica recht ans Herz, den folgenden Tag, eine Stunde vor Ave Maria, bei ihm einzutreffen, reichte ihr darauf seine Hand zum Kusse hin, streichelte mir die Wange und ließ sich endlich zwischen dem dichten Ephen hinabgleiten. Wir sahen ihn bald die Wagen einholen und hinter diesen verschwinden.

VI.

Der Besuch im Palazzo Borghese. Ende der Geschichte der Kinderjahre.

Benedetto und ein Paar Hirten trugen später das Thier von der Thür fort. Es gab da ein Erzählen und ein Plaudern, allein nur so viel weiß ich mich deutlich zu erinnern, daß ich am nächsten Morgen schon vor Anbruch des Tages wach und aufgestanden war, um gegen Abend mit Domenica nach der Stadt wandern zu können. Meine Feiertagskleider, die mehrere Monate hindurch unter Schloß und Riegel gelegen hatten, wurden nun hervorgesucht, und eine hübsche Rose wurde an meinen kleinen Hut befestigt. Die Schuhe waren der schwächste Theil meines Anzuges, und es würde eine schwere Aufgabe gewesen sein, zu bestimmen, ob sie das waren, wovon sie den Namen trugen, oder vielmehr ein Paar altrömische Sandalen.

Wie unendlich lang war doch der Weg durch die Campagna, und wie brannte die Sonne! Nie hat mir später der Falerner- oder Cyperwein so köstlich geschmeckt, als das Wasser, das aus dem Munde der steinernen Löwen neben dem Obelisken auf der Piazza del Popolo herausströmt. Ich schmiegte die warme Wange an den Rachen des Löwen und ließ das Wasser mir über den Kopf sprudeln, zu Domenica's großem Entsetzen; denn dadurch wurde ja mein Anzug naß und das gekämmte Haar gerieth in

Unordnung. Darauf wanderten wir die via ripetta entlang nach dem stattlichen Borghesischen Palaste. Wie oft war ich doch früher, so wie nicht minder Domenica, an diesem Gebäude vorübergegangen, ohne es anders, als jeden andern gleichgültigen Gegenstand, anzusehen; jetzt aber blieben wir, es betrachtend, ordentlich still stehen. Alles fanden wir so groß, so kostbar, so reich, besonders die langen seidenen Vorhänge hinter den Fenstern. Wir kannten ja die Eccellenza dort, gestern war er in unserer Wohnung gewesen, jetzt sollten wir die seinige betreten; das verlieh dem Ganzen ein eigenes Interesse. Ich vergesse nie das sonderbare Zittern, das bei der Pracht des Gebäudes und der Zimmer über mich kam. Mit der Eccellenza hatte ich ganz vertraut gesprochen, er war ja ein Mensch, wie wir Anderen; aber diese Umgebung, diese Pracht! — Ja, jetzt erkannte ich die Glorie, die den Heiligen von den Menschen unterscheidet. Im Innern des Palastes umschließen in einem Viereck hohe, weiß übertünchte Bogengänge mit Statuen und Büsten einen kleinen Garten*). Hohe Aloen und Cactus wuchsen an den Säulen hinauf; Citronenbäume standen da mit grasgrünen, noch nicht von der Sonne gelbgefärbten Früchten. Zwei tanzende Bacchanten hielten eine Wasserschale hoch in die Höhe, allein so schräg, daß das Wasser aus dieser über ihre Schulter hinabströmte. Hohe Wasserpflanzen streckten ihre saftigen, grünen Blätter über ihnen aus. Wie kühl, wie grün, wie duftend war doch

*) In späteren Jahren ist der Garten in einen mit Fliesen belegten Hof umgewandelt worden.

Alles hier gegen die unfruchtbare, glühende, versengte Campagna.

Wir stiegen die breiten marmornen Treppen hinauf. In den Nischen standen schöne Statuen; vor einer von diesen verneigte sich Domenica fromm und machte das Zeichen des Kreuzes. Sie meinte, daß es Madonna wäre; später erfuhr ich, daß es die Vesta sei, auch die heilige Jungfrau eines Menschengeschlechts. Diener in reicher Livrée empfingen uns; sie grüßten so freundlich, daß meine Angst in etwas abnahm; wären die Säle nur nicht so groß und kostbar gewesen! Die Fußböden waren von spiegelglattem Marmor, an allen Wänden hingen schöne Gemälde, und wo diese nicht vorhanden waren, bestand die Wand aus Spiegelglas mit gemalten Engeln, die Blumengehänge und Kränze trugen, mit bunten Vögeln, die große Flügel entfalteten und in rothe und goldene Früchte hackten. Nie hatte ich einen solchen Glanz gesehen. Wir mußten einige Augenblicke warten; darauf trat die Eccellenza ein; eine schlanke weiß angezogene Dame mit großen lebhaften Augen, die sie fest auf uns heftete, begleitete ihn. Sie sah mich mit einem sonderbar durchdringenden, jedoch liebevollen Blick an, strich mir die Haare von der Stirn und sagte zu ihm: „Ganz recht, wie ich gesagt, ein Engel hat Euch gerettet; ich wette, daß ihm die Flügel hinter dieser häßlichen, engen Jacke verborgen an den Schultern sitzen."

„Nein," erwiederte er, „ich lese auf seinen rothen Wangen, daß die Tiber viele Wogen dem Meere zuwälzen wird, bevor bei ihm die Flügel hervorschießen. Die alte Mutter

will wohl auch nicht gern, daß er fortfliege. Nicht wahr, Ihr wollt ihn nicht gern verlieren? nicht wahr?"

„Nein! das wäre dasselbe, als mir Fenster und Thür im meinem kleinen Häuschen zuzumauern und mich in tiefe Finsterniß und Einsamkeit zu versetzen; nein! den süßen Knaben kann ich nicht entbehren."

„Aber diesen Abend doch?" nahm die Dame das Wort; „einige Stunden kann er doch bei uns bleiben, dann könnt Ihr ihn abholen. Ihr habt ja schönen Mondschein zum Zurückkehren, und vor Räubern fürchtet Ihr Euch wohl nicht?"

„Freilich! freilich wird der Knabe hier ein Stündchen verweilen, und Ihr kauft unterdessen das und jenes, was Ihr in der Heimath bedürfen mögt," fiel die Eccellenza ein, der alten Domenica eine kleine Börse in die Hand drückend. Mehr hörte ich nicht, denn die Dame führte mich in einen andern Saal und ließ ihn und die alte Mutter allein.

Die reiche Pracht und die vornehme Gesellschaft blendeten mich ganz. Bald betrachtete ich die lächelnden Engelskinder, die zwischen den an der Wand gemalten grünen Weinreben hervorguckten, bald die violett gestrümpften Senatoren und rothbeinigen Cardinäle, die mir immer wie Halbgötter erschienen waren, in deren Kreis ich aber nun aufgenommen schien; doch am allermeisten ruhten meine Blicke auf dem schönen Amor, der, ein allerliebstes Kind, auf dem häßlichen Delphin ritt, welcher zwei große Wasserstrahlen in die Höhe warf, die in das Bassin mitten im Saale zurückfielen, in welchem er schwamm.

Die vornehme Gesellschaft, ja selbst die Cardinäle und Senatoren lächelten mir ein Willkommen zu, und ein hübscher junger Mann, in der Offiziers-Uniform der päpstlichen Garde, reichte mir die Hand, als die junge Dame mich als den guten Engel ihres Oheims vorstellte. Tausend Fragen wurden an mich gerichtet, auf die ich schnell und furchtlos Antwort gab, und bald hallte der Saal von Gelächter und Beifallsklatschen wieder.

Eccellenza kam hinzu und verlangte, daß ich ein Lied singen möchte; ich that es gern. Der junge Offizier reichte mir ein Glas schäumenden Weins und ließ mich trinken, aber die junge Dame schüttelte darüber den Kopf und nahm mir das Glas ab, bevor ich es geleert hatte. Wie Feuer und Flamme rieselte der Wein durch mein Blut. Der Offizier forderte mich nun auf, von der schönen Dame, die lächelnd neben mir stand, zu singen, und fröhlich erfüllte ich sein Verlangen; der Himmel mag wissen, was ich zusammenbraute, aber der Strom meiner Worte galt für Beredsamkeit, meine Dreistigkeit für Witz, und der Umstand, daß ich ein armes Kind aus der Campagna war, verlieh dem Ganzen das Gepräge des Genies. Alle jauchzten mir Beifall zu, der Offizier selbst nahm der in dem Winkel stehenden Büste den Lorbeerkranz ab und setzte ihn mir halblächelnd auf das Haupt. Das Ganze war Scherz, dennoch sah ich einen Ernst, eine Huldigung darin, die mich glücklich machte und mir die süßesten Minuten meines Lebens gab. Ich sang vor ihnen die Lieder, welche mich Mariuccia und Domenica gelehrt hatten, erzählte von den

bösen Augen der Büffel und von unserer kleinen Kammer in der Grabruine. Nur zu schnell verging die Zeit; ich sollte nun mit der alten Pflegemutter in die Heimath zurückkehren. Mit Obst, Gebackenem und mehreren blanken silbernen Münzen beladen folgte ich ihr. Sie war glücklich, wie ich, denn sie hatte beträchtliche Einkäufe gemacht, Kleidungsstücke, Küchengeräthe und zwei große Krüge mit Wein. Der Abend war unbeschreiblich schön. Die Nacht lagerte auf Bäumen und Gebüschen, allein hoch über uns hing der Vollmond, wie ein schöner silberner Kahn, in dem weit gestreckten schwarzblauen Luftmeere, das Kühlung auf die versengte Campagna hinabwehte.

Ich dachte an die reichen Säle, an die freundliche schöne Dame, an das viele Beifallsklatschen, und träumte im Wachen und im Schlafe denselben schönen Traum, der bald zur Wirklichkeit wurde, zur schönen Wirklichkeit.

Mehr als einmal wurde ich nach Rom geholt; die schöne freundliche Dame belustigte sich über mein sonderbares Wesen; ich mußte erzählen, frisch von der Leber weg plaudern, als wäre es mit meiner alten Domenica. Sie freute sich darob und lobte mich bei der Eccellenza. Er war mir auch gut, und doppelt gut, weil er die unschuldige Ursache zum Tode meiner Mutter gewesen war; denn er saß in dem Wagen, als die durchgegangenen Pferde über unsere Köpfe hinfuhren. Die schöne Dame hieß Francesca; sie nahm mich oft mit in die reiche Gemäldegalerie des Borghesischen Palastes; meine treuherzigen Fragen und Aeußerungen über die herrlichen Bilder brachten sie oft

zum Lachen; sie erzählte sie wieder Anderen, und Alle lachten mit ihr. Des Vormittags waren die Säle mit Fremden von jenseits der Gebirge angefüllt. Die Maler saßen da und copirten die verschiedenen Bilder, allein des Nachmittags befanden sich die Gemälde in ihrer Einsamkeit; alsdann ging Francesca mit mir unter ihnen umher und erzählte mir viele Geschichten, wozu die Bilder Anlaß gaben.

Francesco Albani's Jahreszeiten waren vor allen meine Lieblingsstücke; die schönen fröhlichen Engelskinder, Amoretten heißen sie, wie sie mich lehrte, waren wie meinen Träumen entsprungen. Wie herrlich tummeln sie sich in dem Frühling umher! Ein Haufen spitzt die Pfeile, während einer von ihnen den großen Schleifstein dreht, über den zwei darüber schwebende Wasser gießen. In dem Sommer fliegen sie um die unter dem Obste, das sie abpflücken, sich biegenden Zweige, schwimmen in dem frischen Wasser und spielen damit. Der Herbst bringt die Freuden der Jagd. Amor sitzt mit Flammen in der Hand auf seinem kleinen Wagen, den zwei seiner Genossen ziehen, während die Liebe dem raschen Jäger winkt und ihm die Stelle zeigt, wo sie neben einander ausruhen können. Der Winter hat alle die Kleinen eingeschläfert, tief und fest schlummern sie rings umher. Die Nymphen stehlen ihre Köcher und Pfeile, welche sie ins Feuer werfen, das bald die gefährlichen Waffen verzehrt.

Warum die Engel Amoretten genannt wurden, warum sie herumgingen und schossen, das waren Alles Dinge, von

welchen ich gern eine deutlichere Erklärung gehabt hätte, als die, welche mir Francesca für den Augenblick gab.

„Du mußt selbst davon lesen," sagte sie. „Es giebt viele Dinge, die Du selbst lernen mußt, allein der Anfang ist nicht anziehend. Den ganzen langen Tag mußt Du dann mit Deinem Buche auf der Bank sitzen, kannst nicht in der Campagna mit den Ziegen spielen, oder umhergehen und Deine kleinen Freunde betrachten! Was wäre Dir am liebsten, entweder mit Helmbusch und Säbel neben der Kutsche des heiligen Vaters reiten zu können und eine solche vom Kopf bis zum Fuß prächtige Rüstung, wie die, welche Fabiani trägt, anzuziehen, oder alle die schönen Bilder, die Du sehen würdest, zu verstehen, die ganze Welt um Dich zu kennen und tausend Geschichten, weit schöner als die, welche ich Dir erzählt habe, zu wissen?"

„Aber darf ich dann nicht mehr zu Dir kommen?" fragte ich, „darf ich nicht immer bei der guten Domenica bleiben?"

„Erinnerst Du Dich noch Deiner Mutter, Deiner lieben Heimath bei ihr? Damals wolltest Du ja auch immer da bleiben, dachtest nicht an Domenica, nicht an mich; und nun sind wir Dir doch am nächsten. In Kurzem kann das wieder anders sein; so geht's das ganze Leben hindurch."

„Allein Ihr Beiden sterbt doch nicht wie meine Mutter?" fragte ich, und die Thränen traten mir in die Augen.

„Sterben oder uns trennen müssen wir Alle! Es wird eine Zeit kommen, wo wir nicht, wie jetzt, beisammen sein können, und dann möchte ich Dich froh und glücklich wissen."

Ein Strom von Thränen war meine Antwort; ich fühlte mich recht unglücklich, ohne doch recht das Warum mir deutlich machen zu können. Francesca streichelte mir die Wange und sagte, daß ich zu weich sei, und daß dies zu gar nichts in dieser Welt tauge. Jetzt erschien die Eccellenza mit dem jungen Offizier, der mir den Kranz auf das Haupt gelegt hatte, als ich zum ersten Mal im Palast improvisirte. Er war es, der Fabiani hieß, und er hielt auch große Stücke auf mich.

„Es giebt Hochzeit, eine glänzende Hochzeit in der Villa Borghese!" erscholl es bis zu Domenica's armem Häuslein in der Campagna hinaus. Francesca war Fabiani's Braut und sollte ihm in wenigen Tagen nach seinen Gütern bei Florenz folgen. Die Hochzeit wurde in der Villa Borghese, ganz nahe bei Rom in dem schönen dichten Walde von Lorbeeren und immergrünen Eichen, wo die hohen Pinien mit ihren hellgrünen Kronen in die blaue Luft hinaufragen, gefeiert. Damals, wie jetzt, war der Wald ein Belustigungsort für die Römer und die Fremden. Die reichen Equipagen rollten durch die dichten Eichenalleen, die weißen Schwäne schwammen in den stillen Seen, worin sich die Thränenweiden spiegelten, wo die künstlichen Wasserfälle über die Steinblöcke hinabstürzten. Hochbusige Römerinnen mit feurigen Augen rollten zum Feste hin und sahen stolz auf die lebensfrohen Bauermädchen herab, die, das Tambourin schlagend, auf der Landstraße tanzten. Die alte Domenica ging den langen Weg durch die Campagna mit mir, damit wir auch bei der Hochzeit unserer Wohlthäterin

gegenwärtig sein könnten. Draußen im Garten, wo die hohen Aloen wie Spaliere an der weißen Mauer hinaufwachsen, standen wir und sahen die Lichter durch die Fenster glänzen. Francesca und Fabiani waren getraut. Vom Saale her tönte die Musik zu uns heraus, und von der grünen Ebene, wo das Amphitheater angelegt ist, stiegen Raketen und glänzende Feuerfluthen, die in dem blauen Luftmeere spielten. Die Schatten eines Herrn und einer Dame bewegten sich hinter den Vorhängen eines der hohen Fenster. „Sie sind's!" flüsterte Domenica mir zu. Die Schatten neigten sich in dem halbdunkeln Fenster gegen einander; es war, als vereinten sie sich in einem Kuß. Ich sah meine alte Pflegemutter die Hände falten und beten; da sank ich unwillkürlich vor den schwarzen Cypressen nieder und betete für meine liebe, gute Signora; Domenica kniete ebenfalls. „Mögen sie glücklich sein!" und nun fiel das Feuer gleich tausend Sternschnuppen wie beistimmend vom Himmel nieder, allein meine gute Alte weinte; sie weinte um mich, denn wir sollten uns bald trennen. Eccellenza hatte mir eine Stelle in der Jesuiten-Schule gekauft, wo ich mit anderen Kindern zu einer glänzenderen Laufbahn, als die alte Domenica und die Campagna mir bringen konnten, erzogen werden sollte.

„Es ist wohl zum letzten Mal," sagte die alte Mutter, „daß wir Beide über die Campagna mit einander gehen! Gebohnte Fußböden und bunte Teppiche soll nun Dein Fuß betreten; dies hat die alte Domenica nicht; Du bist aber ein gutes Kind gewesen; das wirst Du auch immer

bleiben, und meiner und des armen Benedetto nie vergessen! O, Gott! noch vermag ein Gericht gebratener Castanien Dich glücklich zu machen. Du kannst dasitzen und das Rohr still anblasen, und ich kann Gottes Engel in Deinen Augen schauen, wenn das Rohr brennt und die ärmlichen Castanien braten! So froh wirst Du nie mehr bei einer kleinen Gabe werden. Die Disteln der Campagna tragen doch rothe Blumen; auf dem blanken Boden des Reichen wächst kein Strohhalm, und der Boden ist glatt, man kann leicht darauf fallen. Vergiß nie, daß Du ein armes Kind bist, mein Antoniuccio! Gedenke, daß Du sehen sollst und nicht sehen, hören und nicht hören; so wirst Du durch die Welt kommen. Wenn unser Herr Gott einmal mich und Benedetto zu sich gerufen, wenn das kleine Kind, das Du wiegtest, mit einem armen Gatten sein Leben in der Campagna hinschleppt, so wirst Du vielleicht einst in Deinem eigenen Wagen oder auf einem stattlichen Pferde bei dem alten Grabe anhalten, wo Du geschlafen, gespielt und mit uns gelebt hast, und fremde Leute darin sehen, die sich tief vor Dir verneigen werden. Hochmüthig wirst Du nicht sein, sondern an vergangene Zeiten denken, an die alte Domenica denken, einen Blick dahin werfen, wo die Castanien schmorten und wo Du das kleine Kind wiegtest. Du wirst an Deine eigne arme Kindheit denken, Du herzensgute Seele!" Dabei küßte und drückte sie mich weinend fest an sich. Es war, als sollte mein Herz brechen. Der Gang nach Hause und ihre Rede war mir weit schwerer, als später der Abschied selbst; denn da sprach sie nicht, sie

weinte nur; und als wir aus dem Hause getreten waren, lief sie wieder zurück, riß das alte eingeräucherte Madonnenbild, das an die Thür geklebt war, ab und gab es mir mit. Ich hatte es ja so oft geküßt; es war das Einzige, was sie mir geben konnte.

VII.

Schulleben. Habbas Dahdah. Divina Commedia. Der Neffe des Senators.

Signora war mit ihrem Gemahl abgereist, ich war Schüler in der Jesuiten-Schule geworden. Neue Beschäftigungen nahmen mich in Anspruch, neue Bekannte traten auf; der dramatische Theil meines Lebens begann sich zu entfalten. Hier drängen sich Jahre zusammen, jede Stunde ist reich an Abwechselung; es ist ein ganzer Cyclus von Bildern, die jetzt, von einem ferneren Standpunkte gesehen, in ein einziges großes Gemälde: mein Schulleben, zusammenschmelzen. So wie es dem Fremden geht, der zum ersten Mal die Gebirge bestiegen hat, und nun von oben durch ein Meer von Wolken und Nebel hinabblickt, die nach und nach sich heben oder vertheilen, so daß bald ein Berggipfel mit Wald oder Städten, bald der sonnenbeleuchtete Theil des Thals hervorblickt, so offenbarte sich auch

mir, trat hervor und wuchs die Welt meines Geistes. Länder und Städte, von welchen ich früher nie geträumt hatte, wurden mir hinter den Gebirgen, welche die Campagna begrenzten, geboren; die Geschichte bevölkerte mir jeden Erdflecken, und sang mir seltsame Sagen und Mährchen vor; jede Blume, jede Pflanze erhielt Bedeutung; aber am schönsten stand vor mir mein Vaterland, das herrliche Italien. Ich fühlte mich stolz darauf, Römer zu sein; jeder Punkt in meiner Vaterstadt wurde mir lieb und anziehend; die zerbrochenen, als Ecksteine in den engen Straßen hingeworfenen Capitäler waren mir heilige Ueberreste, Memnonssäulen, die wunderbar zu meinem Herzen klangen; das Schilfrohr der Tiber zischelte von Romulus und Remus; Triumphbogen, Säulen und Statuen prägten mir die Geschichte meines Vaterlandes noch tiefer ein, ich lebte in dem classischen Alterthum, und die Gegenwart, das will sagen: mein Lehrer in der Geschichte, lobte mich deshalb.

Jede Gesellschaft, die politische, wie die kirchliche, die Versammlungen in der Schenke und der vornehme Cirkel um die Spieltische der Reichen, alle haben ihren Harlekin, er trage nun Pritsche, Ordenskette oder Ornat; eine Schule hat ihn nicht weniger. Die jungen Augen entdecken leicht die Zielscheibe ihres Spottes; wir hatten die unsrige, so gut wie jeder andere Verein, und unsere war der ernsthafteste, der mürrischste, brummende, predigende und dabei — der köstlichste Harlekin: der Abbate Habbas Dahdah, arabischer Herkunft, aber noch als zartes Kind in das päpstliche Gebiet verpflanzt und daselbst aufgewachsen, jetzt der

Führer und Lenker unseres Geschmacks, das ästhetische Haupt der Jesuiten-Schule, ja selbst der Accademia Tiberina.

Aelter geworden habe ich oft über die Poesie, diese seltsame, göttliche Inspiration, nachgedacht. Sie erscheint mir, wie das reine Golderz im Gebirge; Bildung und Erziehung sind die klugen Bergleute, die es zu läutern wissen; zuweilen kann man auf ganz ungemischtes Stufenerz treffen: dies sind die lyrischen Improvisationen des Naturdichters. Eine Ader bringt Gold, eine andere Silber; allein es werden auch Zinn und geringere Metalle gefunden, die nicht zu verachten sind, ja oft können sie durch Politur und Verzierung den Anschein von Silber oder Gold erhalten; nach diesen verschiedenen Metallen theile ich meine Dichter in goldene, silberne, kupferne und eiserne ein. Allein jetzt kommt eine neue Schaar, die nur im einfachen Töpferthon arbeiten, die Nichtdichter, die doch so gern mit zur Zunft gehören wollen. Habbas Dahdah war einer von diesen, und stand eben auf dem Punkte, es dahin gebracht zu haben, daß er Töpfe einer gewissen Sorte verfertigte, die er mit einer Art poetischer Freiheit über Leute ergoß, mit welchen er weder hinsichtlich tiefer Empfindung, noch des dichterischen Geistes sich zu messen fähig war. Leichte, schmiegsame Verse, künstliche Formationen derselben, so daß sie gedruckt Blumenvasen, Herzen oder ähnliche Dinge bildeten, gewannen seine Bewunderung und seinen Beifall. So war es vielleicht nur das ganz eigne Melodische in Petrarca's Sonetten, das ihn für diesen Dichter einnahm, vielleicht auch nur Mode

oder eine fixe Idee, ein heller Augenblick in der Kränklichkeit seiner Ansichten; denn Petrarca und Habbas Dahdah waren zwei höchst verschiedene Wesen. Er ließ uns beinahe ein Viertel von dem langen epischen Gedicht Africa *) auswendig lernen, wobei es, den Scipionen zu Ehren, salzige Thränen und Stockprügel regnete.

Die Gründlichkeit Petrarca's wurde uns täglich eingeprägt: „Die oberflächlichen Poeten," sagte er, „diejenigen, die nur mit Wasserfarben malen, die Kinder der Phantasie, die sind die rechte Brut des Verderbnisses. Selbst den größten von ihnen, diesen Dante, der Himmel, Erde und Hölle in Bewegung gesetzt hat, um eine Unsterblichkeit zu erreichen, die Petrarca durch ein einziges kleines Sonett schon gewonnen, finde ich klein, sehr klein. Nun freilich konnte er Verse schreiben! Diese Tonwellen sind es, die seinen Babelthurm zu den spätesten Geschlechtern hinüberführen. Wäre er nur seinem ersten Plane gefolgt und hätte er lateinisch geschrieben, so würde er doch Studium gezeigt haben, allein das war ihm unbequem, und so schrieb er denn in diesem volgare, das wir noch haben. Es ist ein Strom, sagt Boccaccio, durch welchen ein Löwe schwimmen und ein Lamm gehen kann; ich finde diese Tiefe und Einfachheit nicht darin. Es war bei ihm keine rechte Grundlage, keine Festigkeit, ein ewiges Schwanken zwischen Vergangenheit und Gegenwart! Aber Petrarca, dieser Apostel

---

*) Um sich und die Scipionen zu verewigen, schrieb Petrarca sein episches Gedicht Africa, das über seinen melodischen Sonetten an Laura vergessen ist, die er indeß selbst nicht so hoch schätzte.

der Wahrheit, zeigte nicht durch die Versetzung eines verstorbenen Papstes oder Kaisers in die Hölle seinen Muth mit der Feder. Er stand zu seiner Zeit da, wie der Chor in der griechischen Tragödie, eine männliche Cassandra, tadelnd, warnend gegen Päpste und Fürsten. Von Angesicht zu Angesicht mit Carl dem Vierten, wagte er zu sagen: „An Dir sieht man, daß Tugenden nicht erblich sind.“ Als Rom und Paris ihm den Kranz reichen wollten, forderte er mit edlem Selbstbewußtsein seine Zeitgenossen auf, laut zu erklären, ob er auch würdig sei, als Dichter gekrönt zu werden. Drei Tage hindurch unterwarf er sich einer Prüfung, als wäre er ein Schulfuchs, wie Ihr, ehe er das Capitolium bestieg, wo Neapels König ihm den Purpurmantel umhing und Roms Senat ihm die Lorbeerkrone reichte, die Dante nie erhielt.“

So ging jede seiner Reden darauf hin, nur Petrarca zu erheben und Dante herabzusetzen, obgleich es Beiden gebührt, wie der duftenden Nachtviole und dem blühenden Rosenbusche, neben einander zu stehen. Alle seine Sonette mußten wir dann auswendig lernen. Von Dante lasen wir kein Wort, nur aus Habbas Dahdah's Tadel erfuhr ich, daß er sich in dem Himmel, dem Fegefeuer und der Hölle bewegte, drei Elemente, die mich im höchsten Grade ansprachen und mir die größte Begierde einflößten, dies Werk zu kennen; allein dies mußte heimlich geschehen, denn Habbas Dahdah würde mir die Berührung dieser verbotenen Frucht nie vergeben haben.

Eines Tages, als ich auf Piazza Navona zwischen den

aufgestapelten Orangen, alten eisernen Geräthen, die auf den Pflastersteinen lagen, und dem ganzen Rumpelkammer-Chaos, das dieser Platz darbietet, umherwanderte, traf ich auf einen Tisch mit alten Büchern und Bildern. Hier lagen Caricaturen von Macaroni-Verschlingern, Madonnen mit dem Schwert in dem blutenden Herzen, und dergleichen höchst verschiedene Sachen. Ein Band von Metastasio erregte meine Aufmerksamkeit; ich hatte einen Paolo, für mich eine bedeutende Summe und der letzte Rest der Scudi, welche mir Eccellenza vor einem halben Jahre als Taschengeld gegeben, in der Tasche. Einige Bajocchi mochte ich wohl auf Metastasio verwenden, allein von dem ganzen Paolo konnte ich mich nicht trennen. Der Handel war beinahe geschlossen, als mein Auge auf ein Titelblatt: **divina commedia di Dante**, meinen Baum der Erkenntniß, die verbotene Frucht, fiel; ich warf den Metastasio hin und griff nach jener, allein sie hing mir zu hoch; nur zwei Paoli konnten sie in meine Hände bringen; ich wandte die Münze in der Hand um, bis sie wie Feuer darin brannte, allein sie wollte sich nicht verdoppeln, und nur bis zu diesem Preis vermochte ich den Verkäufer herabzustimmen; denn es war Italiens bestes Buch, das erste Dichterwerk der Welt, sagte er, und ein Strom der Beredsamkeit, Dante geweiht, dem von Habbas Dahdah herabgesetzten Dante, quoll von den Lippen des ehrlichen Mannes.

„Jedes Blatt," sagte er, „ist so gut wie eine Predigt; er ist der Prophet Gottes, an dessen Hand man durch die Flammen der Hölle in das ewige Paradies hineingeht. Ihr

kennt es nicht, junger Herr, sonst würdet ihr sogleich zuschlagen, wenn ich auch einen Scudo verlangte! Für Euer ganzes Leben hindurch habt Ihr da das schönste Gedicht des Vaterlandes, und zwar für zwei lumpige Paoli."

Ach! ich würde gern drei gegeben haben, hätte ich sie nur gehabt; aber nun ging es mir wie dem Fuchse mit den sauren Trauben; auch ich wollte meine Weisheit zeigen und kramte, Petrarca erhebend, einen guten Theil von Habbas Dahdah's Reden gegen Dante aus.

„Ja! ja!" sagte der Bücherkrämer, nachdem er mit vieler Heftigkeit und Begeisterung seinen Dichter vertheidigt hatte: „Ihr seid zu jung und ich bin gar zu sehr Laie, um solche Leute beurtheilen zu können. Mag jeder für sich gut sein. Ihr habt ihn nicht gelesen! Es ist unmöglich! Ein junges warmes Blut kann nicht selbst gegen einen solchen Propheten der Welt Galle erzeugen."

Als ich ihm nun ehrlich gestand, daß mein Urtheil ganz allein auf die Aussage meines Lehrers gebaut war, ergriff er aus Begeisterung für seinen Dichter das Buch, schob es mir hin und verlangte zum Ersatz für den Paolo, den er weniger erhielt, nur, daß ich es jetzt lese und Italiens Stolz, seinen theuren, himmlischen Dante nicht verunglimpfe.

O wie das Buch mich glücklich machte! Es war nun mein, mein Eigenthum auf immer. Zweifel an Habbas Dahdah's bitterem Urtheil hatte ich nie gehegt; meine Neugierde und die Begeisterung des Bücherkrämers versetzten mich in eine solche Spannung, daß ich kaum den Augen-

blick abwarten konnte, wo ich, von Anderen unbemerkt, anfangen durfte zu lesen.

Ein neues Leben ging für mich auf; meine Phantasie fand in Dante ein noch nicht entdecktes America, mit einer größeren, üppigeren Natur, als ich früher je gekannt hatte, mit noch mächtigeren Felsen, noch reicherer Farbenpracht; ich erlebte selbst das große Ganze, litt und genoß mit dem unsterblichen Sänger. Die Inschrift über dem Eingange zur Hölle erklang mir immerfort, während meiner Wanderung da unten mit ihm, wie Glocken des jüngsten Tages.

„Ich führe Dich zur Stadt der Qualerkornen,
Ich führe Dich zum unbegrenzten Leid,
Ich führe Dich zum Volke der Verlornen;
Mich schuf mein Meister aus Gerechtigkeit.
Die erste Liebe wirkte mich zu gründen,
Die höchste Weisheit und Allmächtigkeit.
— — — — — —
Laßt, die ihr eingeht, jede Hoffnung schwinden. *)

Ich sah diese, wie den Sand der Wüste, der im Sturme wirbelt, immer schwarze Luft, Adams Saamen wie Blätter des Herbstes fallen, während wehklagende Geister in dem Luftstrome brüllten. Aber bei dem Anblick der großen Edlen, die, untheilhaftig des Christenthums, hier ihren Aufenthalt fanden, füllte sich mein Auge mit Thränen. Homer, Sokrates, Brutus, Virgil und Mehrere der Besten und Edelsten der Vorzeit sah ich hier auf immer von dem

*) Carl Streckfuß, Uebersetzung von Dante. Dritter Gesang.

Paradiese entfernt. Es war mir nicht genug, daß Dante hier Alles so gemüthlich und traulich, wie es nur in der Hölle sein konnte, eingerichtet hatte: das Dasein war dennoch ein Jammer ohne Qualen, eine hoffnungslose Sehnsucht. Sie gehörten doch in das Reich der Verdammniß und waren von den tiefen Sümpfen der Hölle eingeschlossen, wo die Seufzer der Verdammten aus Giftdunst und Pestdampf Blasen auf Blasen sprudelten. Warum konnte nicht Christus, als er zur Hölle hinabfuhr und wieder bis zur rechten Hand des Vaters sich erhob, Alle aus dem Thale der Sehnsucht mit sich fortführen? Konnte die Liebe unter gleich Unglücklichen wählen? Ich vergaß durchaus, daß das Ganze nur eine Dichtung sei. Bis zu meinem Herzen hinauf reichten die tiefen Seufzer aus dem See von siedendem Pech; ich sah ihn, sah das Heer der Simonisten, wie sie hinauftauchten und die Dämonen sie dann mit der scharfen Gabel wieder niedersenkten. Die lebendigen Schilderungen prägten sich tief in meine Seele, sie mengten sich in meine Ideen am Tage, in meine Träume des Nachts. Oft hörte man mich im Schlafe rufen: „**Pape Satan, alepp Satan Pape!**“ Man glaubte, daß ich Anfechtungen vom Teufel hätte, und es waren nur Reminiscenzen des von mir Gelesenen, die ich wiederholte.

In den Unterrichtsstunden war ich zerstreut; tausend Ideen drangen auf mich ein. Mit dem besten Willen vermochte ich nicht, sie zu verbannen. „Wo bist Du denn, Antonio!“ rief man mir zu, und mich überfielen Schrecken und Scham, denn ich wußte wohl, wo ich war; aber Dante

zu lassen, nicht die ganze Wanderung zurückzulegen war mir unmöglich.

Der Tag erschien mir lang und drückend, schwer wie der vergoldete Mantel von Blei, den die Heuchler* in der Dante'schen Hölle tragen müssen. Mit Unruhe im Herzen schlich ich nach der verbotenen Frucht und sog Schreckensbilder daraus ein, die mich wegen meiner eingebildeten Sünde bestraften. Ja, selbst empfand ich den Stich von den Schlangen der Tiefe, die in Flammen wirbeln, untertauchend stechen und auf diesen, neugeboren, wie ein Phönix, wieder emporsteigen, um ihr Gift auszusprudeln.

Die anderen Schüler, die in demselben Zimmer mit mir schliefen, wachten oft des Nachts durch mein Geschrei auf, und erzählten von meinen seltsamen unzusammenhängenden Reden von der Hölle und von den Verdammten. Der alte Custode hatte zu seinem Schrecken eines Morgens gesehen, daß ich mit offenen Augen und dennoch im schlafenden Zustande mich aufrecht im Bette gesetzt, Lucifer gerufen und mit ihm gerungen hatte, bis ich entkräftet in die Kissen zurücksank.

Es war nun ganz allgemein angenommen, daß ich Anfechtungen von dem Bösen habe; mein Bett wurde mit Weihwasser besprengt und ich wurde genau dazu angehalten, eine gewisse Anzahl Gebete herzusagen, bevor ich mich ins Bett legte. Nichts konnte auf meine Gesundheit schädlicher einwirken, als eben dieses Verfahren; mein Blut kam dadurch in größere Wallung, ich selbst in eine ängstlichere Spannung, da ich die geheime Ursache dieses Zustandes kannte

und sah, wie ich sie verrieth. Endlich erreichte ich den Uebergangspunkt, vom Sturme gerieth ich in eine Art Windstille.

Unter allen Schülern zeichnete sich keiner mehr durch Kopf und Geburt aus, als Bernardo, der lebensfrohe, beinahe zu ausgelassene Bernardo. Es war ihm ein täglicher Spaß, auf der hervorragenden Dachrinne hoch über dem vierten Stockwerke zu reiten und sich auf einem Brete zwischen den beiden Eckfenstern unter dem Dache zu schaukeln. Alle Verwirrungen unseres kleinen Schulstaats wurden ihm zugeschrieben, und zwar gewöhnlich mit Recht. Die Stille und Ruhe des Klosters suchte man über uns und das ganze Gebäude zu verbreiten, allein Bernardo war der störende Kobold; doch zeigte er sich nie boshaft, nur hinsichtlich des pedantischen Habbas Dahdah spielte er ein wenig in die schwarze Farbe hinüber, weshalb auch immer ein gespanntes Verhältniß unter ihnen Statt fand. Allein Bernardo ließ sich dadurch nicht abschrecken. Er war ein Neffe des Senators von Rom, besaß große Reichthümer und hatte glänzende Aussichten: „denn das Glück," sprach Habbas Dahdah, „wirft seine Perlen in verfaulte Holzstämme und geht an der schlanken Pinie vorüber."

Bernardo hatte in jeder Sache seine bestimmte Meinung, und wo er unter seinen Schulgefährten diese nicht durch Worte geltend machen konnte, standen ihm auch seine Hände zu Diensten, um dem Rücken der Widerspenstigen seine saftgrünen Ideen einzuimpfen; so war er immer der Dominirende. Obgleich wir höchst verschiedener Natur waren, fand

doch das beste Verhältniß unter uns Beiden Statt. Ich war freilich immer der Nachgebende; aber selbst daher nahm er Veranlassung, mich zu necken.

„Antonio!“ sagte er, „ich möchte Dich recht durchprügeln, wüßte ich nur, daß ich dadurch ein wenig Galle bei Dir zuwege bringen könnte. Wolltest Du nur einmal Charakter zeigen, mir mit geballter Faust ins Gesicht schlagen, wenn ich Dich neckte, damit ich Dein treuester Freund werden könnte, allein jetzt muß ich jede Hoffnung von Dir aufgeben.“

Eines Morgens, als wir eben allein im großen Saale waren, setzte er sich auf den Tisch gerade vor mich, sah mir lachend in die Augen hinein und sagte: „Du bist doch ein größerer Schelm, als ich! Du spielst ja ganz vortrefflich Comödie. Daher wird Dein Bett besprengt und Deine Person beräuchert. Denkst Du, daß ich es nicht weiß? Du liesest Dante's Comödie!“

Ich wurde über und über roth und fragte ihn, wie er mich dessen beschuldigen könne.

„Hast Du nicht selbst diese Nacht im Schlafe mir den Teufel gerade aus der **divina commedia** beschrieben? Soll ich Dir eine Geschichte erzählen? Du besitzest ja viel Phantasie, und wirst Dich solcher Schilderungen erfreuen. In der Hölle giebt es nicht blos Feuerseen und verpestete Moore, wie Du ja wohl aus Dante weißt, sondern auch große, ganz mit Eis bedeckte Teiche, in welchen die Seelen auf ewig festgefroren sind; wenn man an diesen vorüber ist, steigt man in die allertiefste Tiefe hinab, wo diejenigen sich

befinden, die ihre Wohlthäter verrathen haben, folglich auch Lucifer, der Aufrührer gegen Gott, unseren größten Wohlthäter. Er steht bis an die Brust in Eis, mit aufgesperrtem Rachen, in welchem er Brutus, Cassius und Judas Ischarioth festhält, den Letzteren sogar mit dem Kopfe abwärts in dem Rachen, während der grimme Lucifer seine ungeheuren Fledermausschwingen schüttelt. Siehst Du, mein Söhnchen, wenn man einen solchen Kerl einmal gesehen, vergißt man ihn nicht so leicht. Ich habe seine Bekanntschaft in Dante's Hölle gemacht, und ihn hast Du auf ein Haar diese Nacht im Schlafe beschrieben; da sagte ich zu Dir, eben so wie jetzt: Du hast ja Dante gelesen! Allein Du warst damals ehrlicher, als jetzt, denn Du winktest mir, zu schweigen, und nanntest unsern liebenswürdigen Habbas Dahdah. Gestehe es nur auch wach ein, ich werde Dich nicht verrathen! Das ist endlich doch etwas an Dir, was ich leiden mag. Ja! ja! ich habe die Hoffnung von Dir nie ganz aufgeben können. Allein wo hast Du das Buch erhascht? Bei mir hättest Du es haben können, ich habe mir es sogleich angeschafft; als Habbas Dahdah schlecht von ihm sprach, begriff ich sogleich, daß es der Mühe werth wäre, es zu lesen. Die dicken Bände waren freilich geeignet, mich abzuschrecken, allein um jenen zu ärgern, nahm ich das Buch sogleich zur Hand, und jetzt lese ich es zum dritten Male. Ist die Hölle nicht herrlich? Wo glaubst Du wohl, daß Habbas Dahdah hinkommt? Er kann es sowohl heiß, als kalt, bekommen."

Mein Geheimniß war nun verrathen, allein ich konnte

mich auf Bernardo's Verschwiegenheit verlassen. Ein vertrauteres Verhältniß knüpfte sich zwischen uns an; unsere Gespräche, wenn wir allein waren, drehten sich nur um die „divina commedia," diese erfüllte und begeisterte mich. Ich mußte, was meine Seele und Gedanken beschäftigte, aussprechen: Dante und sein unsterbliches Werk wurde daher mein erstes, auf dem Papiere niedergeschriebenes Gedicht.

In meiner Ausgabe der divina commedia stand seine Lebensbeschreibung; freilich war es nur eine Skizze, allein mir hinreichend, um ein eigenes Bild von ihm aufzufassen. Ich besang in ihm und Beatrice die reine geistige Liebe, schilderte seinen Schmerz im Kampfe zwischen den Schwarzen und den Weißen, die Wanderungen des Geächteten über die Gebirge und seinen Tod unter Fremden. Am lebhaftesten schilderte ich den Flug der befreiten Seele, ihr Zurückblicken auf die Erde und in die Tiefe hinab; die ganze Darstellung war in wenigen Zügen von seiner unsterblichen Dichtung entlehnt. Das Fegefeuer, so wie er selbst es beschrieben, öffnete sich wieder; der Wunderbaum prangte mit herrlichen Früchten an den gebogenen Zweigen, die von ewig brausenden Wasserfällen benetzt wurden. Er saß im Kahne, wo der Engel seine großen weißen Schwingen als Segel entfaltete, indem die Gebirge ringsum bebten, während die geläuterten Seelen zum Paradiese stiegen, wo die Sonne und alle Engel, wie Spiegel, die Strahlen von dem ewigen Gotte zurückwarfen, wo Alles Seligkeit war, und die niedrigste, so wie die höchste Stufe sie, je nachdem jedes Herz sie fassen konnte, gleich groß ertheilte.

Bernardo hörte mein Gedicht und fand es meisterhaft. „Antonio!“ rief er, „das mußt Du beim Feste hersagen, das wird Habbas Dahdah recht ärgern. Ja! ja! dies und kein anderes sollst Du hersagen, das ist köstlich!“

Ich machte eine verneinende Bewegung.

„Wie?“ rief er, „Du willst nicht? Nun so will ich! Martern werde ich ihn mit dem unsterblichen Dante. Liebster Antonio! Gieb mir Dein Gedicht. Ich sage es her. Allein dann müßte es freilich auch für das meine gelten. Wirst Du Dich wohl darein fügen, auf Deine schönen Federn zu verzichten, um damit die Dohle zu schmücken? Du bist ja ein Wunder der Nachgiebigkeit, und dies wird ein schöner Zug von Dir sein. Du sagst doch ja?“

Gern gab ich ihm nach; ich wünschte selbst nur zu gern diesen Spaß zu sehen, es bedurfte daher nicht vieler Ueberredung.

Es war zu der Zeit Sitte in der Jesuiten-Schule, so wie noch in der Propaganda auf dem spanischen Platze, daß am 13ten Januar der größte Theil der Schüler als Declamatoren, jeder mit einem Gedichte in den verschiedenen Sprachen, die hier gelehrt wurden oder ihnen durch Heimath und Geburt eigen waren, „in onore dei santi rè magi“ auftrat. Es war uns gestattet, selbst einen Stoff zu wählen, der nun der Censur unserer Lehrer unterworfen und nachher von uns ausgearbeitet wurde.

„Und Ihr, Bernardo?“ fragte Habbas Dahdah an dem Tage, als wir unser Thema angeben sollten, „Ihr, Bernardo, habt wohl nichts gewählt? Ihr gehört nicht unter

das Geschlecht der Singvögel, an Euch können wir wohl vorüber gehen?“

„O nein!“ war die Antwort, „ich werde es diesmal wagen, und habe beschlossen, einen Dichter zu besingen. Freilich den größten nicht, dazu fehlt es mir an Muth, allein ich habe an einen der geringeren gedacht, an Dante.“

„Ei, ei!“ entgegnete Habbas Dahdah, „er will auftreten, und mit Dante auftreten! Das wird ein Meisterwerk werden, das ich wohl anhören möchte. Allein da alle Cardinäle und Fremde aus allen Ländern der Welt herkommen, wird es doch wohl am besten sein, diese Belustigung bis zur Carnevals-Zeit aufzuschieben.“

Mit diesen Worten ging er an ihm vorüber; aber Bernardo ließ sich damit nicht abfertigen und wußte von den anderen Lehrern die Genehmigung zu erhalten. Jeder hatte nun seinen Gegenstand, ich wählte die Schönheit Italiens.

Man sollte freilich seine Arbeit auf eigene Hand ausführen, allein es war kein geringes Mittel, um Habbas Dahdah zu gewinnen und eine Art Sonnenglanz auf diesem sauertöpfischen Gesichte zu verbreiten, wenn man ihm sein Gedicht zum Durchlesen gab und sich Rath und Belehrung von ihm erbat; gewöhnlich arbeitete er dann das ganze Gedicht um und flickte und besserte daran, so daß es eben so schlecht, als vorher, nur auf eine andere Manier, wurde; fiel es dann irgend einem Fremden ein, das Gedicht zu loben, so wußte er dabei ganz leicht hinzuwerfen, daß man ja diesen Versuchen einige kleine Funken des eigenen Witzes beifügte, das Grobe abfeilte u. s. w.

Mein Gedicht von Dante, das Bernardo als sein eige-nes hersagen wollte, kam ihm gar nicht vor die Augen.

Endlich rückte der Tag heran. Die Wagen rollten schon durch den Thorweg; die alten Cardinäle in ihren ro-then Mänteln mit langen Schleppen traten hinein und nah-men in den stattlichen Lehnsesseln Platz. Zettel mit unseren Namen und in derselben Sprache, in welcher die Gedichte geschrieben waren, wurden ausgetheilt. Habbas Dahdah hielt die Einleitungsrede, und jetzt erfolgten Gedichte in syrischer, chaldäischer, coptischer Sprache, ja selbst in Sanskrit, in englischer und anderen seltsamen Zungen; je fremder aber und je sonderbarer die Sprache klang, um so größer ward der Beifall; das herzlichste Lachen mischte sich unter Bravo und Zujauchzen.

Mit zitterndem Herzen trat ich auf und sagte die we-nigen Strophen auf mein Italien her. Ein wiederholtes Bravorufen der ganzen Versammlung begrüßte mich, die alten Cardinäle klatschten mir Beifall zu und Habbas Dah-dah lächelte so freundlich, als es ihm möglich war, und bewegte zwischen seinen Händen prophetisch den Kranz; denn in der italienischen Sprache war nur noch Bernardo zurück, und es war nicht zu vermuthen, daß das englische Gedicht, das auf das seinige folgte, einige Lorbeeren gewin-nen würde.

Jetzt trat Bernardo an das Katheder vor. Mit Un-ruhe folgten ihm meine Augen und mein Ohr. Stolz und kühn sprach er mein Gedicht von Dante; eine tiefe Stille herrschte im Saale. Alle schienen von der wunderbaren

Kraft ergriffen, die er hinein zu legen wußte. Ich kannte ja jedes Wort, allein sie erklangen mir wie der Gesang des auf Tonflügeln emporsteigenden Dichters. Der einstimmigste Beifall fiel ihm zu. Die Cardinäle erhoben sich, Alles war zu Ende; der Kranz wurde Bernardo laut zuerkannt, nur der Ordnung wegen wurde noch das letzte Gedicht gehört; es erhielt auch Beifall, aber gleich darauf war wieder nur von der Schönheit und der Begeisterung die Rede, welche das Gedicht von Dante auszeichneten.

Meine Wangen glühten, meine Brust schwoll, ich empfand eine unbeschreiblich namenlose Seligkeit, meine ganze Seele trank den Weihrauch, der dem Bernardo gebracht wurde, ein; ich warf den Blick auf ihn, er war ein ganz Anderer geworden, als ich ihn je zuvor gesehen hatte; todtenblaß, mit dem Auge auf die Erde geheftet, stand er, der sonst Allen so keck in die Augen schaute, wie ein Verbrecher da. Habbas Dahdah zeigte sich als ein völlig ähnliches Seitenstück zu ihm und schien in seiner Zerstreuung den Kranz zerpflücken zu wollen, als endlich Einer der Cardinäle ihn nahm und ihn Bernardo, der niederknieend das Gesicht in die beiden Hände drückte, um die Schläfe legte.

Nach dem Feste suchte ich Bernardo. „Morgen!“ rief er, und riß sich los.

Den folgenden Tag bemerkte ich, wie er mich vermied, und das that mir weh; denn mein Herz hing unendlich an ihm; es brauchte eine trauliche Seele in dieser Welt, und hatte ihn auserkoren.

So gingen zwei Abende hin; da warf er sich an meine Brust, faßte meine Hand und sagte: „Antonio! ich muß mit Dir reden; länger kann ich es nicht ertragen, und will es auch nicht. Als man den Kranz auf mein Haupt drückte, war es mir, als würde es von tausend Dornen durchbohrt. Das Lob klang mir wie Spott; die Ehre gebührte ja Dir. Ich sah die Freude in Deinem Auge, und damit Du es weißt — ich haßte Dich — Ja! Du bist mir nicht mehr, was Du mir gewesen bist; das ist ein schlimmes Gefühl, weshalb ich Dich um Verzeihung bitte; allein wir müssen uns trennen. Hier gehöre ich doch nicht zu Hause! Ich will fort von hier, um nicht das nächste Jahr zum Gespötte zu werden, wenn die gestohlenen Federn mir fehlen. Mein Oheim wird und muß für mich Sorge tragen. Das habe ich ihm gesagt, ich habe es sogar über mich gewonnen, ihn darum anzuflehen — ich habe mich, meiner Natur zuwider, herabgewürdigt — und, mir scheint, als seiest Du an Allem Schuld. Ich fühle eine Bitterkeit gegen Dich, die mich peinigt, bis in die Seele peinigt — nur in einem durchaus neuen Verhältnisse können wir Freunde bleiben — und das wollen wir sein, versprich es mir, Antonio!"

„Du bist ungerecht gegen mich, ungerecht gegen Dich selbst. Denken wir nicht mehr an das läppische Gedicht, oder an die ganze Geschichte. Reiche mir die Hand, Bernardo, und betrübe mich nicht mit solcher seltsamen Rede."

Wir bleiben immer Freunde," sagte er, und verließ mich. Spät am Abend kehrte er erst in sein Schlafzimmer zurück, und den folgenden Morgen war es schon bekannt,

daß er die Schule verließe, um einer andern Bestimmung zu folgen.

„Er fuhr ja wie eine Sternschnuppe ab," bemerkte Abbas Dahdah ironisch; „er verschwand, sobald man den Glanz bemerkte. Das Ganze war Knall, und das war auch das Gedicht! Ich habe es ja, damit dieser Schatz nicht untergehe. — Heilige Jungfrau! wenn man es recht besieht, was ist es denn! Ist das Poesie? Es bewegt sich Alles aus und ein, ohne Gestalt, ohne Geschick. Erst meinte ich, daß es einer Vase ähnlich sehen sollte, dann einem französischen Weinglas oder einem medischen Säbel; aber wie ich es auch drehte und wendete, war und blieb es eine trockene Registerform. An drei Stellen hat es einen Fuß zu viel; schreckliche Hiaten sind da, und fünf und zwanzig Mal braucht er das Wort divina, als wenn die Dichtung durch die Wiederholung dieses Worts divina würde. Gefühl und nur Gefühl! Das ist es nicht, was den Dichter macht. Welch ein Phantasie-Gefecht; bald ist man hie, bald ist man da; auch der Gedanke ist es nicht; nein, die Besonnenheit allein, die goldene Besonnenheit! Der Dichter darf sich nicht von seinem Stoff hinreißen lassen; kalt, eiskalt muß er sein, das Kind seines Herzens zergliedern und gewahren können, wie es in den einzelnen Theilen aussieht; nur so entsteht ein wahres Kunstwerk; nicht durch Sturm und Drang, nicht durch Hinsudeln, nicht durch wilde Begeisterung. Dann setzen sie einem solchen Jungen den Kranz auf's Haupt, statt ihm ob seiner geschichtlichen Fehler, seiner Hiaten, seiner Jämmerlichkeiten das Fell zu

gerben! Ich habe mich geärgert, und das verträgt sich nicht mit meiner Constitution. Ueber den abscheulichen Bernardo!"

So klang ungefähr Habbas Dahdah's Lobrede.

VIII.

Ein unwillkommenes und ein willkommenes Zusammentreffen. Die kleine Aebtissin. Der alte Jude.

Wir vermißten Alle den wilden muthwilligen Bernardo, und Niemand vermißte ihn mehr, als ich. Es wurde Alles öde und leer ringsum, so däuchte es mir; meine Bücher genügten mir nicht; in meiner Seele erklangen Dissonanzen, die ich nicht aufzulösen vermochte. Die Musik allein führte eine augenblickliche Harmonie herbei; in der Welt der Töne erhielt mein Leben und mein ganzes Streben erst Klarheit; hier fand ich mehr, als irgend ein Dichter, selbst Dante, aussprach; nicht bloß das Gefühl faßte hier das seelenvolle Bild auf, sondern der sinnliche Theil, das Ohr, sog dessen lebendiges Wesen ein. Jeden Abend sangen mir vor dem Madonnenbilde an der Mauer die Kinderstimmen ein Andenken an meine zarteste Jugend vor; es klang wie ein Wiegenlied von der schwermuthvollen Sackpfeife der Pifferari; ich vernahm ja in ihm den einförmigen Gesang des

vermummten Leichengefolges, der an dem Sarge meiner Mutter erklang. Ich begann, über das Vergangene und auf das, was kommen würde, nachzusinnen. Es wurde mir so wunderbar eng um's Herz; ich mußte singen, alte Melodieen klangen mir im Ohre, und die Worte derselben tönten laut von den Lippen, ja gar zu laut, denn sie störten den durch mehrere Zimmer entfernten Habbas Dahdah, der mir sagen ließ, daß hier weder ein Opernhaus, noch eine Singschule wäre, und daß keine Tremulanten in der Jesuiten-Schule wiederhallen dürften, die ausgenommen, welche zu Madonna's Lob erklängen. Schweigend lehnte ich dann mit dem Kopfe an den Fensterpfosten, den Blick gegen die Straße, den Gedanken in mich selbst gerichtet.

„**Felicissima notte**, Antonio!"*) klang es zu mir hinauf. Ein schönes stolzes Pferd machte Capriolen unter meinem Fenster und sprengte dann mit seinem flinken Reiter fort. Es war ein päpstlicher Offizier. Mit jugendlicher Geschmeidigkeit verneigte er sich auf dem Pferde, grüßte und grüßte, bis er mir aus dem Gesichte war, allein ich hatte ihn erkannt. Es war Bernardo, der glückliche Bernardo!

Wie verschieden war doch sein Leben von dem meinigen. Nein, ich mochte nicht daran denken; ich drückte den Hut tief in die Augen nieder, und wie von einem bösen Dämon verfolgt, eilte ich hinaus und fort, wohin der Wind mich

*) Der Nordländer wünscht „gute Nacht! schlafe wohl!" die Italiener „die glücklichste Nacht!" Die Nächte des Südens besitzen mehr als — Träume.

führen wollte. Ich dachte gar nicht daran, daß jeder Schüler in der Jesuiten-Schule, in der Propaganda und in jeder Lehranstalt in den päpstlichen Staaten, wann er in die Stadt sich begab, von einem älteren oder gleich alten Schüler begleitet sein mußte, und nie ohne specielle Erlaubniß sich allein zeigen durfte. Ein so allgemein bekanntes Gesetz war uns nie eingeschärft worden. Ich vergaß ganz, daß meine Freiheit in dieser Weise beschränkt war, und ging in dieser Beziehung ruhig fort. Der alte Custode dachte wohl, daß ich Erlaubniß dazu habe.

Im Corso wimmelte es von Equipagen. Eine Reihe Wagen mit Römern und Fremden fuhr auf-, eine andere abwärts; sie machten die Abendpromenade. Leute standen haufenweise um die ausgehängten Kupferstiche des Kunsthändlers, und die Bettler naheten sich, um einen Bajok zu erhalten; es war schwer durchzukommen, wollte man sich nicht zwischen den Wagen durchdrängen; ich war so eben durchgeschlüpft, als eine Hand mich am Kleide festhielt und ich eine häßliche Stimme flüstern hörte: „buon giorno, Antonio!"

Ich sah hinab. Da saß mein Oheim, der häßliche Peppo, mit den zwei welken Beinen an den Seiten aufgebunden und mit den Brettchen um sich vorwärts zu schieben. So nahe waren wir uns seit vielen Jahren nicht gewesen; ich war ihm immer durch große Umwege entgangen, hatte die spanische Treppe, wo er haus'te, vermieden, und wenn ich in einer Prozession oder mit den andern Schülern

an ihm vorüber mußte, mir Mühe gegeben, so gut wie ich nur konnte, das Gesicht zu verbergen.

„Antonio! mein eigen Blut!“ sagte er, mich am Kleide festhaltend. „Kennst Du Peppo nicht, den Bruder Deiner Mutter? Denke an Sanct Joseph*), so hast Du meinen Namen! Ach, wie bist Du groß und männlich geworden!“

„Laßt mich!“ rief ich, denn die umstehenden Leute sahen uns an.

„Antonio!“ versetzte er, „erinnerst Du Dich, als wir zusammen auf dem kleinen Esel ritten? Süßes Kind! ja nun sitzest Du auf einem höheren Pferde, willst Deinen armen Oheim nicht kennen, ihn nie auf der Treppe besuchen? Du hast mir doch die Hand geküßt, und auf meinem armen Stroh geschlafen; sei nicht undankbar, Antonio!“

„So laßt mich doch!“ rief ich, und riß das Kleid aus seinen Händen, fuhr durch die einander kreuzenden Wagen hinein und gerieth in eine Seitenstraße; mein Herz klopfte vor Schrecken, vor — ja wie soll ich es nennen — vor gekränktem Stolz; ich glaubte mich von allen Menschen, die uns gesehen hatten, verhöhnt; doch nur einen Augenblick war dies Gefühl vorherrschend, da erwachte ein anderes, noch bittreres:

Jedes von ihm ausgesprochene Wort war ja wahr; ich war ja das einzige Kind seiner Schwester; ich empfand das Grausame in meinem Betragen, schämte mich vor Gott und vor mir selbst. Es lag mir wie brennendes Blei auf

---

*) Peppo ist eine italienische Abkürzung des Namens Giuseppe (Joseph).

dem Herzen; wäre ich nun allein mit Peppo gewesen, ich hätte ihm die häßlichen Hände küssen und ihn um Verzeihung bitten können. Ich war in meinem Innersten erschüttert.

Da läutete die Glocke zum Ave Maria von der Kirche San Agostino; meine Sünde ruhete schwer auf meiner Seele, ich ging hinein, um die Mutter Gottes anzuflehen. — Unter den hohen Gewölben war es noch dunkel und leer. Die Lichter auf den verschiedenen Altären brannten matt und schläfrig, wie Zunder in der Nacht, wenn der feuchte Sirocco weht. Meine Seele sog Trost und Vergebung ein.

„Signore Antonio!" flüsterte eine Stimme dicht neben mir, „Eccellenza ist gekommen und die schöne Signora mit! Alle von Firenze sind da, und Ihr Gottes-Engelchen auch. Ihr könnt sogleich Euren Besuch ablegen und Euer Willkommen bringen."

Es war die alte Fenella, die Hausfrau des Pförtners im Palazzo Borghese. Meine Wohlthäterin mit Gatten und Kind war also da, ich hatte sie in einigen Jahren nicht gesehen. Meine Seele war ganz Freude, ich eilte sogleich fort, und bald begrüßten die alten freundlichen Gesichter mich wieder.

Fabiani war mild und gnädig, Francesca mütterlich froh, mich zu sehen. Sie brachte mir ihre kleine Tochter Flaminia, ein freundliches Kind mit wunderbar klaren Augen; sie reichte mir sogleich den Mund zum Küssen, hatte mich gern, und in zwei Minuten waren wir schon alte

Bekannte und Freunde. Sie saß auf meinem Arme und lachte laut vor Freude, wenn ich mit ihr im Saale umher tanzte und eins von meinen alten lustigen Liedern sang.

„Mache mir nicht meine kleine Aebtissin*) zu einem Weltkinde,“ sagte Fabiani lächelnd, „siehst Du nicht, daß sie schon das Zeichen ihrer Würde trägt?“ und nun zeigte er mir ein kleines silbernes Crucifix, das an einer Schnur an der Brust des Kindes hing. „Der heilige Vater selbst hat es ihr gegeben, sie trägt schon den Seelenbräutigam an ihrem Herzen.“

In der Fülle glücklicher Liebe hatten sie der Kirche ihr erstes weibliches Kind gelobt, und der Papst hatte der Kleinen schon in der Wiege das heilige Zeichen geschenkt; als eine Verwandte der reichen Borghesischen Familie stand der erste Platz in Roms Frauenklöstern ihr offen, weshalb sie, sammt ihrer ganzen Umgebung, sie schon mit dem Ehrennamen, die kleine Aebtissin, nannte. Jede Erzählung, jedes Spiel ging darauf aus, ihr eine Idee von der Welt, für die sie nun eigentlich lebte, und von dem Glücke, das ihrer harrte, beizubringen.

Sie zeigte mir ihr Jesuskindlein, ihre kleinen, weiß angezogenen Nonnen, die jeden Tag in die Messe gingen; stellte sie, wie die Amme sie gelehrt hatte, in zwei Reihen

*) Es ist Sitte bei den meisten italienischen Familien, daß, wenn eine der Töchter von Jugend an dem Kloster bestimmt wird, dieser sogleich irgend ein Ehrenname, der auf ihre Bestimmung deutet, beigelegt wird, wie die Jesusbraut, die Nonne, die Aebtissin rc.

auf den Tisch, und erzählte mir nun, wie schön sie sängen und das schöne Jesuskind verehrten. Ich zeichnete ihr lustige Bauern hin, die in ihren langen wollenen Kitteln um den steinernen Triton tanzten, Polichinellen, wovon die einen auf dem Buckel der andern saßen, und die neuen Bilder machten der Kleinen viel Vergnügen. Sie küßte sie vielmals, riß sie dann in ihrem Muthwillen entzwei, und ich mußte neue zeichnen. So ging es fort, bis wir uns trennten, denn die Amme brachte die kleine Aebtissin zu Bette, ihre Schlafstunde war schon längst gekommen.

Fabiani und Francesca befragten mich über die Jesuitenschule, ob ich gesund und zufrieden sei, versprachen mir, mich stets lieb zu behalten und wünschten mir Glück und Heil.

„Wir müssen uns täglich sehen,“ sagte sie, „besuche uns recht fleißig während unsers Aufenthaltes hier.“ Auch nach der alten Domenica in der Campagna fragte sie, und ich erzählte ihr, wie glücklich die Alte wäre, wenn ich einmal, wiewohl dies selten sei, im Herbste oder im Frühlinge zu ihr hinaus käme, wie sie dann Castanien für mich briet und im Gespräche von der Zeit, wo wir zusammen lebten, wieder jung zu werden schien; auch mußte ich dann jedes Mal den kleinen Winkel besehen, wo ich geschlafen, und die Bilder, die ich gezeichnet hatte, welche sie noch neben ihrem geweihten Rosenkranze und ihrem alten Gebetbuche aufbewahrte.

„Wie komisch er sich verbeugt,“ sagte Francesca zu Fabiani, als ich beim Fortgange mein Compliment machte. „Das ist zwar vortrefflich, daß der Geist ausgebildet wird,

allein der Körper darf doch auch nicht vernachlässigt werden; darauf wird in der Welt viel gesehen; aber es wird kommen, nicht wahr, Antonio?" und lächelnd reichte sie mir die Hand zum Küssen hin.

Es war noch früh am Abend, als ich unten auf der Straße stand, um nach Hause zurück zu kehren, allein es war stockfinster. Damals befanden sich noch keine Laternen in Rom, sie sind, wie bekannt, erst in den letzten Jahren angebracht worden. Die Lampen vor den Madonnenbildern waren das einzige Licht in den engen holperigen Straßen. Ich mußte mit den Händen umher tappen, um nicht anzustoßen, und so mit den Begegnissen dieses Nachmittages in den Gedanken beschäftigt, bewegte ich mich langsam vorwärts.

Im Gehen stieß meine Hand an einen Gegenstand.

„Zum Teufel!" erklang eine bekannte Stimme, „stoßt mir nicht die Augen aus, dann sehe ich noch weniger."

„Bernardo!" rief ich froh, „endlich einmal begegnen wir uns doch!"

„Antonio! mein liebster Antonio!" rief er, und faßte mich unter den Arm. „Das ist ja ein lustiges Zusammentreffen. Wo kommst Du her? Von einem kleinen Abenteuer? Das erwartete ich nicht von Dir; aber ertappt bist Du auf den Wegen der Finsterniß. Wo ist der Sclaven-Corporal, der Cicisbeo, oder wie Du Deinen treuen Begleiter nennst."

„Ich bin ganz allein!" sagte ich.

„Allein?" wiederholte er, „Du bist doch im Grunde ein flinker Bursche. Du solltest in die päpstliche Garde

hinein; vielleicht könnte doch noch etwas Ordentliches aus Dir werden."

Ich erzählte ihm mit wenigen Worten von der Ankunft der Eccellenza und der Signora, und äußerte nun meine Freude ob dieses Zusammentreffens. Seine Freude darüber war eben so groß wie die meinige; wir vergaßen ganz die Dunkelheit rings um uns, und plauderten im Gehen fort, ohne daran zu denken, wohin oder in welcher Richtung wir wanderten.

„Sieh, Antonio!" sprach er, „nun habe ich erst gelernt, was das Leben ist, Du kennst es gar nicht; es ist zu lustig, um es auf der harten Schulbank und bei Habbas Dahdah's verschimmelten Reden zu verpassen. Mein Pferd weiß ich zu tummeln, Du hast mich ja heute gesehen? und die schönen Signoren senden mir — ach, so versengende Blicke! Ich bin ja auch ein recht nettes Kerlchen, dem die Uniform gut steht. Ueber die verdammte Finsterniß hier! Du kannst mich ja gar nicht sehen. Meine neuen Gefährten haben mich in die Welt geführt. Es sind nicht solche Stubenhocker wie Ihr! Wir leeren unsere Becher auf das Wohlergehen des Staates, haben auch unsere kleinen Abenteuer, die zu wissen Deine Heiligkeit freilich nicht ertragen kann. Wie bist Du doch so gar nicht ein Mann, Antonio! ich habe in diesen wenigen Monaten Erfahrungen von zehn Jahren gemacht. Jetzt fühle ich meine Jugend; sie braus't in meinem Blute, quillt in meinem Herzen, und ich genieße sie, genieße sie in langen Zügen, während noch meine Lippen brennen, und dieser kitzelnde Durst unauslöschlich ist."

„Du bist in keiner guten Gesellschaft, Bernardo!“ sagte ich.

„In keiner guten?“ unterbrach er mich. „Predige mir keine Moral! Was hast Du gegen meine Gesellschaft einzuwenden? Meine Gefährten sind von dem reinsten Patricier-Blute, das Rom besitzt. Wir sind die Ehrenwache des heiligen Vaters. Sein Segen vertilgt unsere kleinen Sünden! In den ersten Tagen, nachdem ich die Schule verlassen hatte, hingen mir noch einige dieser Klosterbegriffe an, allein ich war so klug, meine Gefährten nichts davon merken zu lassen; ich trieb mich rasch mit ihnen umher; mein Fleisch und Blut, mein ganzes eigentliches Ich bebte von Lebenslust, und ich folgte diesem Triebe, weil er der stärkere war; allein ich vernahm zu gleicher Zeit eine arge böse Stimme in mir, es war die propagandische Klosterzucht, das letzte Restchen kindischer Begriffe, die mir zuflüsterten: „Du bist nicht mehr unschuldig wie das Kind!“ später habe ich darüber gelacht, jetzt verstehe ich es besser. Ich bin Mann, habe das Kind aus dem Aermel geschüttelt; das war es, das Kind weinte, als es seinen Willen einbüßte. — Allein wir sind ja an der Chiavica angelangt, die beste Osterie, wo sich die Künstler versammeln; komm mit, wir müssen doch zur Feier dieses lieben Zusammentreffens eine Fogliette leeren. Komm! Es ist lustig da drinnen.“

„Wo denkst Du hin!“ entgegnete ich, „wenn man in der Jesuiten-Schule erführe, daß ich hier mit einem der Offiziere der päpstlichen Garde gewesen?“

„Ja! das wäre wohl ein großes Unglück, ein Glas

Wein zu trinken und die fremden Künstler ein Lied in der Sprache ihres Vaterlandes, in deutscher, französischer, englischer, und mag Gott wissen, in welcher Zunge singen zu hören! Es geht da lustig zu, das kannst Du glauben."

„Was Dir angemessen ist, ist mir verpönt, nichts mehr davon, und" unterbrach ich mich selbst, als ich von der kleinen Querstraße Gelächter und Bravorufen hörte, und gern das Gespräch anderswo hinlenken mochte, „sieh mal, welch ein Haufe von Leuten! Was mag das bedeuten? Ich glaube, Jemand macht da Künste gerade unter dem Madonnenbilde." Ich zog ihn mit dahin.

Bursche und Knaben aus der untersten Classe des Volks hatten die Straße gesperrt; sie bildeten einen länglichen Kreis um einen alten Juden, den sie, wie wir hörten, zwingen wollten, über einen Stock, welchen einer der Bursche hielt, zu springen, wenn er aus der Gasse hinaus wollte.

Es ist eine bekannte Sache, daß in Rom, der ersten Stadt der Christenheit, die Juden nur in dem ihnen angewiesenen Quartiere, dem engen schmutzigen Ghetto wohnen dürfen; jeden Abend wird das Thor desselben verschlossen, und Soldaten halten die Wache, damit Niemand hinein- oder herauskommen kann. Jährlich müssen die Aeltesten sich nach dem Capitolium begeben, und knieend um Erlaubniß bitten, noch ein Jahr sich in Rom aufhalten zu dürfen, sich erbieten, die Ausgaben bei dem Wettrennen des Carnevals zu bezahlen, und versprechen, daß sie alle zusammen einmal im Jahre an einem bestimmten Tage sich in

einer katholischen Kirche einfinden und eine Bekehrungspredigt anhören wollen.

Der alte Mann, den wir hier vor uns sahen, war an diesem dunkeln Abend allein durch die Straße geschlichen, wo die Knaben spielten und die Bursche mit dem Morraspiel beschäftigt waren. „Seht Ihr den Juden," hatte Einer gerufen, und nun verhöhnten und verspotteten sie den alten Mann, und als er schweigend seinen Gang fortsetzen wollte, versperrten sie ihm die Straße. Einer der Bursche, ein feister, breitschulteriger Kumpan, hielt einen langen Stock ausgestreckt und rief: „Na, Jude, strenge jetzt Deine Beine an, bald wird das Ghetto verschlossen, Du kannst sonst diese Nacht nicht hinein. Schnell denn; laß uns sehen, wie leichtfüßig Du bist!"

„Springe, Jude!" riefen die Jungen, „Abraham's Gott wird Dir helfen."

„Habe ich Euch denn was zu Leide gethan?" sagte dieser, auf das Madonnenbild zeigend, „laßt mich armen alten Mann in Frieden, und verspottet meine grauen Haare nicht vor der, die Ihr selbst um Erbarmen anflehet."

„Glaubst Du," rief der Bursche, „daß der Madonna etwa an einem Juden gelegen ist? Willst Du gleich springen, alter Hund!" und nun ballte er die Faust gegen ihn, und die Jungen rückten immer näher um ihn zusammen.

Da sprang Bernardo hervor, drängte die Nächsten zur Seite, riß schnell wie ein Blitz den Stock aus der Hand des Burschen, hielt jenen ausgestreckt vor ihn hin und rief, indem

er den Säbel über seinem Kopfe schwang, mit starker männlicher Stimme: „Springe jetzt Du, oder ich spalte Dir den Kopf! Zaudere nicht, bei allen Heiligen! ich zerhaue Dir den Schädel, wenn Du nicht springst!“

Der Bursche stand wie aus den Wolken gefallen unter der erstaunten Menge. Die donnernden Worte, der gezogene Säbel, die päpstliche Offizier-Uniform: Alles traf wie ein elektrischer Schlag, von dem erschüttert er einen großen Sprung über denselben Stock machte, den er kurz vorher dem armen Juden hingehalten hatte. Die ganze Versammlung schien eben so überrascht; Niemand wagte ein Wort zu sprechen, sondern alle sahen dem Vorgange bestürzt zu. Kaum war der Bursche hinüber gesprungen, als Bernardo ihn an die Schulter faßte und ihn mit der Fläche des Säbels leise an die Wange klopfte:

„Bravo, mein Hündchen!“ sagte er, „gut gemacht! noch einmal dasselbe Kunststück, und dann denke ich, wirst Du von den Hundekünsten genug haben.“

Der Bursche mußte nochmals springen, und die Versammlung, die gleich die lustige Seite des Vorgefallenen auffaßte, rief Bravo und klatschte dabei in die Hände.

„Wo bist Du, Jude?“ fragte Bernardo, „komm, ich werde Dich begleiten!“ allein Niemand gab Antwort. Er war schon weit.

„Komm,“ sagte ich, als wir aus dem Haufen heraus waren, „komm! Sie mögen sagen, was sie wollen, jetzt werde ich eine Fogliette Wein mit Dir leeren. Auf Dein

Wohlergehen will ich trinken. Freunde werden wir immer bleiben, wie auch unsere Verhältnisse sich gestalten mögen!"

„Du bist ein Thor, Antonio," erwiederte er, „und ich im Grunde auch, daß mich der rohe Bursche hat ärgern können; ich denke doch, daß er jetzt nicht sobald Jemand springen lassen wird."

Wir traten in die Osterie; keiner von den lustigen Gästen bemerkte uns. In einer Ecke stand ein kleiner Tisch, dahin ließen wir uns eine Fogliette Wein bringen und stießen auf unser glückliches Zusammentreffen und auf dauernde Freundschaft an; dann trennten wir uns. Ich eilte nach der Jesuitenschule, wo der alte Custode, mein besonderer Freund, mich unbemerkt einließ, und bald schlief ich und träumte von den vielen Begebnissen des verflossenen Abends.

IX.

Das Judenmädchen.

Daß ich ohne Erlaubniß einen Abend außer dem Hause zugebracht, ja sogar in einer Osterie mit Bernardo Wein getrunken hatte, beunruhigte mich zwar nachher, aber der Zufall war mir günstig; Niemand hatte mich vermißt, oder man hatte auch, wie der alte Custode, geglaubt, daß mir Erlaubniß ertheilt war; ich war ja sonst als der ruhigste,

gewissenhafteste Schüler bekannt. So verging eine geraume Zeit. Ich studirte fleißig und besuchte zuweilen meine edle Wohlthäterin; dies war meine größte Ermunterung. Ihre kleine Aebtissin wurde mir von Tag zu Tag lieber, ich brachte ihr Bilder, die ich selbst als Kind gezeichnet, allein wenn sie einige Augenblicke mit ihnen gespielt hatte, flogen sie in vielen Stücken im Zimmer umher; ich raffte dann die Stücke zusammen und hob sie auf.

Zu der Zeit las ich Virgil. Das sechste Buch, wo die cumäische Sybille Aeneas in die Unterwelt hinabführt, zog mich wegen der Verwandtschaft des Inhalts mit Dante an. Ich gedachte dabei meines Gedichts, und eben dadurch recht lebhaft Bernardo's, den ich lange nicht gesehen hatte; ich sehnte mich nach ihm. Es war eben an einem der Wochentage, wo die Galerien des Vaticans offen stehen. Ich erbat mir die Erlaubniß auszugehen, um die schönen marmornen Götter und die trefflichen Bilder zu sehen, allein mein eigentlicher Zweck war, meinen lieben Bernardo zu treffen.

Ich befand mich schon in dem großen offenen Bogengange, wo die schöne Büste von Raphael steht und wo die ganze Decke die Bibel in schönen Bildern, von diesem großen Meister skizzirt und von seinen Schülern ausgeführt, umfaßt. Die seltsamen Arabesken längs der Mauer, die Legion von Engeln, die in jedem Bogen entweder knieen oder auf großen Schwingen in das Unendliche hinauf schweben, waren mir nichts Neues; dennoch verweilte ich lange hier, als betrachtete ich die Bilder, harrte aber eigentlich eines

glücklichen Zufalles, der Bernardo durch die Logen führen würde. An das gemauerte Geländer gelehnt, betrachtete ich die prächtige Gebirgsformation, die stolzen Wellenlinien jenseits der Campagna; allein der Blick spähete auch in die Höfe des Vaticans hinab, wenn nur ein Säbel an den breiten Fliesen klirrte, in der Hoffnung, daß es Bernardo sein möchte, aber er kam nicht.

Vergebens schlenderte ich durch die Stanzen, blieb vor der Nilgruppe und dem Laokoon stehen; aber es war mit meinem Beschauen kein rechter Ernst. Ich wurde übler Laune; Bernardo war nicht zu entdecken; daher schien mir auch der Heimweg eben so unterhaltend, wie der Torso und der köstliche Antinous.

Da hüpfte eine leichte Gestalt mit Federbusch und klingenden Sporen über den Gang, und ich hinterher. Es war Bernardo; seine Freude entsprach der meinigen. Schnell zog er mich mit sich fort, denn er hätte mir, sagte er, tausend Dinge zu erzählen.

„Du weißt nicht, was ich gelitten habe und noch leide. Du sollst mein Arzt sein. Nur Du mit den magischen Kräutern kannst mir helfen!" Mit diesen Worten führte er mich durch den großen Saal, wo die päpstlichen Schweizer die Wache haben, in ein großes, für den wachehabenden Offizier eingerichtetes Zimmer.

„Du bist doch nicht krank?" fragte ich. „Das kann doch nicht der Fall sein, denn Deine Augen brennen und Deine Wangen strotzen ja vor Gesundheit."

„Ja, ja, sie brennen!" seufzte er. „Ich brenne vom

Kopfe bis zum Fuße. Allein jetzt ist Alles gut. Du bist mein Glücksstern, bringst herrliche Abenteuer und gute Ideen, Du mußt helfen! Setze Dich doch, ach! Du weißt nicht, wie viel ich seit dem Abend, den wir mit einander zugebracht, erlebt habe. Allein Dir will ich Alles anvertrauen! Du bist ein ehrlicher Freund, und mußt selbst mit in das Abenteuer hinein!"

Ich wollte reden, allein er ließ mich nicht zu Worte kommen, ich mußte hören, was ihn so mächtig bewegte.

„Erinnerst Du Dich des Juden?" sagte er, „des alten Juden, den die Buben zum Springen zwingen wollten, und der fortlief, ohne mir wegen meiner ritterlichen Hülfe zu danken. Ich hatte seitdem ihn und die ganze Geschichte vergessen. Einige Tage darauf kam ich zufällig an dem Eingange zum Ghetto vorüber; ich bemerkte es nicht einmal, bevor die dort aufgestellte Schildwache präsentirte, denn ich gehöre ja jetzt unter die Leute vom Range; ich grüßte dann wieder und erblickte zu gleicher Zeit einen Haufen niedlicher, schwarzäugiger Mädchen orientalischen Stammes innerhalb des Thores; Du kannst daher wohl begreifen, daß mir die Lust ankam, die enge schmutzige Straße zu durchwandern. Das Ganze schien mir wie eine einzige Synagoge; die Häuser wie Wände streckten sich an einander gelehnt hoch gen Himmel auf, von allen Fenstern, Kopf an Kopf, klang es: „Bereschit Bara Elohim," als ständen sie Alle im Begriff, durch das rothe Meer zu wandern. Ringsum hingen alte Kleider, Regenschirme und mehreres Rumpelkammer-Geräthe; ich ging zwischen alten

Eisenwaren, Gemälden, Kunstsachen und natürlichen Pfützen einher; rings um mich war ein Summen und Schreien, ob ich handeln, kaufen oder verkaufen wollte; kaum wurde mir Zeit vergönnt, ein Paar schwarzäugige, schöne Kinder zu betrachten, die mir aus den Thüren zulächelten. Es war eine Wanderung, glaub' es mir, die Dante hätte beschreiben sollen. — Auf einmal stürzte ein alter Jude auf mich los und verneigte sich bis zur Erde vor mir, als wäre ich der heilige Vater. „„Eccellenza!““ rief er, „„mein großer Wohlthäter, der Retter meines Lebens, gesegnet sei die Stunde, wo meine Augen Euch wieder sehen; glaubt nicht, daß der alte Hanock ein Undankbarer sei!““ und noch Mehreres, das ich weder verstand, noch dessen ich mich jetzt erinnere; jetzt erkannte ich ihn: er war der alte Hebräer, der hatte springen sollen. „„Hier ist mein armes Haus,““ fuhr er fort, „„aber die Schwelle desselben ist zu niedrig, um Euch bitten zu dürfen, sie zu überschreiten;““ und nun küßte er mir die Hand und das Kleid; ich wollte fort, denn die ganze Nachbarschaft gaffte uns Beide an, da fielen aber meine Blicke auf das Haus, und ich gewahrte den schönsten Kopf, den ich noch in meinem Leben erblickt habe, eine marmorne Venus, mit warmem Blut in den Wangen und Augen, wie Arabiens Töchter sie haben. Du kannst also wohl begreifen, daß ich zu dem Juden hineintrat, er hatte mich ja eingeladen. Der Gang war freilich eng und finster, als führte er in die Gräber der Scipionen hinein, und die steinerne Treppe und die hölzerne Galerie waren beide dazu geeignet, Besonnenheit im Gehen und Vorsicht bis in die

äußersten Fingerspitzen einzuschärfen. Im Zimmer selbst sah es indessen nicht übel aus, nur das Mädchen fehlte, und was sollte ich denn da drinnen? Nun mußte ich eine lange Rede der Dankbarkeit voll morgenländischer Bilder ertragen, die gewiß Deinem poetischen Gemüthe gefallen haben würde. Ich ließ es hingehen und dachte: endlich wird sie doch wohl erscheinen; allein sie erschien nicht; dagegen äußerte der Jude einen Gedanken, der, bei einer andern Gelegenheit, gar nicht übel gewesen wäre; er meinte, daß ich als ein junger Mann, der sich gern in der Welt umher tummele, wohl Geld brauchen könnte und doch wahrscheinlich keinen Ueberfluß daran hätte, weßhalb ich denn wohl auch zuweilen gezwungen wäre, zu mitleidigen Seelen, welche für zwanzig bis dreißig Procent bereit wären Liebe zu zeigen, meine Zuflucht zu nehmen, dagegen wolle er, und das ist ein Mirakel im Reich der Juden, mir das Nöthige ohne Procente herleihen! Hörst Du!? ohne Procente — ich wäre ein rechtlicher, großmüthiger junger Mann, dessen Ehrlichkeit er vertraue; ich hätte einen Zweig aus Israels Stamm beschützt; kein Splitter davon dürfte mir die Kleider zerreißen. Da ich keines Geldes bedürftig war, nahm ich auch keines an; allein hierauf ersuchte er mich, mich herabzulassen, seinen Wein zu kosten, die einzige Flasche, die er besaß; ich weiß nicht, was ich ihm zur Antwort gab, nur das weiß ich, daß das schönste Mädchen aus morgenländischem Geschlecht ins Zimmer trat. — Das nenne ich mir Formen und Farben! Ihr Haar glänzte rabenschwarz wie Ebenholz. Sie schenkte mir trefflichen

Cyperwein ein und das salomonische Blut durchglühte ihre Wangen, als ich das Glas auf ihr Wohlergehen leerte. Du solltest sie nur sprechen, mir wegen dessen, was ich für ihren Vater gethan, was ja hier nicht der Rede werth war, Dank sagen gehört haben — es klang wie Musik in meinen Ohren. Es war kein irdisches Wesen! Sie verschwand denn auch bald wieder, nur der Alte blieb zurück."

„Das klingt ja ganz wie ein Gedicht," rief ich, „es würde sich in Versen trefflich ausnehmen!"

„Du weißt nicht," fuhr er fort, „wie ich mich nachher gequält habe; was ich Alles im Kopfe erbaut und wieder niedergerissen habe, um aufs Neue mit meiner schönen Zionstochter zusammen zu treffen. Ja, ich ließ mich herab hin zu gehen, um eine Anleihe zu machen, die ich gar nicht brauchte. Ich nahm zwanzig blanke Scudi auf acht Tage, aber sie bekam ich nicht zu sehen. Ich brachte die Summe schon am dritten Tage unangerührt wieder; der Alte lächelte und rieb sich die Hände; denn er hatte doch wohl nicht so ganz von Herzen meiner gerühmten Ehrlichkeit getraut. Ich lobte seinen Cyperwein, sie aber brachte mir keinen; er selbst schenkte ihn mit seinen hagern zitternden Händen ein. Mein Auge spähte in jedem Winkel, aber sie war nirgends. Sie zeigte sich gar nicht; nur da ich aus dem Hause eilte und schnell hinauf sah, kam es mir vor, als bewegte sich der Vorhang des offenen Fensters. „Addio, Signora!" rief ich; aber Alles blieb still, stumm wie eine Mauer, Niemand kam zum Vorschein. Weiter bin ich in meinem Abenteuer noch nicht gekommen; gieb mir einen guten Rath.

Sie aufgegeben habe ich nicht und will es auch nicht; was soll ich nun thun? Nun, heraus mit einem glücklichen Gedanken, einer glänzenden Idee, Herzensjunge! Sei mir eine Saturnia, eine Venus, die Aeneas und Libyens Tochter in der heimlichen Grotte zusammen führt."

„Was willst Du, daß ich thun soll? Ich begreife nicht, wie ich hier etwas ausrichten kann."

„Alles kannst Du, wenn Du nur willst! Das Hebräische ist ja eine schöne Sprache, eine poetische Bilderwelt; darauf solltest Du Dich legen und einen Juden zum Lehrer annehmen; ich bezahle die Stunden. Nimm Du den alten Hanock, denn so viel habe ich erspäht, daß er unter die gelehrten Einwohner des Ghetto gehört. Wenn nun Dein treuherziges Wesen ihm lieb geworden ist, wirst Du wohl auch zur Bekanntschaft der Tochter gelangen und kannst Dich dann meiner annehmen; aber im Galopp muß es geschehen, hörst Du, in sausendem Galopp; in meinem Blute rollt brennendes Gift, das brennende Gift der Liebe. Gehe noch heute zu dem Juden."

„Das kann ich nicht," erwiederte ich; „bedenkst Du denn gar nicht meine Verhältnisse und welche Rolle mir zu Theil werden würde, und wie kannst Du, theurer Bernardo, Dich zu einem Liebeshandel mit einem Judenmädchen herablassen?"

„Ach, darauf verstehst Du Dich nicht," unterbrach er mich; „Judenmädchen oder nicht, das thut nichts zur Sache, wenn nur das Mädchen etwas werth ist. Nun, allerliebster Junge, mein Herzens-Antonio! Befleißige Dich des He-

bräischen; wir wollen es Beide studiren, nur auf verschiedene Weise; sei vernünftig und bedenke, wie sehr Du dadurch mein Glück fördern kannst."

„Du weißt," sagte ich, „wie ganz ich aus voller Seele an Dir hänge. Du weißt, wie Deine überwiegende Kraft in meine Gedanken, in meinen ganzen Willen eingreift; wärest Du böse, so könntest Du mich verderben, ich muß in Deinen Zauberkreis hinein. Ich beurtheile Deine Lebensansichten nicht nach den meinigen; Jeder muß ja seiner Natur folgen. Ich glaube auch nicht, daß die Weise, auf welche Du nach der Freude haschest, Sünde ist; denn so bist Du nun einmal geschaffen — ich bin ein ganz Anderer. Ueberrede mich nicht zu einem Abenteuer, das, wenn auch der Erfolg günstig wäre, doch nie zu Deinem wahren Glück ausfallen kann."

„Gut, recht gut!" unterbrach er mich, und ich erkannte den fremden stolzen Blick wieder, mit dem er so oft Habbas Dahdah gemessen hatte, wenn dieser durch seine Stellung der Entscheidende war. „Gut, Antonio! das Ganze war ja nur Scherz. Du sollst nicht meinetwegen in die Beichte laufen. Aber wie etwas Böses darin liegen kann, daß Du ein wenig Hebräisch, und zwar von einem Juden lernest, das einsehen zu können bin ich zu dumm, doch darüber kein Wort mehr. Dank für Deinen Besuch. Willst Du essen, trinken? Alles steht Dir zu Diensten da."

Ich war verdrießlich geworden; der Ton, in dem er sprach, die ganze Weise seines Betragens verriethen, daß er sich beleidigt fühlte. Eisige Kälte und vornehme Höf-

lichkeit begegneten meinem warmen Handdrucke. Betrübt verließ ich ihn bald.

Ich empfand, daß er Unrecht habe, daß ich nach meiner Pflicht gehandelt hatte, und doch traten Augenblicke ein, wo es mir war, als wäre ich recht hart gegen ihn gewesen. In einem solchen Kampfe mit mir selbst begriffen, eilte ich durch das Juden-Quartier, in der Hoffnung, daß mein Glücksstern ein Abenteuer herbeiführen würde, das meinem lieben Bernardo von Nutzen sein könnte, allein ich sah nicht einmal den alten Juden; fremde Gesichter guckten überall aus Fenstern und Thüren heraus; schmutzige Kinder lagen auf den Schwellen an den Häusern zwischen allerlei Gerumpel, Kleidern und altem Eisen. Summen, Brummen und schreiende Einladungen zum Kaufen betäubten mich beinahe. Einige junge Mädchen spielten von Fenster zu Fenster quer über die Straße Federball. Die eine war recht schön, — ob das Bernardo's Geliebte war? Ohne es zu wollen riß ich den Hut ab, schämte mich aber dessen und ließ die Hand über die Stirn hinfahren, als wäre es der Kühlung und nicht des Mädchens wegen, daß ich den Kopf entblößte.

X.

Ein Jahr später. Das römische Carneval. Die Sängerin.

Sollte ich ununterbrochen dem Faden folgen, der sich an Bernardo's Liebe und meine Wanderung durch das Ghetto knüpfte, so müßte ich ein ganzes Jahr von meinem Leben überspringen; allein dies Jahr hatte, trotz seines alltäglichen Fortschreitens, etwas weit Wichtigeres für mich, als daß es mich um zwölf Monate älter machte. Es war eine Art Zwischenact in dem Drama meines Lebens.

Selten nur sah ich Bernardo, und begegneten wir uns, war er zwar der lustige, kecke Gesell, wie immer, aber zutraulich, wie früher, schien er mir gar nicht mehr zu sein. Unter der Maske der Freundschaft guckte der kalte vornehme Blick hervor, verstimmte und betrübte mich. Es fehlte mir an Muth, ihn zu fragen, wie es mit seiner Liebe ginge.

Recht oft ging ich in den Borghesischen Palast und fand bei der Eccellenza, bei Fabiani und Francesca eine wahre Heimath, doch auch oft Veranlassung zu tiefem Schmerze. Meine Seele war mit Dankbarkeit für alles Gute, was ich von einem Jeden erhalten hatte, erfüllt, daher warf auch jeder ernste Blick gleich einen Schatten auf meine Fröhlichkeit. Francesca lobte meine guten Eigenschaften, wollte mich nun aber auch vollkommen machen.

Meine Haltung, meine Art, mich auszudrücken, erfuhr oft ihren Tadel: und dieser war streng, gewiß zu streng, denn oft traten mir, obgleich ich ein großer Bursche von sechszehn Jahren war, die Thränen dabei in die Augen. Die alte Excellenza, die von Domenica's Hütte mich in ihre prächtige Wohnung berufen hatte, war mir noch eben so gut, wie das erste Mal, als wir uns begegneten, aber auch er bediente sich derselben Erziehungsart, wie Signora. Seine große Neigung zu Kräutern und seltenen Pflanzen theilte ich nicht genug mit ihm, und er nannte es Mangel an Lust zu dem Gründlichen. Er fand, daß mein eigenes Ich mich zu sehr beschäftigte; ich trat ihm nicht genug aus mir selbst heraus, ließ nicht die Radien des Geistes den Cirkel der großen Welt durchschneiden.

„Erwäge, mein Sohn," versetzte er dann, „daß das Blatt, das sich nur um sich selbst zusammenrollt, verwelkt." — Aber nach jeder heftigen Rede streichelte er mir wieder die Backen und tröstete mich ironischerweise damit: daß wir in einer bösen Welt lebten, wir müßten wie die Blumen gepreßt werden, sollte Madonna recht schöne Exemplare von uns erhalten. Fabiani nahm Alles von der lustigen Seite und lachte Beide, ob ihrer wohlgemeinten Vorlesungen, aus, indem er versicherte, daß ich doch nie gelehrt, wie Excellenza, oder pikant, wie Francesca, sondern ein dritter Charakter, der auch ins Leben gehörte, werden würde, und zwar ein Charakter, der nicht zu verwerfen sei. Da rief er seine kleine Aebtissin und bei ihr vergaß ich bald alle meine kleinen Sorgen.

Das folgende Jahr gedachten sie in dem nördlichen Italien zuzubringen, wo sie sich die warmen Sommermonate hindurch in Genua und den Winter in Mailand aufhalten wollten; mir stand zu derselben Zeit der große Schritt bevor, mit einer Art Prüfung in den Abbaten-Stand, und folglich auf eine höhere Stufe zu treten, als die, auf welcher ich gegenwärtig stand.

Vor der Abreise der Familie fand ein großer Ball in dem Borghesischen Palaste Statt, wozu auch ich eingeladen war. Pechkränze brannten vor dem Gebäude, und alle vor den Wagen der Gäste getragenen Fackeln wurden in eiserne Arme an die Mauer gesteckt, wodurch diese wie eine Flammencascade erschien. Päpstliche Reiter hielten am Thorwege. Der kleine Garten war mit bunten papiernen Laternen geschmückt; die marmorne Treppe herrlich beleuchtet. Alles duftete von Blumen, denn auf jeder Stufe, die Mauer entlang, standen Vasen mit Blumen und kleinen Orangenbäumen. Die Soldaten schulterten an den Flügelthüren und es wimmelte von reichgekleideten Dienern.

Francesca war glänzend schön; der köstliche Paradiesvogel-Schweif, den sie trug, das weiße Atlas-Kleid mit den reichen Spitzen standen ihr allerliebst, allein daß sie mir die Hand reichte, fand ich noch weit schöner. In zwei Sälen, jeder mit vollem Orchester, schwebten die Tanzenden.

Unter diesen befand sich auch Bernardo. Wie schön war er doch in der rothen goldgestickten Uniform, den knappen weißen Beinkleidern! Alles saß wie den schönen Formen angehaucht. Er tanzte mit der Schönsten, und sie

lächelte ihm vertraulich und zärtlich zu. Wie es mich ärgerte, daß ich nicht tanzen konnte! Auch wurde ich beinahe von Niemand bemerkt. In meiner eigenen Heimath kam ich mir selbst als der Fremdeste unter den Fremden vor. Aber Bernardo reichte mir die Hand und jeder Mißmuth war gleich wieder verschwunden.

Hinter den langen rothen Vorhängen am offenen Fenster tranken wir den schäumenden Champagner. Er stieß vertraulich mit mir an, schöne Melodien strömten durch das Ohr ins Herz und verloschen war jeder Gedanke von weniger Freundschaft, als in früheren Tagen. Ich wagte sogar, das schöne Judenmädchen zu nennen; er lächelte und schien von seinen tiefen Wunden genesen.

„Ich habe einen andern kleinen Goldvogel gefangen," sagte er, „er ist zahmer und hat mir die Grillen fortgesungen; wir wollen daher den andern fliegen lassen; er ist denn auch wirklich fort, ist dem Judenquartier entschlüpft und — soll ich meinen Leuten glauben, sogar in Rom selbst."

Noch einmal stießen wir mit einander an, der Champagner und die fröhliche Musik gossen doppeltes Leben in unser Blut. Bernardo war wieder mitten im Tanze; ich stand allein da, aber mit jener Meeresstille der Glückseligkeit im Herzen, wo wir die ganze Welt an unsere Brust drücken möchten. Unten auf der Straße jauchzten die armen Jungen bei den Funken, die aus den Pechkränzen flogen; ich dachte dann an meine eigne arme Kinderzeit, wo auch ich, wie sie, gespielt hatte, indeß ich jetzt oben in dem reichen Ballsaal unter den ersten Familien Roms, wie zu Hause, dastand.

Dank und Liebe zu der Mutter Gottes, die mich so liebreich vorwärts in die Welt geführt hatte, füllte meine ganze Seele, meine Knie beugten sich anbetend; die langen Vorhänge entzogen mich den Blicken Aller. Ich war unendlich selig.

Die Nacht war bald dahin. Zwei Tage noch, und die ganze Familie verließ Rom. Habbas Dahdah schärfte mir jede Stunde ein, was dies Jahr mir bringen würde, den Namen nämlich und die Würde eines Abbaten. Ich studirte fleißig, sah beinahe nie Bernardo oder irgend einen Bekannten. Wochen vergingen und wurden zu Monaten, und diese führten den Tag herbei, der mich nach beendigter Prüfung mit dem schwarzen Anzuge und dem kurzen seidenen Mantel schmückte.

Alles sang mir, Victoria! die hohen Pinien, die so eben aufgesprungenen Anemonen, die Schreier in den Straßen und die leichte Wolke, die durch die blaue Luft schiffte.

Ich hatte mit dem schwarzen seidenen Abbate-Mantel einen neuen glücklicheren Menschen angezogen. Francesca hatte mir zu gleicher Zeit einen Wechsel von hundert Scudi zu Bedürfnissen und Vergnügungen geschickt. In meiner Freude stürmte ich die spanische Treppe hinauf, warf dem Oheim Peppo einen blanken Scudo zu und flog vorüber, ohne mehr als sein: „Eccellenza, Eccellenza Antonio!“ zu hören.

Es war in den ersten Tagen des Februars; die Mandelbäume blühten; die Orangenbäume wurden allmälig gelber, das lustige Carneval rückte heran, als wäre es ein

Fest, meine Aufnahme in den Abbatenstand zu verherrlichen; Herolde zu Pferde mit Drommeten und köstlichen sammtnen Fähnchen hatten schon ihre Ankunft verkündet. Noch nie vorher hatte ich diese Freuden ganz genossen, das Bild von dem freudigen „Je toller, je besser" der Heimath in mein Inneres gezogen. Als ich ein zartes Kind war, hatte sich meine Mutter gefürchtet, daß ich in dem Gedränge zu Schaden kommen möchte; ich sah daher nur Momente der tollen Lustigkeit, während sie sich mit mir an einer Ecke der Straße stellte; als Schüler bei den Jesuiten hatte ich es auf eine ähnliche Weise gesehen, indem mir mit einer Abtheilung der übrigen Schüler vergönnt wurde, auf dem flachen Dache der Seitengebäude des Palastes Doria stehen zu dürfen; allein selbst mit dabei zu sein, selbst von einem Ende der Straße zum andern umherstreifen zu können, auf das Capitol zu steigen, nach Trastevere zu gelangen, kurz: gehen und bleiben, wo ich selbst wollte, daran war nicht zu denken gewesen; wie natürlich also, daß ich mich in den wilden Strom warf und recht wie ein Kind des Ganzen mich erfreute.

Am wenigsten dachte ich damals daran, daß jetzt das ernsteste Abenteuer meines Lebens beginne, daß ein Begegniß, das mich einst so lebhaft beschäftigt hatte, das aber später vergessen war, jetzt wieder lebendig und mächtig hervortrat; daß das verlorne Saatkorn, vergessen und unbemerkt, sich jetzt als eine grüne duftende Pflanze, die sich fest um meinen Lebensbaum schlang, zeigen würde.

Ich dachte nur an das Carneval. Früh Morgens be-

suchte ich die Piazza del Popolo, um die Vorbereitungen zum Wettrennen zu sehen, ging des Abends den Corso auf und nieder und betrachtete die bunten Carnevals-Kleider, die ausgestellt waren, ganze Figuren mit Maske und in vollem Costüme.

Ich miethete ein Advocaten-Kleid, als einen der lustigsten Charaktere, und schlief die ganze Nacht beinahe gar nicht; ich mußte ja meine Rolle genau erwägen und einstudiren.

Der anbrechende Tag erschien mir als ein heiliges Fest: ich war glücklich wie ein Kind. Ringsum in den Querstraßen errichteten die Confetti-Krämer *) ihre Läden und Tische und breiteten ihre bunte Waare aus. Der Corso wurde gefegt und bunte Teppiche vor allen Fenstern ausgehängt. Gegen drei Uhr, nach französischer Weise die Stunden zu zählen, war ich schon auf dem Capitol, um zum ersten Mal den Anfang des Festes zu genießen. Die Balcone waren mit vornehmen Fremden besetzt. Der Senator saß im Purpur auf einem sammtnen Throne; niedliche kleine Pagen, mit Federn an dem sammtnen Baret, standen zur linken Seite vor der päpstlichen Schweizergarde. Jetzt trat eine Schaar der ältesten Juden ein; mit entblößten Häuptern knieten sie vor dem Senator. Den mittelsten kannte ich; es war Hanock, der alte Jude, dessen

---

*) Confetti sind, wie bekannt, kleine rothe und weiße erbsengroße Gypskugeln, die man zur Carnevalszeit sich ins Gesicht wirft; auch werden sie von Korn gemacht, das in einem Gypsteige gerollt wird.

Tochter meinem Bernardo eine so große Theilnahme eingeflößt hatte.

Der Alte führte das Wort und hielt eine Art Rede, in welcher er nach altem Herkommen um Erlaubniß bat, für sich und sein Volk, noch ein Jahr in dem ihnen angewiesenen Quartier in Rom bleiben zu dürfen, versprach, einmal in die katholische Kirche zu gehen und sich erbot, daß sie, statt nach altem Gebrauch selbst den Corso vor den Augen der Römer zu durchlaufen, die Unkosten bei dem Pferderennen, sammt dem ausgestellten Preise und den bunten sammtnen Fahnen bezahlen wollten.

Der Senator erwiederte mit einem gnädigen Kopfnicken — die alte Sitte, den Fuß auf die Schulter des Bittenden zu stellen, war abgeschafft — stieg darauf unter rauschender Musik in Procession die Treppe hinab bis zu seinem prächtigen Wagen, in welchem auch die Pagen einen Platz erhielten, und eröffnete so das Carneval. Die große Glocke des Capitols läutete zur Freude; ich lief schnell nach Hause, um mein Advocaten-Kleid anzuziehen.

In diesem kam ich mir als ein ganz anderer Mensch vor. Mit einer Art Selbstzufriedenheit eilte ich in die Straße hinab, wo schon ein Haufen Masken mich begrüßte. Es waren arme Arbeitsleute, die in diesen Tagen es gleich den reichsten Nobili machten. Ihr ganzer Putz war höchst originell und doch dabei der billigste von der Welt. Ueber ihren gewöhnlichen Kleidern trugen sie ein grobes Hemd, mit Citronenschalen besetzt, welche große Knöpfe bedeuten sollten, grünen Salat an den Schultern und den Schuhen,

eine Perrücke von Finochi, außerdem große, von Apfelsinenschalen ausgeschnittene Brillen.

Ich bedrohte sie Alle mit Processen, zeigte ihnen in meinem Buche die Gesetzstellen, die eine so luxusreiche Kleidung, wie die ihrige, verboten, und von Allen beklatscht stürzte ich in den langen Corso hinein, der aus einer Straße in einen Redoutensaal verwandelt war. Vor allen Fenstern und rings um alle Balcone und errichtete Logen hingen bunte Teppiche, längs der Häuserwände stand eine unendliche Reihe Stühle, von welchen, wie der Ausrufer versicherte, man Alles köstlich sehen könnte.

Wagen folgten auf Wagen, zum großen Theile mit Masken angefüllt, in zwei langen Reihen, die eine auf-, die andere abwärts. An einzelnen waren die Räder mit Lorbeerzweigen umwunden, das Ganze schien wie bewegliche Lauben, und unter diesen tummelte sich das lustige Menschen-Gewimmel. Alle Fenster waren mit Zuschauern besetzt. Niedliche Römerinnen in Offizieruniform, mit Schnurrbärten über den feinen Lippen, warfen Confetti auf ihre Bekannten hinab. Ich hielt eine Rede an sie und lud sie vor das Gericht, weil sie nicht blos Confetti ins Gesicht, sondern auch Feuerblicke ins Herz würfen; ein Blumenregen belohnte meine Rede.

Ich traf auf ein aufgedonnertes, von ihrem Cicisbeo begleitetes Mütterchen. Der Weg wurde uns auf einige Augenblicke durch einen Kampf unter einem Haufen Polichinellen versperrt, und die gute Signora mußte meine Beredsamkeit aushalten.

„Signora," sagte ich, „nennt Ihr das Eurem Gelübde getreu bleiben? Ist dies die alte römisch-katholische Sitte, die zu beobachten Euch geziemt? Ach! wo ist jetzt Lucretia, Tarquinii Collatini Hausehre? Da schickt Ihr und mehrere römische Weiber Eure ehrenwerthen Männer in der Carnevalszeit fort, wohl gar in die Exercitia bei den Mönchen in Trastevere. Ihr schwört ein stilles gottesfürchtiges Leben zu führen, und der Gatte kasteiet sein Fleisch in der Zeit der Freude, arbeitet und betet Tag und Nacht innerhalb der Mauern des Klosters. Da habt Ihr freies Feld; da flankirt Ihr mit Euren Amorosen auf dem Corso und Festino umher. Ei, Signora! ich lade Euch vor's Gericht zufolge des Gesetzbuches Art. 27 ...."

Ein nachdrücklicher Schlag mit dem Fächer, mir gerade ins Gesicht, war die Antwort, allein nach der Gründlichkeit desselben zu schließen, werde ich wohl ganz unschuldig die Wahrheit getroffen haben.

„Bist Du von Sinnen, Antonio," raunte ihr Begleiter mir zu, und unter Griechen, Sbirren und Hirtinnen entschlüpften mir Beide. An den wenigen Worten hatte ich Bernardo erkannt. Allein wer mochte die Dame sein?

„Luogi! luogi, Padroni!" schrien die Stuhlvermiether; ich war in meinem Denken gestört, wer aber will auch an einem Carnevals-Tage denken?

Ein Haufen Harlekine, mit Schellen an den Schuhen und Schultern, tanzte um mich herum, und ein neuer Advocat auf manneshohen Stelzen schritt über uns hin; als er in mir einen Collegen erblickte, spottete er über den nie-

drigen Standpunkt, den ich einnahm und versicherte, daß nur durch ihn eine Sache gewonnen werden könnte; denn auf der Erde, an der ich klebte, wohne keine Gerechtigkeit; die würde nur oben gefunden, und dabei deutete er auf den höheren Luftraum, in welchem er sich befand, und zog weiter.

Auf der **Piazza Colonna** befand sich ein Musikchor. Die lustigen Doctoren und Hirtinnen tanzten fröhlich selbst um die einzelnen Abtheilungen von Soldaten herum, die, um Ordnung zu halten, zwischen den Wagen und dem Menschenstrome mechanisch auf- und nieder wanderten. Hier wollte ich aufs Neue eine gründliche Rede anfangen, allein ein Schreiber nahte und dann war es mit mir aus, denn sein Bursche, der mit der großen Glocke voran lief, läutete mir so vor den Ohren, daß ich meine eigenen Worte nicht hören konnte; jetzt knallte auch der Kanonenschuß als Zeichen, daß alle Wagen die Straße verlassen sollten und das Carneval für heute aufhöre.

Ich erhielt auf einem der hölzernen Gerüste Platz. Unter mir wogte das Gewimmel, ohne sich von den Soldaten stören zu lassen, welche Raum für die Pferde zu machen ermahnten, die bald im wilden Laufe die Straße, wo keine Scheidewand eine bestimmte Bahn bildete, durchfliegen würden.

Am Ende der Straße, auf der Piazza del Popolo, wurden die Pferde vor die Schranken geführt. Sie schienen schon halbwild. Brennender Schwamm war ihnen auf dem Rücken befestigt, kleine Raketen hinter den Ohren und lose hängende eiserne Piken, die sie im Laufe bis aufs Blut

anspornten, an die Seiten geheftet. Die Stallknechte vermochten kaum sie zu halten. Der Kanonenschuß donnerte, das Seil vor der Schranke fiel, und nun jagten sie wie ein Sturmwind an mir vorüber den Corso hinauf. Das Rauschgold rasselte, die Mähnen und die bunten Bänder flatterten hoch in der Luft. Feuerfunken sprühten um ihre Füße, das ganze Volksgewimmel schrie ihnen wild nach, und so wie sie vorüber waren, strömte die Masse wieder in die offene Bahn hinein, wie die Wogen, die sich hinter dem Kiel des Schiffes wieder schließen.

Das Fest war für heute beendigt. Ich eilte nach Hause, um mein Maskenkleid abzuwerfen, und fand in dem Zimmer, meiner harrend, Bernardo.

„Du hier?!“ rief ich, „und Deine Donna? wo in aller Welt hast Du sie gelassen?“

„Still,“ sagte er mir scherzhaft mit dem Finger drohend, „damit es nicht zu einer Ehrensache zwischen uns kommt! Woher die bizarre Idee, eben das zu sagen, was Du sagtest — doch wir wollen Dir Absolution geben und Gnade erzeigen. Du folgst heute Abend ins Theater Aliberto mit; die Oper Dido wird gegeben. Es soll eine göttliche Musik sein. Es werden da mehrere Schönheiten ersten Ranges sich einfinden; auch eine fremde Sängerin ist da, die in der Hauptrolle auftritt. Sie soll das ganze Neapel in Feuer und Flamme gesetzt haben. Es soll eine Stimme, ein Ausdruck, ein Vortrag sein, von dem Allen wir gar keine Idee haben; und dazu ist sie schön, sehr schön, sagt man; Du darfst nicht vergessen Deinen Blei-

stift mitzunehmen; denn entspricht sie nur halb der Beschreibung, die man mir von ihr gemacht, so wird sie Dich zu den schönsten Sonetten begeistern. Ich habe die letzten Veilchensträuße vom Carneval aufgespart, um sie ihr zu weihen, falls sie mich bezaubert."

Ich war bereit, ihm zu folgen; jeden Tropfen des lustigen Carnevals wollte ich einschlürfen. Es wurde ein für uns Beide wichtiger Abend. In meinem **Diario Romano** steht auch dieser dritte Februar doppelt unterstrichen.

Im Theater Aliberto also, Roms erstem Opernhause, sollten wir die neue Sängerin als Dido sehen. Der prächtige Plafond, wo die Musen schweben, der Vorhang mit dem ganzen Olymp und die goldnen Arabesken an den Logen waren damals alle neu. Das ganze Haus, vom Parterre bis in den fünften Rang hinauf, war von Menschen erfüllt. An jeder Loge brannten Lichter in Wandleuchtern, das Ganze strahlte wie ein Lichtmeer. Bernardo lenkte meinen Blick auf jede neue Schönheit, die in eine Loge trat, und sagte ein Dutzend Bosheiten über die Häßlichen.

Die Ouvertüre begann. Es war die Expositions-Scene des Stücks in Tönen. Der wilde Sturm brauste hin über das Meer und trieb Aeneas nach Lybiens Küsten. Die Schrecknisse des Sturms lösten sich in fromme, bis zum Jauchzen steigende Hymnen auf, und bei den weichen Flötentönen träumte ich mir Dido's erwachende Liebe, ein Gefühl, das ich selber noch nicht kannte. Das Jagdhorn erscholl; der Sturm begann aufs Neue, immer steigend,

und ich traf mit den Liebenden in der geheimnißvollen Grotte zusammen, wo Alles Liebe, die starke brausende Leidenschaft tönte, die in einer tiefen Dissonanz brach, während dessen der Vorhang aufrollte. Aeneas will fort, seinem Ascanius das hesperische Reich gewinnen, will Dido, die ihm, dem Fremden, Ehre und Friede opferte, verlassen; noch weiß sie es nicht; „aber bald," sagte er, „wird der Traum schwinden, bald, wenn das Heer der Teukrer, gleich der schwarzen Schaar der Ameisen, mit Beute beladen, nach dem Strande zieht."

Jetzt trat Dido auf. So wie sie auf der Bühne erschien, verbreitete sich eine tiefe Stille in dem ganzen Publikum. Ihr ganzes Wesen, der königliche und dennoch leichte, reizende Anstand ergriff Alle, auch mich, und doch war sie gar nicht so, wie ich mir eine Dido dachte. Ein zartes, anmuthiges Wesen, unendlich schön und geistig, so wie nur Raphael ein Weib sich denken konnte, stand sie da. Schwarz wie Ebenholz lag das Haar um die schöne gewölbte Stirn, das dunkle Auge war voller Ausdruck. Ein starkes Beifallklatschen erhob sich; es war die Schönheit, die Schönheit allein, der gehuldigt wurde, denn noch hatte sie keinen Ton gesungen. Ich sah deutlich eine flüchtige Röthe über ihre Stirn hinziehen, sie neigte sich vor der bewundernden Menge, die mit tiefem Stillschweigen ihrer schön durchdachten Betonung des Recitativs folgte.

„Antonio!" raunte mir Bernardo halblaut ins Ohr und faßte mich am Arm. „Sie ist's. Ich muß den Verstand verloren haben, oder sie ist es wirklich, mein entflohener

Vogel. Ja! ja! ich kann nicht irren, die Stimme ist auch die ihrige, ich erinnere mich ihrer gar zu gut."

„Wen meinst Du?" fragte ich.

„Das Judenmädchen aus dem Ghetto," versetzte er, „und dennoch scheint es unmöglich. Sie kann ja nicht dieselbe sein."

Er schwieg und verlor sich in dem Anblicke des wunderbar reizenden Sylphenwesens. Sie sang das Glück ihrer Liebe, es war ein Herz, das die tiefe reine Empfindung, die auf Tonschwingen sich aus der menschlichen Brust losriß, in Tönen hervorhauchte. Eine wunderbare Wehmuth ergriff meine Seele, es war, als wollten die Töne die verborgensten Erinnerungen in mir hervorlocken; auch ich war nahe daran, mit Bernardo auszurufen: „Sie ist's!" ja, das, woran ich in vielen Jahren nicht gedacht und von dem ich noch weniger geträumt hatte, trat nun wunderbar lebhaft vor meine Seele, wie ich als Kind in der Kirche Araceoli predigte, so wie das so feingebaute kleine Mädchen mit der seltsamen sonoren Stimme, das mir den Preis abgewonnen hatte; ich mußte an sie denken, und je mehr ich diesen Abend sah und hörte, um so mehr stand es in meinen Gedanken fest: Sie ist es, sie, und keine andere."

Als nun später Aeneas ihr seine Abreise gesteht, ihr vorhält, daß sie nicht vermählt sind, daß er keine Brautfackel gesehen, wie staunenerregend wußte sie da nicht die Uebergänge in ihrer Seele, Ueberraschung, Schmerz, Wuth, auszudrücken; und als sie die große Arie sang, da war es, als schlügen die Wogen der Tiefe gegen die Wolken! —

Wie beschreibe ich wohl die ganze Tonwelt, die sich hier offenbarte; meine Gedanken suchten ein körperliches Bild für diese Töne, die nicht aus einer menschlichen Brust zu steigen schienen, und es war mir, als sähe ich den Schwan sein Leben im Gesang aushauchen, während er bald in hohem Fluge die Aetherströme mit den Schwingen theilte, bald in das tiefe Meer hinabtauchte und die Brandung durchschnitt, um aufs Neue hinaufzusteigen.

Ein allgemeiner Sturm des Beifalls sauste durch das Haus. „Annunziata! Annunziata!" wiederholten tausend Stimmen, und sie mußte sich der begeisterten Menge zeigen und wieder zeigen.

Und dennoch stand diese Arie dem Duett im zweiten Acte weit nach, in welchem sie Aeneas bittet, nicht augenblicklich fortzuziehn, sie, die seinetwegen „Lybiens Stamm, Africa's Fürsten, ihre Jungfräulichkeit und ihren Ruf" gekränkt hatte, nicht so zu verlassen. „Ich habe keine Schiffe gegen Troja gesendet, ich habe Anchises' Manen und seine Asche nicht gestört." Es war eine Wahrheit, ein Schmerz in ihrem ganzen Wesen und Ausdruck, die mir Thränen in die Augen lockten, und das tiefe Schweigen ringsum bezeugte, wie jedwedes Herz dasselbe empfand.

Aeneas verläßt sie, und jetzt steht sie einen Augenblick blaß und marmorkalt wie eine Niobe da, doch bald kocht ihr das Blut durch alle Adern; es ist nicht Dido, die heißliebende Dido, die verlassene Gattin mehr, sie ist eine Furie geworden; die schönen Züge athmen nur Gift und Tod; Annunziata wußte so ganz den Ausdruck ihres ganzen

Wesens zu verändern, Jeden mit eisigem Schauder zu erfüllen: man mußte mit ihr athmen und leiden.

Leonardo da Vinci hat einen Medusenkopf gemalt, der sich in der Gallerie von Florenz befindet. Alle werden bei dessen Anblick seltsam ergriffen, und können sich doch nicht davon losreißen. — Es ist, als hätte die Tiefe aus Gischt und Gift, aus den schönsten Formen, welche der Schaum des Abgrundes annehmen kann, eine mediceische Venus geschaffen. Der Blick, selbst der Ausdruck des Mundes haucht Tod hervor. So stand Dido vor uns da.

Wir sahen den Scheiterhaufen, welchen Anna, die Schwester, errichtet hatte, den Hof mit schwarzen Kränzen und Todtenlaub behangen; in der Ferne flog Aeneas' Schiff über das erregte Meer hin. Dido stand mit seinen zurückgelassenen Waffen da; ihr Gesang klang tief und schwer, und stieg darauf wieder in Kraft und Höhe, wie der Jammer der gefallenen Engel. Der Scheiterhaufen flammte, das Herz brach in Tönen.

Wie ein Sturm brauste der Beifall durch das Haus, als der Vorhang fiel. Alle waren außer sich vor Begeisterung ob der trefflichen Sängerin, ihrer Schönheit und ihrer unbegreiflich wundervollen Stimme.

„Annunziata! Annunziata!" erscholl es aus dem Parterre und aus allen Logen; jetzt hob sich der Vorhang und aufs Neue stand sie da, schamhaft und reizend, mit dem Auge voller Liebe und Milde. Blumen regneten auf sie herab. Die Damen schwenkten ihre weißen Tücher und die Herren wiederholten entzückt ihren Namen. Der Vorhang

fiel; das Beifall-Jauchzen aber schien immer zuzunehmen, sie mußte wieder heraus; dießmal aber führte sie den Sänger, der die Partie des Aeneas gesungen hatte, an der Hand mit sich hervor; aber wieder, noch immer wieder erscholl es: Annunziata! Jetzt zeigte sie sich mit dem ganzen Personale, das zu ihrem Triumphe beigetragen hatte, aber nochmals wurde ihr Name stürmisch wiederholt und zum vierten Mal trat sie nun allein hervor und dankte mit wenigen herzlichen Worten für die reiche Ermunterung, die ihrem Talent gespendet worden. — Ich hatte in meiner Begeisterung einige Zeilen auf ein Blatt Papier geschrieben; zwischen Blumen und Kränzen flog es zu ihren Füßen.

Der Vorhang hob sich zwar nicht mehr, aber immerfort hallte laut ihr Name von allen Lippen wieder; man konnte nicht müde werden, sie zu sehen und ihr seine Huldigung darzubringen. Noch einmal mußte sie seitwärts von dem Vorhange hervortreten, schritt dann längs den Lampen hin und warf Küsse und Dank der jauchzenden Menge zu. Die Freude strahlte ihr aus den Augen; eine unbeschreibliche Wonne lag in jedem ihrer Züge; es war gewiß einer der glücklichsten Augenblicke in ihrem Leben; allein war er es nicht in dem meinigen auch? Ich theilte die Freude mit ihr, wie das Zujauchzen mit den Uebrigen; mein Auge, meine ganze Seele trank ihr süßes Bild in sich, ich sah nur, dachte nur Annunziata.

Die Menge verließ das Theater; ich wurde mit dem Strome fortgerissen, der sich um die Ecke bog, wo der Wagen der Sängerin hielt; hier wurde ich eng an die

Mauer gedrängt. Alle wollten sie noch einmal sehen. Alle entblößten den Kopf und jauchzten ihren Namen hervor. Ich rief ihn auch aus und mein Herz schwoll seltsam dabei. Bernardo hatte sich an die Kutsche hingedrängt und öffnete ihr den Schlag. Ich bemerkte, daß die Pferde in einem Augenblick ausgespannt wurden, und die jungen, begeisterten Leute spannten sich selbst vor den Wagen um sie nach Hause zu ziehen. Sie dankte und flehte mit bebender Stimme, es zu unterlassen, allein sie wurde nicht gehört, nur ihr Name klang wie ein einziges Freudengeschrei durch die Straße. Bernardo stieg in den Wagentritt hinauf, um sie zu beruhigen, auch ich faßte die Deichsel an und fühlte mich, wie die Andern, glückselig. Nur zu bald war das Ganze wie ein schöner Traum verschwunden.

Ich war so glücklich, mit Bernardo zusammenzutreffen, er hatte sie ja gesprochen, war ganz in ihrer Nähe gewesen.

„Nun, was sagst Du, Antonio?“ rief er. „Bewegt sich dein Herz noch nicht? Glühet es Dir nicht durch Mark und alle Nerven, so bist Du nicht werth, ein Mann genannt zu werden. Begreifst Du nun, daß ich sie beim ersten Anblicke lieben mußte? Begreifst Du nun, daß Du Dir selbst im Lichte gestanden, als ich Dich bei ihr einführen wollte, und daß es wohl der Mühe werth war, hebräisch zu lernen, damit man neben einem solchen Geschöpfe sitzen könnte? Ja, Antonio! wie unerklärlich mir auch Alles scheint, so zweifle ich doch gar nicht, daß sie mein Judenmädchen sei! Sie ist es, die ich vor einem Jahre bei dem alten Hanock gesehen habe, sie ist es, die

mir den Cyperwein eingoß und verschwand. Ich habe sie wieder; sie ist hier und wie ein herrlicherer Phönix aus dem Neste im Ghetto emporgestiegen."

„Das ist unmöglich, Bernardo!" erwiederte ich, „auch bei mir hat sie Erinnerungen geweckt, die auf das Bestimmteste widerlegen, daß sie eine Jüdin ist; gewiß gehört sie der alleinseligmachenden Kirche an. Hast Du sie betrachtet, wie ich es that, so mußt Du inne geworden sein, daß diese Formen nicht mosaisch sind, diese Züge nicht das Cainszeichen jener unglücklichen geächteten Nation tragen. Die Sprache selbst, diese Töne, nein, sie sind nicht von jüdischen Lippen erklungen. O, Bernardo, ich fühle mich so glücklich, so ganz erfüllt von der Tonwelt, die sie meiner Seele eingeflößt. Aber was hat sie gesprochen? Du hast ja mit ihr geredet, standest ja dicht am Wagen; war sie nicht glücklich, so glücklich, wie sie uns alle gemacht hat?"

„Du bist ja ordentlich begeistert, Antonio," unterbrach er mich, „schmilzt denn endlich das Eis der Jesuiten-Schule! Was sie gesprochen? Ja, sie war voller Furcht, und doch stolz darauf, daß Ihr wilden Bengel sie durch die Straßen zoget. Sie zog den Schleier dicht um ihr Gesicht und drückte sich fest in die Ecke des Wagens, ich beruhigte sie, und sagte ihr alles, was ich der Königin der Unschuld und der Schönheit hätte sagen können, allein nicht einmal meine Hand wollte sie beim Aussteigen annehmen."

„Aber wie wagtest Du auch, ihr die Hand zu bieten

und so zu reden! Sie kennt Dich ja gar nicht! Solcher Keckheit hätte ich mich nie hingeben können."

„O, Du kennst die Welt, die Weiber nicht! Sie hat mich indessen bemerkt, und das ist doch immer Etwas!"

Ich mußte ihm nun mein Impromptu auf sie vorlesen. Er fand es göttlich, und meinte, daß es ins **Diario di Roma** eingerückt werden müsse. Wir stießen mit den Gläsern an und tranken auf ihr Wohlergehen. In dem Kaffeehause sprachen Alle nur von ihr; Alle waren, so wie wir, unerschöpflich in ihrem Lobe.

Es war spät, als ich mich von Bernardo trennte; ich eilte nach Hause, aber an Schlaf war nicht zu denken. Es war mir eine Wonne, die ganze Oper in Gedanken zu wiederholen, Annunziata's erstes Auftreten, die Arie, das Duett, die wunderbar ergreifende Schlußscene an meiner Seele vorüberziehn zu lassen. In meinem Entzücken äußerte ich laut meinen Beifall und nannte ihren Namen. Nun lief ich in Gedanken mein kleines Gedicht durch, schrieb es nieder und fand es hübsch, las es mir noch ein paar Mal selbst vor, und soll ich aufrichtig sein, so ging meine Liebe zu ihr beinahe zu sehr auf das Gedicht über. — Jetzt, nach Verlauf so vieler Jahre, sehe ich es mit ganz andern Augen an, damals schien es mir ein kleines Meisterwerk. Sie hat es gewiß aufgehoben, dachte ich, — jetzt sitzet sie vielleicht halb ausgezogen auf dem weichen, seidenen Sopha, stützt die Wange auf den schönen Arm und liest, was ich auf das Blatt hinhauchte:

Es folgte schwindelnd, doch im Erdgetümmel
Die Seele Deinem Dantisch hohen Gang!
Auf Tönen, durch die Tiefen und den Himmel,
Dein Seraph-Blick mich führte, Dein Gesang!
Was Dante's Worte in den Stein gezwungen,
Hast Du mit Tönen mir ins Herz gesungen.

Ich kannte keine reichere und schönere geistige Welt, als die, welche Dante's Dichtung uns offenbart, allein diese schien mir nun, mit einem höheren Leben, in weit größerer Klarheit vorzuschweben als früher. Ihr schmelzender Gesang, ihr Blick, der Schmerz und die Verzweiflung, die sie so meisterhaft dargestellt, hatten so ganz den Dreiklang der Dantischen Dichtung hervorgebracht. — Sie mußte mein Gedicht schön finden! Ich stellte mir ihre Gedanken, ihr Verlangen, den Verfasser zu kennen, vor, und fast glaube ich, daß ich, bevor ich einschlief, bei der Vorstellung von ihr doch am allerliebsten mit mir selbst und meinem kleinen unbedeutenden Gedichte beschäftigt war.

XI.

Bernardo als deus ex machina. La Pruova d'una Opera seria. Meine erste Improvisation. Letzter Carnevals-Tag.

Den ganzen folgenden Morgen sah ich Bernardo nicht. Vergebens suchte ich ihn; mehrmals trieb es mich über die Piazza Colonna, nicht um die Antonius-Säule zu betrachten, nein, um nur einen Aermel von Annunziata zu entdecken; sie wohnte da, es war Besuch bei ihr! O, die glücklichen Menschen! Ich hörte ein Pianoforte, ich horchte, allein keine Annunziata sang dazu. Ein tiefer Baß machte einige Läufer; gewiß war es der Capellmeister oder einer der Sänger ihrer Gesellschaft — welch ein beneidenswerthes Loos! Wer doch an der Stelle desjenigen wäre, der den Aeneas gab; ihr so ins Auge sehen, diesen Liebesblick auffassen, von Stadt zu Stadt fliegen, Bewunderung und Ruhm einärndten zu können! Ich versank in immer tiefere Gedanken dabei. Harlekine mit Schellen, Polichinelle und Zauberer bewegten sich rings um mich; ich hatte ganz vergessen, daß es Carneval war, und daß die Stunde schon da war, wo es heute wieder anging. Die ganze bunte Menge, der Lärm, das Geschrei machten einen widrigen Eindruck auf mich. Wagen jagten vorüber; beinahe alle Kutscher trugen Weiberkleider; aber es gefiel mir heute nicht, diese

schwarzen Backenbärte unter der Frauenhaube, die rüstigen Bewegungen, alles trug zu grelle Farben, alles schien mir abscheulich! Ich fühlte mich nicht, so wie gestern, der heiteren Freude zugänglich. Das Gedränge nahm immer zu, ich wollte fort und warf zum letzten Mal den Blick auf das Haus hinauf, wo Annunziata wohnte, als Bernardo aus der Hausthür trat und zu mir hinstürmte, indem er lachend rief: „So komm doch und stehe nicht gaffend hier, ich will Dich Annunziata vorstellen; sie erwartet Dich schon. Sieh, das ist ein Freundschaftsstück von mir!"

„Sie!" stammelte ich, das Blut sauste mir vor den Ohren. „Sie! treibe keinen Scherz mit mir! Wo willst Du mich hinführen?"

„Zu ihr, die Du besungen hast," erwiederte er, „zu ihr, für die Du und wir alle schwärmen, zu der göttlichen Annunziata!" und nun zog er mich mit sich durch die Thür hinein.

„Erkläre mir aber, wie Du selbst zu ihr gekommen bist, wie Du mich einführen kannst?"

„Nachher, nachher sollst Du Alles wissen," entgegnete er. „Mache doch jetzt ein heiteres Gesicht!"

„Aber mein Anzug?" wandte ich ein, indem ich schnell etwas daran zu verbessern suchte.

„Ach, Du bist schön, mein Freund, in der That ganz allerliebst. Sieh, jetzt sind wir an der Thür!"

Sie ging auf und ich stand vor Annunziata. Sie trug ein schwarzes, seidnes Kleid. Ein halb rothes, halb blaues flornes Gewand war über Brust und Schulter geworfen;

das rabenschwarze Haar war von der edlen, hohen Stirn zurückgestrichen, an dieser hing ein schwarzer Schmuck, wie mir schien ein antiker Stein. Etwas von ihr entfernt, gegen das Fenster zu, saß eine alte Dame in dunkelbrauner, bescheidener Kleidung. Ihr Auge, die ganze Form des Gesichts gaben beim ersten Anblicke zu erkennen, daß sie eine Jüdin sei. Ich dachte an Bernardo's Aeußerung: daß Annunziata und die Schöne des Ghetto eine und dieselbe Person sei, allein wenn ich Annunziata betrachtete, flüsterte mir mein Herz zu, daß es unmöglich sei. Noch befand sich ein Herr, den ich nicht kannte, im Zimmer. Er stand auf, auch sie erhob sich und schritt mir halblachend entgegen, denn Bernardo führte mich zu ihr hin und sagte scherzend:

„Hier, schöne Signora, habe ich die Ehre, Ihnen meinen Freund, den Poeten und trefflichen Abbate Antonio, einen Liebling der Borghesischen Familie, vorzustellen.“

„Signor, Sie werden verzeihen,“ sagte sie, „allein es ist in der That nicht meine Schuld, daß ich Ihnen solcherweise meine Bekanntschaft aufdringe, wie lieb mir auch die Ihrige ist.“ —

„Sie haben mich durch ein Gedicht geehrt,“ fuhr Sie erröthend fort; „Ihr Freund nannte Sie als den Verfasser und versprach, Sie mir vorzustellen. Plötzlich gewahrt er Sie auf dem Platze, ruft: Jetzt sollen Sie ihn gleich sehen, und fort ist er, bevor ich erwiedern kann und verhindern, daß . . denn auf diese Weise — doch Sie kennen Ihren Freund besser, als ich.“

Bernardo wußte recht angenehm darüber zu scherzen;

ich stammelte eine Entschuldigung und einige Worte von meinem Glück und meiner Freude, bei ihr eingeführt zu sein, hervor.

Meine Wangen glühten; sie reichte mir die Hand, und in meinem Entzücken drückte ich sie an meine Lippen. Sie stellte mir den fremden Herrn vor, es war der Capellmeister der Gesellschaft. Die alte Dame nannte sie ihre Pflegemutter, diese aber betrachtete mich und Bernardo ernst, beinahe strenge, welches ich jedoch über Annunziata's Freundlichkeit und heiterer Laune bald wieder vergaß.

Auch der Capellmeister sagte mir etwas Verbindliches, mein Gedicht betreffend, und reichte mir mit der Aufforderung, Operntexte zu schreiben und mit einem für ihn den Anfang zu machen, die Hand.

„Hören Sie nicht auf ihn," unterbrach ihn Annunziata. „Sie wissen nicht, in welches Elend er Sie stürzen wird. Die Componisten denken gar nicht an ihre Opfer und das Publicum noch weniger. Sie werden heute Abend in **La Pruova d'una Opera seria** das Bild eines armen Verfassers recht deutlich vor Augen sehen, und doch ist dies bei weitem nicht stark genug gezeichnet."

Der Componist wollte Etwas einwenden, Annunziata aber lachte und fuhr, sich an mich wendend, also fort:

„Sie schreiben ein Stück, hauchen ihre ganze Seele in die anmuthigsten Verse. Die Einheit, die Charaktere, Alles ist tief gedacht; aber nun tritt der Componist auf, er hat eine Idee, die angebracht werden muß, und die Ihre wird hintangesetzt. Er will Pfeifen und Trommeln haben, und

Sie müssen darnach tanzen. Die Primadonna des Theaters erklärt, daß sie nicht singen will, wenn nicht eine Arie, zu einem glänzenden Abgang eingerichtet, eingelegt wird, sie besteht auf **furioso maestoso**; ob es geht oder nicht, muß der Dichter verantworten. Der **Primo tenore** macht ähnliche Ansprüche. Sie müssen von der **prima** zu der **terza Donna**, zu Baß und Tenor herum eilen, sich bücken, schmeicheln, alles erdulden, worin unsre Launen sich gefallen, und das ist eben nicht wenig."

Der Capellmeister wollte unterbrechen, allein Annunziata fuhr ihm zuvorkommend immer fort. „Dann kommt der Director wiegend, messend, verwerfend, und Sie müssen selbst bei Dummheit und Albernheit sein unterthäniger Diener sein. — Der Maschinist versichert, daß die Kräfte des Theaters dieses Arrangement nicht erlauben, daß jene Decoration nicht vorhanden sei; Sie müssen nun hie und da im Stücke ändern, was in der Theatersprache heißt „es fügen." Der Decorateur erlaubt nicht, daß ein Setzstück in seiner neuen Decoration angebracht wird; die Replik, die darauf deutet, muß sich also fügen. Dann kann die Signora auf der Sylbe, womit der Vers endet, keine Rouladen machen, sie will durchaus eine Endung auf **a** haben, woher Sie sie nehmen, ist Ihre Sache. Sie müssen sich fügen, und der Text muß sich fügen, und wenn nun das Ganze, als eine Ihnen ganz neue Schöpfung, über die Scene schreitet, können Sie das Vergnügen haben, zu hören, wie es ausgezischt wird und wie der Componist ruft: „Ach! es ist der jämmerliche Text, der das Ganze über den

Haufen geworfen! Die Schwingen meiner Töne vermochten den Coloß nicht zu halten, der mußte fallen!"

Von außen klang die Musik lustig zu uns herauf. Die Carnevals-Masken trieben sich sausend über den Platz und durch die Straßen. Ein lautes, mit Beifallklatschen vermischtes Jauchzen lockte uns alle zum offnen Fenster hin. Annunziata's Nähe, die plötzliche Erfüllung des ersten Wunsches meines Herzens machten mich unaussprechlich glücklich, und das Carneval stand eben so lustig vor mir, als gestern, wo ich selbst eine Rolle darin mitspielte.

Unter dem Fenster hatten sich über fünfzig Polichinellen versammelt und einen König gewählt, der jetzt einen mit bunten Flaggen und Guirlanden von Lorbeeren und Citronenschalen, die vor dem Winde flatterten, als wären sie Bänder und Schnüre, behangenen kleinen Karren bestieg. Als nun der König in den Wagen gestiegen war, wurde eine Krone von vergoldeten, buntbemalten Eiern ihm auf das Haupt gesetzt, und das Scepter, eine colossale mit Zuckerwerk besetzte Kinderklapper, ihm gereicht! Alle tanzten rund um ihn her, während er gnädig nach allen Seiten nickte; darauf spannten sie sich selbst vor den Wagen, um ihn durch die Straßen zu ziehen. In demselben Augenblicke fiel sein Auge auf Annunziata; er kannte sie, nickte ihr vertraulich zu und rief im Fortfahren: „Gestern Dir, heute mir! echtes römisches Blut vor dem Wagen."

Ich sah eine schnelle Gluth Annunziata's Wangen färben und sie einen Schritt zurücktreten, aber augenblicklich wieder gefaßt bog sie sich über das Geländer des Balcons,

nickte freundlich und rief ihm laut zu: „Erkenne Dein Glück, Du bist, so wie ich, dessen nicht würdig!“

Man hatte sie gesehen, seine Anrede und ihre Antwort gehört; ein lautes: **Eh viva!** tönte durch die Luft, Blumensträuße flogen zu ihr hinauf; Einer von diesen streifte ihre Schulter und fiel mir an die Brust; ich drückte ihn fest daran; es war mir ein Schatz, auf den ich nicht verzichten wollte.

Bernardo wurde über die Unverschämtheit des Polichinell-Königs, wie er es nannte, aufgebracht und wollte augenblicklich hinab, den Burschen zu züchtigen, aber der Capellmeister, so wie die Uebrigen hielten ihn, das Ganze als Scherz betrachtend, zurück.

Der Diener meldete den ersten Tenorsänger; er brachte einen Abbaten und einen fremden Künstler mit, die der Sängerin vorgestellt zu werden wünschten. Den Augenblick darauf kam ein neuer Besuch: fremde sich selbst einführende Künstler brachten ihr ihre Huldigung. Wir machten schon eine ganze Gesellschaft aus; es wurde von dem lustigen Festino der vorigen Nacht im Theater „Argentina,“ von den verschiedenen berühmte Statuen, als Apollo Musagetes, den Gladiator und den Discuswerfer, nachahmenden Kunstmasken gesprochen. Nur die alte Dame, die ich für eine Jüdin hielt, mischte sich allein von Allen nicht in die Unterredung, sie saß still mit ihrem Strickstrumpf beschäftigt da und nickte höchstens ein wenig mit dem Kopfe, wenn Annunziata sich mehrmals im Laufe der Rede zu ihr wandte.

Wie verschieden war Annunziata doch von dem Wesen,

das meine Seele, als ich den Abend vorher sie sah und hörte, sich gedacht hatte. Hier in ihrer Wohnung erschien sie mir als ein lebensfrohes, beinahe muthwilliges Geschöpf; doch auch dies stand ihr unbeschreiblich wohl und sprach mich sonderbar an; durch ihre leichten spaßhaften Bemerkungen und die kluge und witzige Art, auf welche sie sich ausdrückte, riß sie mich und Alle hin. Plötzlich sah sie nach ihrer Uhr, sprang schnell auf und machte eine Entschuldigung, weil die Toilette ihrer harrte; sie sollte ja denselben Abend in „**La pruova d'una opera seria**" auftreten. Mit einer freundlichen Kopfneigung verschwand sie in das Nebenzimmer.

„Wie glücklich hast Du mich gemacht, Bernardo!" rief ich ihm laut zu, als wir aus der Hausthür getreten waren. „Wie lieblich ist sie, lieblich wie im Gesang und Spiel. Allein wie in aller Welt bist Du zu ihr gelangt, wie hat diese Bekanntschaft sich so bald gemacht? Ich begreife gar nichts; selbst daß ich hier gewesen bin, kommt mir wie ein Traum vor!"

„Wie ich zu ihr gelangt bin? O, ganz einfach!" gab er zur Antwort. „Ich hielt es für meine Pflicht, als einer der jungen römischen Nobili, als Offizier der päpstlichen Leibgarde und als Bewunderer alles Schönen, ihr meine Aufwartung zu machen. Die Liebe braucht nicht einmal die Hälfte solcher Gründe. So bin ich aufgetreten, und daß ich eben so gut, wie die, welche Du selbst ohne Ausrufer oder Custode ankommen gesehen hast, mich einzuführen weiß, daran zweifelst Du wohl nicht. Wenn ich verliebt

bin, werde ich immer interessant, und so kannst Du wohl wissen, daß ich hier recht unterhaltend war; nach der ersten halben Stunde waren wir schon so ziemlich bekannt geworden, so daß ich wohl, als Du Dich zeigtest, mich Deiner auch annehmen durfte."

„Du liebst sie?" fragte ich, „liebst sie recht von Herzen?"

„Ja, jetzt noch mehr, als vorher!" rief er, „und was meine frühere Aeußerung gegen Dich betrifft, daß sie dasselbe Mädchen sei, das mir einst bei dem alten Juden den Wein reichte, darüber bin ich jetzt jedes Zweifels überhoben. Sie kannte mich, als ich vor sie trat, das merkte ich recht deutlich; selbst das alte Judenmütterchen, das kein Wort spricht, nur den Tact mit dem Kopfe schlagend und Maschen an ihrem Strickzeuge verlierend dasitzt, ist mir ein salomonisches Siegel der Wahrheit meiner Vermuthung; allein Jüdin ist Annunziata nicht; es war nur ihr schwarzes Haar, ihr dunkles Auge, die Umgebung und der Ort, wo ich sie zum ersten Male sah, was mich damals irre führte. Deine Vermuthung ist richtig, sie ist unseres Glaubens und soll in unser Paradies hinein."

Des Abends wollten wir uns im Theater treffen. Das Gedränge war groß; vergebens suchte ich Bernardo, er war nicht zu entdecken; indessen fand ich doch einen Platz, aber überall war es voll, die Hitze schwer und drückend, mein Blut war schon im Voraus in einer seltsamen fieberhaften Wallung — ich schien die Begebenheiten der letzten zwei Tage halb zu träumen. Kein Stück konnte geeigneter

sein, als das jetzt angefangene, Gleichgewicht in mein bewegtes Gemüth zu bringen.

Die Posse: „**La pruova d'una opera seria**" ist, wie bekannt, eine Frucht der ausgelassensten phantastischen Laune. Es zieht sich beinahe kein verbindender Faden durch das Ganze. Dichter und Componist sind nur darauf bedacht gewesen, Gelächter zu erregen und den Sängern Gelegenheit zum Glänzen zu geben. Hier befinden sich eine leidenschaftliche, launenhafte Primadonna, ein Componist, der in derselben Farbe spielt, und dann folgen Caprice auf Caprice von den anderen Bühnenleuten, diesem seltsamen Völkchen, das auf eine ganz eigene Weise, ungefähr wie Gift, das sowohl tödten, als heilen kann, behandelt werden muß. Der arme Poet bewegt sich wie ein leidendes, nur gering geschätztes Opfer unter ihnen herum.

Jubel und Blumenkränze begrüßten Annunziata, als sie hervortrat. Die Laune und Heiterkeit, die sie an den Tag legte, wurde die höchste Kunst genannt: ich möchte sie lieber Natur nennen; ganz so war sie auch in ihrer Wohnung gewesen, und als nun ihr Gesang ertönte, als wechselten tausend silberne Glocken in weichen Harmonien ab, da berauschte sich jedes Herz in der Freude, die sie hervorsang, in der Freude, die aus ihrem Auge spielte. Das Duett zwischen ihr und dem **Compositore della musica,** in welchem sie ihre Partien tauschen, so daß sie die des Mannes, er die der Dame singt, war ein Triumph der Virtuosität Beider, besonders wurden alle von ihren Sprüngen von dem tiefsten Alt zum höchsten Sopran er-

griffen. In ihrem leichten anmuthigen Tanze war sie der Terpsichore auf den etrurischen Vasen ähnlich, jede Bewegung konnte ein Studium für einen Maler und einen Bildhauer abgeben. Die ganze anmuthige Lebendigkeit schien mir eine Entwickelung ihrer eigenen Persönlichkeit, die ich heute kennen gelernt hatte. Die Darstellung von Dido war mir ein Kunststudium, ihre „Primadonna“ an diesem Abend die höchste Subjectivität.

Ohne eigentliche Verbindung mit dem Stück sind große Bravour-Arien aus andern Opern eingelegt; durch die Schalkheit, womit sie diese sang, ließ sich Alles erklären, Alles wurde natürlich; es war als bewegten sie Muthwille und Neckerei zu diesen Prachtdarstellungen.

Am Schlusse des Stücks versichert der Componist, daß Alles in Ordnung sei und daß die Ouverture jetzt anfangen könne; er theilt nun die Musik an das wirkliche Orchester aus, die Primadonna ist ihm dabei behülflich; das Zeichen wird gegeben und Beide fallen nun mit den schrecklichsten, Ohr und Herz zerreißenden Dissonanzen ein, rufen klatschend Bravo! Bravo! und so auch das Publicum. Das Gelächter übertäubte beinahe die Musik, allein ich war bis in die Seele angegriffen und fühlte mich in einer halbkranken Ueberspannung.

Annunziata war ein wildes muthwilliges Kind, aber liebenswürdig in ihrem Muthwillen; ihr Gesang brauste dahin wie die wilden Dithyramben der Bacchantinnen, selbst in der Freude konnte ich ihr nicht folgen; ihr Muthwille war geistig, schön und groß, und wie ich sie ansah, mußte

ich unwillkürlich an Guido Reni's herrliches Plafond-Gemälde, die Aurora, denken, wo die Horen um den Sonnenwagen tanzen. Eine von diesen hat eine wundersame Aehnlichkeit mit dem Bilde von Beatrice Cenci, jedoch so, wie sie in ihrem frohesten Lebensmoment erschienen sein muß; eben diesen Ausdruck fand ich bei Annunziata wieder; wäre ich Bildhauer, so hätte ich sie in Stein geformt; gewiß würde die Welt diese Statue die unschuldige Freude genannt haben.

Höher und immer höher brauste das Orchester in wilden Dissonanzen; dabei sangen der Compositore und die Primadonna. „Herrlich!" riefen sie nun Beide. „Die Ouvertüre ist zu Ende, den Vorhang auf!" Bei diesen Worten wurde er herabgelassen; die Posse war zu Ende; allein so wie gestern mußte Annunziata hervortreten, Kränze und Blumen, Gedichte mit flatternden Bändern flogen ihr entgegen. Mehrere junge Leute meines Alters, von welchen ich einige kannte, waren Willens, ihr denselben Abend eine Serenade zu bringen; ich war mit dabei. Es war eine Ewigkeit her, daß ich nicht gesungen hatte.

Eine Stunde später, nachdem sie sich schon in ihrer Wohnung befand, zog unsere Schaar nach der Piazza Colonna hin. Die Musikanten wurden unter den Balcon hingestellt, an welchem wir noch Licht hinter den langen Vorhängen gewahrten. Meine ganze Seele war in Bewegung; ich dachte nur an sie; mein Gesang mischte sich kühn in die Stimmen der Uebrigen, ich trug sogar eine Solo-Arie vor, und so wie ich sang, fühlte ich mich ganz

hingerissen; meine Stimme erhielt eine Kraft, eine Weichheit, die ich früher nie geahnt hatte.

Meine Umgebung konnte ein schwaches Bravo nicht zurückhalten, genug für mich, um aufmerksam auf meinen eigenen Gesang zu werden; eine sonderbare Freude schlich in meine Brust, ich empfand den Gott, der sich in mir bewegte, und als nun Annunziata auf dem Balcon erschien, sich tief verneigend und uns dankend, war es mir, als gälten ihre Worte nur mir allein. Ich hörte meine Stimme den Chor weit überragen und sich wie die Seele dieses großen Tonkörpers darin bewegen. In einem halben Rausch der Begeisterung erreichte ich meine Wohnung; meine eitlen Gedanken träumten nur von Annunziata's Freude über meinen Gesang — ich war ja über mich selbst erstaunt.

Den folgenden Tag stattete ich meinen Besuch bei ihr ab. Ich traf schon Bernardo und mehrere Bekannte da. Sie war von der schönen Tenorstimme, die sie in der Serenade gehört hatte, entzückt; ich wurde über und über roth. Einer der Anwesenden verrieth, daß ich der Sänger sei, und sogleich zog sie mich nach dem Instrumente hin und verlangte, daß ich ein Duett mit ihr singen möchte. Ich stand da, als sollte ich gerichtet werden, und versicherte, es sei mir unmöglich; Alle drängten sich um mich und Bernardo schalt, weil ich durch meine Weigerung sie des Vergnügens, Signora zu hören, beraubte. Sie faßte mich bei der Hand und ich war ein gefangener Vogel; es half mir wenig, daß ich mit den Flügeln schlug, ich mußte singen.

Es war ein mir bekanntes Duett; Annunziata schlug an und erhob die Stimme, mit zitterndem Tone begann ich mein Adagio; ihr Blick ruhte auf mir, als wollte er sagen: „Muth! Muth! folge mir nur dreist in meine Tonwelt hinein“ — und nur an diese und Annunziata dachte, nur von diesen träumte ich. Meine Furcht verschwand und dreist sang ich meine Partie zu Ende. Ein stürmender Beifall begrüßte uns Beide, selbst die alte, schweigende Frau nickte mir freundlich zu.

„Mensch!“ raunte mir Bernardo ins Ohr, „Du hast mich in Erstaunen gesetzt!“ und nun erzählte er ganz laut, daß ich noch ein anderes eben so schönes Talent besäße, daß ich auch Improvisator sei und daß ich ihnen die Freude gewähren müsse, ein Pröbchen davon zu geben. Meine ganze Seele war in Bewegung; wegen meines Gesanges geschmeichelt und meiner eigenen Kraft so ziemlich sicher, hatte ich nur noch Annunziata's Bitte vonnöthen, um mir die Kühnheit einzuflößen, zum ersten Mal als erwachsener Jüngling zu improvisiren.

Ich ergriff ihre Guitarre; sie gab mir das Wort: „Unsterblichkeit“ auf. Ich erwog schnell diesen reichen Stoff, griff einige Accorde und begann nun meine Dichtung, wie sie in meiner Seele geboren wurde.

Mein Genius führte mich über das blaue mittelländische Meer zu den wilden und üppigen Thälern Griechenlands; Athen lag im Schutt; die wilde Feige wuchs über zerbrochenen Capitälen hervor und der Geist seufzte; denn vormals zu Perikles' Zeiten bewegte sich hier unter stol-

zen Bogen ein fröhliches Gewimmel. Es war das Fest der Schönheit. Weiber, reizend wie eine Lais, tanzten mit Kränzen durch die Straßen, und die Sänger verkündeten laut, daß das Gute und Schöne nie vergehe. Allein jetzt waren jene lieblichen Töchter der Schönheit Staub, vergessen die Formen, die ein glückliches Geschlecht entzückt hatten, und so wie mein Genius auf Athens Schutt weinte, zog man aus der Erde hervor herrliche, durch die Hand der Künstler erschaffene Bilder, mächtige in marmornen Kleidern schlummernde Göttinnen, und mein Genius erkannte Athens Töchter, die Schönheit zur Gottheit erhoben, in dem weißen Marmor, den künftigen Geschlechtern aufbewahrt. „Unsterblich,“ sang nun mein Genius, „ist die Schönheit, aber nicht irdische Kraft und Macht!“ und schwang sich über das Meer nach Italien, nach der ewigen Stadt hinüber, und starrte schweigend von den Ueberresten der Kaiserburg über das alte Rom hinaus. Die Tiber wälzte ihre gelben Wogen, und wo Horatius Cocles einst kämpfte, trug sie nun die Barken mit Holz und Oel nach Ostia. Wo Curtius auf dem Forum sich in den Flammenschlund stürzte, streckte sich nun das Vieh in dem hohen Grase. Augustus und Titus, stolze Namen, die nur ihre zertrümmerten Tempel und Bogen noch nennen; Roma's Adler, Jupiters mächtige Vögel lagen todt in dem Neste. Roma, wo war deine Unsterblichkeit? Da flammte der Blitz des Adlers; der Bannstrahl fuhr über das emporwachsende Europa hin. Roms gestürzter Thron wurde der Stuhl des heiligen Peter, und barfuß

pilgerten die Könige nach der heiligen Stadt Roma, der Beherrscherin der Welt. Aber in dem Fluge der Jahrhunderte ertönte das Wort: Tod! Tod Allem, was die Hand fassen, was ein irdisches Auge erblicken kann! Aber kann wohl das Petersschwert rosten? — Hinaus nach Ost und West fliegen die Adler. Kann die Macht der Kirche je sinken, kann das Unmögliche geschehen? Roma steht doch stolz in ihrem Schutte mit den Göttern der Vorzeit und heiligen Bildern! Sie beherrscht die Welt durch die ewige hohe Kunst. Nach deinen Hügeln, Roma, werden Europa's Söhne immer pilgern. Von Osten und Westen, von dem kalten Norden werden sie hierher strömen und die Herzen werden bekennen: Roma! deine Macht ist unsterblich!"

Ein stürmischer Beifall begrüßte mich, als ich diese Stanze beendigte; nur Annunziata rührte keine Hand, aber stumm und schön, wie ein Venusbild, sah sie mir ins Auge hinein mit einem so treuen Blick, der verschwiegenen Sprache des vollen Herzens, und die Worte, so wie der Gedanke und die Begeisterung sie geboren, strömten in leichten Versen von meinen Lippen.

Von dem großen Schauplatze der Welt führte ich die Zuhörer auf eine kleinere Bühne und schilderte die große Künstlerin, die durch Spiel und Töne jedes Herz mit sich fortriß. Annunziata schlug die Augen nieder, denn sie war es, deren ich gedachte, sie mußte man in der gegebenen Schilderung erkennen.

Und als nun der letzte Ton verklang, der Vorhang

fiel und selbst der brausende Beifall verhallte, da war auch ihr Kunstwerk todt, eine schöne, in die Brust des Zuschauers versunkene Leiche. Aber das Herz eines Dichters ist wie Madonna's Grab: Alles wird Duft und Blumen; die Todte steigt verherrlicht daraus empor und sein mächtiger Gesang tönt ihr: „Unsterblichkeit!“

Mein Auge ruhte auf Annunziata; Gedanke und Lippen hatten sich ausgesprochen; ich verneigte mich tief, und Alle umringten mich mit Dank und Schmeichelworten.

„Sie haben mich herzlich erfreut!“ sagte Annunziata und sah mir zutraulich ins Auge; ich wagte ihre Hand zu küssen.

Durch meine Dichtung war eine höhere Theilnahme an mir in ihr erregt; sie empfand schon damals, was ich selbst erst später erkannte, daß meine Liebe zu ihr mich verleitet hatte, ihre Kunst und die, welche sie ausüben, auf eine Stufe der Unsterblichkeit zu stellen, die sie nicht erreichen konnte. Die dramatische Kunst ist, wie der Regenbogen, eine himmlische Pracht, eine Brücke zwischen dem Himmel und der Erde; sie wird bewundert und verschwindet mit allen ihren Farben.

Täglich besuchte ich sie. Die wenigen noch übrigen Carnevalstage verflogen wie ein Traum; allein ich genoß ihre ganze Fülle, denn bei Annunziata trank ich in langen Zügen eine Lebensfreude, die ich früher nie gekannt hatte.

„Du fängst ja an ein Mensch zu werden!“ sagte Bernardo, „ein Mensch wie wir Anderen, und hast doch nur erst aus dem Becher genippt. Ich darf darauf schwören,

daß Du noch nie ein Mädchen geküßt, noch nie Deinen Kopf an ihrer Schulter hast ruhen lassen. — Wenn nun Annunziata Dich liebte? —"

„Woran denkst Du?" erwiederte ich halb erzürnt mit glühendem Blut in den Wangen. „Annunziata! das herrliche Weib, das so hoch über mir steht!"

„Doch, doch, mein Freund! hoch oder niedrig — sie ist ein Frauenzimmer und Du bist ein Poet, und die gegenseitigen Verhältnisse Beider lassen sich nie beurtheilen; hat der Dichter erst einen Platz im Herzen, so besitzt er auch den Schlüssel, der dem Geliebten die Thür aufschließt."

„Nur Bewunderung für sie erfüllt meine Seele, ich huldige ihrer Heiterkeit, ihrem Verstande, der Kunst, die sie ausübt; aber sie lieben — der Gedanke ist noch nicht bei mir entstanden."

„Wie ernst und feierlich!" rief Bernardo lachend. „Du bist nicht verliebt! Nein! 's ist wahr! Du bist ja auch eins dieser geistigen Amphibien, von welchen man nicht weiß, ob sie eigentlich der Körper- oder der Traumwelt angehören! Du bist nicht verliebt, nicht so wenigstens, wie ich, wie jeder Andre es sein muß. Du sagst es ja selbst, und ich will Dir glauben, allein Du mußt es auch zeigen in Deiner eigenthümlichen Art zu sein, darfst nicht das Blut Dir die Wangen durchglühen lassen, wenn sie mit Dir spricht, darfst nicht diesen bedeutungsvollen Feuerblick auf ihr ruhen lassen, das rathe ich Dir ihretwegen; was glaubst Du wohl, daß Andre davon denken? — Indessen reist sie ja übermorgen

ab, und wer weiß, ob sie auch nach Ostern, wie sie versprochen hat, zurückkehren wird."

Auf fünf lange Wochen wollte uns Annunziata verlassen. Sie war für das Theater in Florenz engagirt und die Abreise war auf den ersten Tag der Fastenzeit bestimmt.

„Jetzt wird sie eine neue Schaar Anbeter haben," rief Bernardo, „die alten werden dann bald vergessen sein, ja sogar Deine hübsche Improvisation, um derenwillen sie Dir so liebevolle Blicke zuwarf, daß man wirklich darüber erschrecken konnte; allein der ist ein Thor, der nur an ein Weib denkt, alle sind sie ja unser; die Flur steht voller Blumen, man kann überall pflücken."

Abends waren wir im Theater zusammen, es war zum letzten Male, daß Annunziata vor ihrer Abreise auftrat. Wir erblickten sie abermals als Dido, und im Spiel und Gesang stand sie hoch, wie das erste Mal, etwas Höheres war nicht denkbar; es war die Vollendung der Kunst. Sie war mir wieder das reine Ideal, das ich jenen Abend aufgefaßt hatte. Die heitere Laune, der leichte Muthwille, die sie sowohl in der Oper als im Leben selbst aussprach, schienen mir ein von ihr angezogenes buntes Welt-Kleid; es stand ihr gut; allein in Dido zeigte sich ihre ganze Seele, ihr eigentliches und geistiges Ich. Entzücken und Jubel begrüßten sie, höher wäre er bei dem begeisterten Römervolk kaum für Cäsar und Titus gestiegen.

Mit dem aufrichtigen Dank eines gerührten Herzens sagte sie uns Allen Lebewohl und versprach, bald zurück zu

kehren. Das Haus hallte von einem wiederholten „Bravo!“ wieder, man wollte sie wieder und wieder sehen, und wie das erste Mal wurde ihr Wagen im Triumph durch die Straßen gezogen, ich war unter den Ziehenden einer der Ersten. Bernardo jauchzte begeistert wie ich, während wir uns an den Wagen hielten, in welchem Annunziata, glücklich, wie ein edles Herz es nur sein kann, lächelte.

Der folgende Tag war der letzte des Carnevals und der letzte, an welchem Annunziata sich noch in Rom befand. Ich ging hin, um meinen Abschieds-Besuch zu machen. Sie war von der ihrem Talente bewiesenen Huldigung sehr ergriffen und freute sich darauf, zu Ostern wieder hierher zurückkehren zu können, obgleich Florenz, wegen seiner schönen Natur und seiner herrlichen Kunstsammlungen, ihr ein lieber Aufenthalt war.

In wenigen Zügen gab sie mir ein so klares Bild von dieser Stadt und deren Umgebung, daß ich das Ganze, die waldbewachsenen mit Villen übersä'ten Apenninen, die **Piazza del gran Duca** und alle die herrlichen alten Paläste, deutlich vor mir sah.

„Ich werde die herrliche Galerie wiedersehen!“ — rief sie — „wo zum ersten Male meine Liebe für Sculptur erwachte und ich die Größe des menschlichen Geistes empfand, der, wie ein Prometheus, Leben in das Todte zu hauchen wußte. Könnte ich Sie in diesem Augenblicke nur in eins der Zimmer versetzen, das kleinste freilich von allen, aber mir das unschätzbarste, Sie würden sich glücklich fühlen, wie ich es war und in der bloßen Erinnerung auch jetzt

noch bin. Zwar verbirgt der kleine achteckige Raum nur auserwählte Meisterwerke, aber alle verschwinden vor dem lebenden Steinbilde dort, der mediceischen Venus. — Nie habe ich solchen Ausdruck des Lebens in Stein gesehen. Das marmorne Auge, sonst ohne Sehkraft, lebt hier; der Künstler hat ihren Blick so geformt, daß sie mit Hülfe der Beleuchtung uns in die Seele zu sehen scheint; das ist die Göttin selbst, geboren von dem Schaume des Meers. An der Wand hinter der Statue hängen zwei prächtige Venusbilder von Titian. Sie sind in Leben und Farben die Göttinnen der Schönheit, doch nur die der irdischen üppigen Schönheit, die Marmorgöttin dagegen die der himmlischen. — Rafael's Fornarina, die überirdischen Madonnen rühren meinen Geist und mein Herz, dennoch muß ich immer zu der Venusstatue zurückkehren; sie steht vor mir nicht wie ein Bild, sondern lebendig, hehr, mir mit ihrem marmornen Blick in die Seele hineinschauend. Ich kenne keine Statue, keine Gruppe, die mich so anspricht; nein, nicht einmal Laokoon, obgleich der Stein im Schmerz zu seufzen scheint; nur der vaticanische Apollo, den Sie ja kennen, scheint mir ein würdiges Seitenstück dazu zu sein. Die Kraft und geistige Größe, welche der Künstler in dem Dichtergott verkörpert hat, stellt sich weiblicher, edler in der Schönheits-Göttin dar."

„In Gyps kenne ich die herrliche Statue," — gab ich zur Antwort, — „in Pasten habe ich schöne Abdrücke gesehen."

„Aber nichts kann unvollkommener sein; die todte Gypsmasse raubt dem Ausdruck das Leben; der Marmor dage-

gen giebt Leben und Seele, darin wird der Stein zum Fleisch, es ist, als rollte das Blut unter der feinen Haut. — Ich möchte, daß Sie mit nach Florenz gingen, um zu bewundern und anzubeten. Ich würde dann Ihr Führer sein, wie Sie in Rom, wenn ich zurückkehre, der meinige sein müssen."

Ich verneigte mich tief und fühlte mich durch ihr Verlangen glücklich und geschmeichelt. „Erst nach Ostern sehen wir Sie wieder?"

„Ja, zu der Illumination der Peterskirche und zu der Girandola," erwiederte sie. „Gedenken Sie indessen meiner freundlich, so wie ich in der Galerie in Florenz Ihrer oft gedenken werde, mit dem Wunsche, daß Sie da wären, um die Schätze mit zu bewundern. — So geht es mir immer. Wenn ich etwas Schönes sehe, sehne ich mich nach meinen Freunden und wünsche sie zu mir her, um meinen Genuß zu theilen. Das ist nun mein Heimweh!"

Sie reichte mir die Hand; ich küßte sie und wagte halb im Scherz zu sagen: „Wollen Sie der mediceischen Venus meinen Kuß bringen?"

„Also mir galt er nicht?" sagte Annunziata. „Nun! ich will es ehrlich besorgen." Darauf nickte sie mir freundlich zu und dankte mir für die frohen Stunden, die ich ihr durch meinen Gesang und meine Improvisation bereitet habe. „Wir sehen uns wieder!" schloß sie, und wie ein Träumender verließ ich das Zimmer.

Ich fühlte mich recht gestimmt, den letzten Carnevalstag zu genießen; ich konnte mir kaum vorstellen, daß An-

nunziata abreisen würde, unser Abschied war so leicht gewesen, das Wiedersehen schien mir schon am nächsten Morgen zu winken. Ohne Maske nahm ich doch lustig Antheil an dem Confetti-Kampf. Alle Stühle die Straße entlang waren besetzt; das bunte Menschengewimmel sah von den Fenstern und Balconen herab und drängte sich durch die Wagen, wie am ersten Tage. Um etwas freier zu athmen, mußte man keck vor einen der Wagen hinspringen; der kleine Raum, der sich zwischen dem vorderen und dem nächstfolgenden befand, war die einzige Stelle, wo man sich einigermaßen bewegen konnte.

Die Musik braus'te, lustige Masken sangen, und hinten von einem der Wagen posaunte il capitano seine stolzen Thaten zu Wasser und zu Lande aus; ausgelassene Knaben auf hölzernen Pferden, deren Kopf und Hintertheil nur eigentlich sichtbar waren, indem das Uebrige mit einem bunten Teppich bedeckt war, der die zwei Beine des Reiters verbarg, welche die vier des Pferdes ersetzten, drängten sich in den engen Raum zwischen den Wagen hinein und machten die Verwirrung noch ärger. Ich konnte weder vor-, noch rückwärts. Der Schaum der Pferde hinter mir spritzte mir um die Ohren. In diesem Gedränge sprang ich hinten auf einen Wagen hinauf, in welchem zwei Masken saßen, ein alter dicker Herr, wie es schien in Schlafrock und Nachtmütze, und ein niedliches Blumenmädchen.

Die Letztere hatte gleich gemerkt, daß ich nicht aus Muthwillen, sondern vielmehr aus Furcht hinaufgesprungen war, und streichelte mir daher die Hand, während sie mir

zwei Confetti-Kugeln zur Labung darbot. Der alte Herr dagegen warf mir die ganze Fülle seines Korbes ins Gesicht, und als der Platz hinter mir etwas freier wurde, that das Blumenmädchen dasselbe, so daß ich, überwältigt und ohne mit denselben Waffen versehen zu sein, entfliehen mußte. Zwei Harlekine bürsteten mich mit ihrer Pritsche wieder recht lustig ab, allein als derselbe Wagen der Reihe nach wieder an mir vorüberkam, fing dasselbe Ungewitter aufs Neue an; ich beschloß nun, mich durch Confetti sicher zu stellen, allein die Kanonenschüsse fielen, die Wagen mußten in die engen Seitenstraßen hinein, um dem Pferderennen Platz zu machen, und bald hatte ich meine beiden Masken aus dem Gesicht verloren. Es schien mir, als hätten sie mich gekannt; wer mochte es wohl sein? Ich hatte Bernardo den ganzen Tag nicht auf dem Corso gesehen. Es stieg ein Gedanke in mir auf; der alte Herr in Schlafrock und Mütze mußte er sein, und das niedliche Blumenmädchen sein sogenannter „zahmer Vogel." Ihr Gesicht hätte ich doch gar zu gern gesehen.

Ich hatte auf einem Stuhl ganz nahe an der Ecke Platz gefunden; bald fiel der Kanonenschuß, und die Pferde braus'ten durch den Corso gegen den venetianischen Platz hinauf; das Menschengewimmel füllte sogleich wieder die Straße hinter ihnen; ich wollte schon wieder hinabsteigen, als ringsum das ängstliche Geschrei: „Cavallo!" erscholl.

Eins der Pferde, das zuerst das Ziel erreicht hatte, war dort nicht angehalten worden, war folglich sogleich umgekehrt und hatte den Weg zurück eingeschlagen. Bedenkt man

nun das dichte Gewimmel und die Sicherheit, der sich Jedermann überließ, nachdem das Rennen zu Ende war, so wird man leicht einsehen, welches Unglück geschehen konnte. Wie ein Blitzstrahl durchzuckte mich die Erinnerung an den Tod meiner Mutter, es war, als empfände ich den furchtbaren Augenblick, als die wilden Pferde über uns dahinstürmten. Mein Auge starrte unbeweglich vorwärts. Die Menschenmenge flog wie durch einen Zauberschlag zur Seite, sie schien in demselben Moment wie in sich selbst zurückgedrängt. Ich sah das Pferd schnaubend, schäumend und blutig, mit wildflatternder Mähne, vorbei sausen, sah die Funken um seine Füße sprühen und es plötzlich, wie von einem Schuß getroffen, todt zu Boden stürzen. Aengstlich fragte ein Jeder, ob kein Unglück geschehen wäre, aber Madonna hatte die schützende Hand über ihr Volk gehalten; denn man hörte von keinem Unfall, die schnell und glücklich überstandene Gefahr aber machte die Gemüther noch lustiger, als vorher, und viel wilder.

Das übliche Zeichen gab zu erkennen, daß die Ordnung der Wagenreihen jetzt aufgehört habe, und das prächtige **moccolo**, das glänzende Finale des Carnevals, sollte den Anfang nehmen. Die Wagen fuhren nun durch einander hinein, die Verwirrung und das Getümmel wurde noch größer, die Dunkelheit nahm mit jeder Minute zu, allein jetzt zündete Jeder sein kleines Licht an, Mehrere sogar ganze Bündel. In allen Fenstern hatte bald ein Jeder sein Lichtchen. Häuser und Wagen waren von diesen funkelnden Sternen wie übersäet; Papier-Laternen und Pyra-

miden von Lichtern schwebten auf langen Stangen von den oberen Stockwerken über die Straße hinaus; Jeder suchte sein Lichtchen zu beschützen, aber das seines Nachbars auszulöschen, unter dem immer wilder und wilder werdenden Rufe: „**Sia ammazzato, chi non porta moccolo!**"

Vergebens beschützte ich das meinige, alle Augenblicke war es ausgeblasen; ich warf es weg. Die Damen, die längs den Häusern standen, steckten ihre Lichter in die offenstehenden Kellerfenster und riefen mir lachend zu: **senza moccoli**; so glaubten sie ihr Licht sicher, allein die Kinder kletterten von innen zu den Fenstern hinauf und bliesen es aus. Kleine papierne Ballons und brennende Lampen sanken von den obern Fenstern nieder, wo Mehrere mit angezündeten kleinen Lichtern zu Hunderten saßen und sie an langen Rohren über die Straße hielten, immer rufend: „Es sterbe Jeder, der kein Lichtchen trägt!" während neue Gestalten auf die Dachrinnen hinauskletterten, mit Taschentüchern an langen Stangen, womit sie jene Lichtchen auslöschten, indem sie die ihrigen hoch emporhielten und aus vollem Halse schrieen: **senza moccoli!** Derjenige, der es nicht gesehen, kann sich keine Vorstellung von diesem betäubenden Gewimmel, diesem Gedränge machen. Die Luft wird dick und warm von der Menschenmasse und den brennenden Lichtern.

Plötzlich, indem einige Wagen in die dunkle Querstraße hineinbogen, gewahrte ich, gerade vor mir, meine beiden Masken. Die Lichter des Herrn im Schlafrocke waren ausgelöscht, aber das junge Blumenmädchen hielt einen

Strauß von brennenden Lichtern, an ein gewiß vier bis fünf Ellen langes Rohr gebunden, hoch in der Luft. Sie lachte laut vor Freude bei jedem vergeblichen Versuche, mit den an Stöcke gebundenen Taschentüchern hinaufzureichen, und der Herr im Schlafrocke überschüttete Jeden, der sich zu nahen wagte, mit Confetti. Ich ließ mich nicht abschrecken; wie ein Blitz war ich schnell hinten auf dem Wagen und faßte, obgleich ich ein flehendes: „O, Nein, Nein!“ hörte und von ihrem Begleiter mit den Gypskugeln, und zwar nicht schonend, überhäuft wurde, das Rohr fest an, um, es hinabbiegend, die Lichter auszulöschen, allein es zerbrach in meinen Händen und der strahlende Strauß fiel, unter dem Jauchzen der Menge, zur Erde nieder.

„Pfui, Antonio!“ rief das Blumenmädchen; es drang mir bis ins innerste Mark hinein, denn es war Annunziata's Stimme. Sie warf mir alle Confetti und den Korb dazu ins Gesicht. In meiner Ueberraschung sprang ich hinab und der Wagen rollte vorwärts, allein ich gewahrte einen Blumenstrauß als ein Versöhnungszeichen auf mich zu fliegen; ich ergriff ihn in der Luft und wollte ihnen nach; aber es war mir unmöglich durchzukommen, die Wagen waren, indem einige nach einer, andere nach der andern Seite rückten, in Verwirrung an einander gerathen; endlich gelang es mir, trotz des Gedränges, in die Querstraße zu schlüpfen, allein so wie ich freier athmete, fühlte ich ein um so schwereres Gewicht auf meinem Herzen. „Mit wem fuhr wohl Annunziata?“ Daß sie den letzten Tag das Carneval noch genießen wollte, fand ich sehr natürlich,

aber der Herr im Schlafrock? Ach, ja! meine erste Vermuthung war gewiß richtig! Es mußte Bernardo sein! Ich wollte mich davon überzeugen, lief, so schnell ich konnte, durch die Querstraße, erreichte die Piazza Colonna, wo Annunziata wohnte, und stellte mich an die Hausthür, ihrer Zurückkunft harrend. Bald kam der Wagen an, und als wäre ich der Bediente des Hauses, sprang ich hinzu; Annunziata hüpfte hinab, ohne mich anzusehen; der Herr im Schlafrock aber stieg gar zu langsam aus, um Bernardo zu sein: „danke Freund!“ sagte er, und an der Stimme erkannte ich die alte Dame, sah auch an den Füßen und dem braunen Kleide, das, als sie ausstieg, unter dem Schlafrocke hervorguckte, wie sehr ich mich in meiner Vermuthung geirrt hatte.

„**Felicissima notte**, Signora!“ rief ich laut in meiner Freude. Annunziata lachte, erklärte mich scherzhaft für einen schlechten Menschen und daß sie daher auch bald nach Florenz entfliehen würde, allein ihre Hand drückte die meinige. Selig und mit leichtem Herzen verließ ich sie und jauchzte laut das wilde Geschrei: „Sterbe Jeder, der kein Lichtchen trägt!“ obgleich ich selbst gar keines hatte. Ich gedachte indessen nur ihrer und der guten alten Frau, die gewiß nur, um sie zu erfreuen, den Schlafrock angezogen, die Mütze aufgesetzt und Antheil an dem Carneval genommen hatte, das ihr sicher keine Freude gewährte. Ich fand es so hübsch und natürlich von Annunziata, daß sie nicht mit Fremden gefahren war und weder Bernardo noch dem Capellmeister Zutritt in ihrem Wagen gestattet

hatte. Daß ich, in dem Augenblick, als ich sie erkannte, eifersüchtig auf die Nachtmütze geworden war, wollte ich mir nicht gestehen; glücklich und seelenfroh, wie ich war, wollte ich die wenigen Stunden, bevor das Carneval, wie ein Traum, zu Ende war, noch in Lustigkeit genießen.

Ich eilte zum Festino; das ganze Theater war mit Guirlanden von Lampen und Lichtern decorirt, alle Logen mit Fremden ohne Masken und mit Masken angefüllt. Von dem Parterre führte eine breite hohe Treppe über das davon bedeckte Orchester auf die Bühne, die mit Draperien und Kränzen zum Tanzsaale geschmückt war; zwei Orchester wechselten mit einander ab; eine Menge Quacqueri- und Vetturin-Masken tanzten einen lustigen Rundtanz um Bacchus und Ariadne; sie zogen mich mit in den Kreis, und in meiner lustigen Stimmung machte ich die ersten Tanzsprünge in meinem Leben, und fand es so ergötzlich, daß es nicht dabei blieb — nein! als ich etwas spät in der Nacht nach Hause hüpfte, tummelte ich mich noch einmal mit den lustigen Masken umher und rief mit ihnen: „Die glücklichste Nacht nach dem schönsten Carneval!“

Mein Schlaf war nur kurz. Ich gedachte in der schönen Morgenstunde Annunziatens, die vielleicht in diesem Augenblicke Rom verließ, gedachte der lustigen Carnevals-Tage, die mir ein neues Leben geschaffen zu haben schienen und jetzt mit aller ihrer Herrlichkeit verschwunden waren. Ich hatte keine Ruhe; ich mußte hinaus ins Freie. Alles war dort auf einmal wie verwandelt; alle Thüren und Läden verschlossen, wenige Leute in den Straßen und im

Corso. Wo man gestern durch das lustige Gewimmel sich kaum drängen konnte, gingen jetzt einige Sträflinge in ihrer weißen Kleidung mit den breiten blauen Streifen und kehrten mit Besen die Confetti weg, die wie Schloßen auf der Straße lagen; ein elendes Pferd, mit seinem Heubündel an der Seite, von dem es immerfort fraß, zog den kleinen Karren, in den der Kehricht geworfen wurde. Ein Vetturin hielt vor einem Hause und bepackte seine Kutsche mit Schachteln und Kasten, zog eine große Matte über das ganze Gebäude und schnürte nun die eisernen Ketten fest um die vielen Koffer, die hintenauf ruhten. Von einer Querstraße kam eine ähnliche bepackte Kutsche. Alle zogen von hinnen, Neapel oder Florenz zu. Rom sollte auf fünf lange Wochen, von Aschermittwoch bis zu Ostern, wie todt da liegen.

Ende des ersten Bandes.

Schnellpressendruck von Friedrich Nies in Leipzig.

H. C. Andersen's
Gesammelte Werke.

Vom

Verfasser selbst besorgte Ausgabe.

Vierter Band.

Der Improvisator.

Zweiter Theil.

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1847.

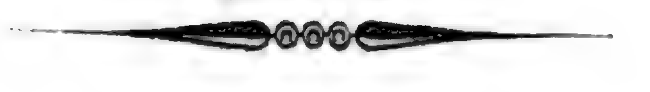
Der
Improvisator.

Roman

von

H. C. Andersen.

Zweiter Theil.



Leipzig

Verlag von Carl B. Lorck.

1847.

Inhalt

des zweiten Bandes.

Der
Improvisator.

XII.

Die Fasten. Allegri's Miserere in der sixtinischen Capelle. Besuch bei Bernardo. Annunziata.

Still und tödtend langweilig verging der Tag. In den Gedanken wurden mir das Schauspiel des Carnevals und die große Begebenheit meines eigenen Lebens wieder aufgeführt und wiederholt. Allein mit jedem Tage nahm die Einförmigkeit und die Todtenstille rings um mich her zu. Ich fühlte eine Leere, die meine Bücher nicht ausfüllen konnten. Bernardo war mir früher Alles gewesen, jetzt war es, als läge eine Kluft zwischen uns; ich fühlte mich in seiner Nähe gezwungen und mehr und mehr wurde es mir klar, daß nur allein Annunziata mich beschäftigte.

Auf Augenblicke war ich in diesem Gefühle glücklich, allein es kamen Stunden und Nächte, in welchen ich an Bernardo dachte, der sie früher, als ich, geliebt hatte. Er war es ja auch, der mich bei ihr eingeführt hatte; ihm hatte

ich glauben gemacht, daß ich nur Bewunderung und nicht mehr für sie fühlte; gegen ihn, meinen einzigen Freund, dem ich so oft die Treue meines Herzens betheuert hatte, gegen ihn war ich falsch und ungerecht. Alsdann quälte die Gluth der Reue mein Herz, allein der Gedanke vermochte doch nicht, sich von Annunziata loszureißen. Jede Erinnerung an sie, an meine frohesten erlebten Stunden versenkte mich in tiefe süße Wehmuth. So betrachten wir das lebensfrische lächelnde Bild eines geliebten Todten, und je lebensvoller, je freundlicher es lächelt, um so mächtiger ergreift uns die Wehmuth. Die großen Kämpfe des Lebens, deren so oft in der Schule erwähnt worden war und welche, wie ich damals glaubte, sich um nichts Größeres, als um die Schwierigkeit eines aufgegebenen Pensums oder um den Unmuth oder Eigensinn eines Lehrers drehten, begann ich nun zu fühlen. Mußte ich nicht diese bei mir erregte Leidenschaft niederkämpfen, und würde dann nicht meine frühere Ruhe wiederkehren? Wozu konnte auch wohl diese Liebe führen? Annunziata stand zwar in ihrer Kunst hoch und hehr da; dennoch würde die Welt mich verdammen, wenn ich aus meiner Stellung träte, um ihr zu folgen; selbst Madonna, zu deren Preis ich geboren und erzogen wurde, würde ich erzürnen; Bernardo würde mir nie verzeihen können, und ich wußte ja auch gar nicht, ob Annunziata mich liebe. Dieses war mir von Allem das Bitterste. Vergebens warf ich mich in der Kirche vor Madonna's Bild nieder, vergebens flehte ich sie an, meine Seele in diesem großen Kampfe zu stärken, aber selbst in solchen Augen-

blicken steigerte sich meine Sünde; es schien mir, als sähe Madonna Annunziaten ähnlich, es war mir, als erstrebte gleichsam jedes schöne weibliche Gesicht den geistigen Ausdruck, den Annunziata hatte. „Nein, ich will diese Gefühle aus meiner Seele reißen,“ sagte ich dann zu mir selbst, „ich will sie nicht mehr sehen!“

Ich begriff nun völlig, was ich früher nie hatte einsehen können, daß man sich getrieben fühlen kann, den Körper zu kasteien, um durch Peinigung des Fleisches in dem geistigen Kampfe zu siegen. Meine brennenden Lippen küßten Madonna's kalten marmornen Fuß, und auf Augenblicke kehrte Friede in meine Seele zurück.

Ich dachte an meine Kinderjahre, wo meine theure Mutter noch lebte, an mein damaliges stilles Glück, an die vielen Freuden, welche selbst diese stille Zeit vor Ostern mir damals gebracht hatte. Noch war ja Alles dasselbe, wie damals. An den Ecken und Plätzen standen, so wie früher, die kleinen grünen, mit silbernen und goldenen Sternen geschmückten Lauben; ringsum hingen noch die prächtigen Aushängeschilder mit den Versen, welche die köstlichen Gerichte, die während der Fastenzeit hier zubereitet wurden, aufzählten. Alle Abende wurden die bunten Papierlaternen unter den grünen Zweigen angezündet. Wie hatte ich als kleiner Junge mich darauf gefreut! Wie glücklich hatte mich damals der prächtige Laden des Victualienhändlers gemacht, der mir in der Fastenzeit wie eine Phantasiewelt entgegenstrahlte, die niedlichen Engel von Butter, die in einem Tempel tanzten, wo die mit Silber

umwundenen Würste Säulen und ein Parmesankäse die Kuppel bildeten. Mein erstes Gedicht hatte ja diese Herrlichkeit besungen und die Signora des Victualienhändlers hatte es eine **divina commedia di Dante** genannt. Damals kannte ich diesen herrlichen Sänger nicht, aber auch keine Sängerin; könnte ich doch nur Annunziata vergessen!

Mit der Procession wanderte ich nach Roms sieben heiligen Kirchen und mischte meinen Gesang mit dem der Pilger; meine Empfindungen waren aufrichtig und tief, aber Bernardo raunte mir mit dämonischem Spott ins Ohr: „Ueber den lustigen Advocaten auf dem Corso, den kecken Improvisator, mit Buße in den Augen und Asche an den Wangen! — Ei, wie sehr bist Du in der Welt vorgerückt, weißt jede Rolle durchzuführen; das kann ich Dir nicht nachmachen, Antonio!" Es lag ein Hohn und dabei eine anscheinende Wahrheit in seinen Worten, die mich tief kränkten.

Die letzte Woche der Fasten war gekommen; die Fremden strömten nach Rom zurück. Wagen auf Wagen rollte durch die Thore del Popolo und del Giovanni hinein; denn Mittwoch Nachmittags begann das **Miserere** in der sixtinischen Capelle. — Meine Seele bedurfte der Musik; in der Welt der Töne wollte ich Mitgefühl und Trost suchen. Das Gedränge war groß, selbst innerhalb der Capelle; die vordere Abtheilung war schon mit Damen angefüllt. Prächtige Sitze mit sammtnen und goldnen Draperien, errichtet für fürstliche Personen von fremden Höfen, ragten über das künstlich ausgeschnittene Gitterwerk, das die Damen

von dem Innern der Capelle trennte, empor. Die päpstliche Schweizergarde stand in ihrem bunten Festanzuge da, die Offiziere trugen leichte Harnische und an dem Helm einen wehenden Federbusch; er stand besonders dem schlanken Bernardo gut, der die ihm bekannten schönen jungen Damen begrüßte.

Ich erhielt einen Platz gleich innerhalb der Schranken, unweit des Balcons, wo die päpstlichen Sänger aufgestellt waren. Mehrere Engländer saßen hinter mir, ich hatte sie im Carneval in ihren bunten Maskenkleidern bemerkt; hier trugen sie ähnliche. Sie wollten (selbst zehnjährige Knaben unter ihnen) wohl Offiziere vorstellen. Alle trugen kostbare Uniformen von den am meisten ins Auge fallenden Farben und grellsten Zusammenstellungen. So trug z. B. Einer einen hellblauen silbergestickten Oberrock, Gold an den Stiefeln und eine Art von Turban mit Federn und Perlen. Es war übrigens nichts Neues bei den Festen in Rom, wo die Uniform zu einem Platz verhilft; rings umher wurde darüber gelächelt; mich beschäftigte es nur eine sehr kurze Zeit.

Die alten Cardinäle erschienen in ihren prächtigen violetsammtnen Mänteln, mit dem Kragen von Hermelin darüber; sie setzten sich neben einander in einen großen Halbzirkel innerhalb der Schranken, die Priester, welche ihnen die Schleppen getragen, lagerten sich zu ihren Füßen. Von der kleinern Seitenthür am Altare trat nun der heilige Vater in seinem Purpurmantel und mit der silberweißen Tiara heraus. Er bestieg den Thron. Bischöfe schwangen die

Weihrauchgefäße um ihn, während junge Geistliche in hochrothen Kleidern mit brennenden Fackeln vor ihm und dem Hochaltare niederknieten.

Die Lectionen begannen *). Es war aber unmöglich, das Auge auf dem todten Buchstaben ruhen zu lassen. Es erhob sich mit dem Gedanken an das große Weltall, das Michel Angelo mit Farben an Decke und Wände hingehaucht hatte. Ich betrachtete seine gewaltigen Sibyllen und wunderherrlichen Propheten, jedes ein Stoff für eine Kunstabhandlung. — Meine Augen tranken die mächtigen Züge, die schönen Engelgruppen; mir waren sie keine gemalten Bilder; Alles stand lebendig vor mir. — Der reiche Baum der Erkenntniß, wo Eva ihrem Adam die Frucht hinreichte, der allmächtige Gott über den Wassern schwebend, nicht von Engeln getragen, wie ältere Meister ihn darstellten, nein, die Engelschaar ruht auf ihm und seinem flatternden Gewande. Zwar hatte ich diese Gemälde früher gesehen, aber nie hatten sie mich so ergriffen, wie jetzt, wo meine exaltirte Stimmung, das Menschengewühl, vielleicht selbst die Lyrik meiner Gedanken mich einer wunderbaren poetischen Auffassung fähig machten.

Die kühnen Verkürzungen, die ergreifende Kraft, womit jede Figur hervortritt, erregt Erstaunen und reißt das Gemüth hin. Es ist die Bergpredigt des Geistes in Farben und Formen! So wie Rafael stehen wir erstaunt da vor

---

*) Fünfzehn solche werden abgelesen, ehe das Miserere gesungen wird. Am Schlusse einer jeden wird ein Licht an dem großen Candelaber, wo ein Licht für jede Lection brennt, ausgelöscht.

Michel Angelo's Kraft; jeder Prophet ist ein Moses, wie der, welchen er aus Marmor bildete. — Welche Riesengestalten! Sie sind's, die unser Auge und unsere Gedanken gleich beim Eintritte ergreifen; allein, wie von diesem Heiligen eingeweiht, richtet sich das Auge gegen den Hintergrund der Capelle, dessen ganze Wand ein Hochaltar der Kunst und des Gedankens ist. Das große anscheinend chaotische Bild, vom Boden bis zur Decke reichend, stellt sich als der Edelstein dar, von dem alles Uebrige nur die Fassung ist: wir sehen den jüngsten Tag.

Christus steht richtend auf der Wolke, der Apostel und die Mutter strecken für das arme Menschengeschlecht flehend die Hände aus. Die Todten erheben den deckenden Grabstein; selige Geister schweben anbetend zu Gott empor, während der Abgrund seine Schlachtopfer ergreift. Hier will eine aufschwebende Seele den verdammten Bruder, den der Abgrund schon mit Schlangenknoten umschlingt, erretten. Die Söhne der Verzweiflung schlagen sich mit geballten Fäusten vor die Stirn und versinken in die Tiefe! In kecken Verkürzungen schweben und stürzen Legionen zwischen Himmel und Hölle. Die Theilnahme der Engel, der Anblick der sich begegnenden Liebenden, das Kind, das sich bei dem Posaunenstoß an die Brust der Mutter klammert, Alles ist so natürlich, so schön, daß man sich selbst unter denjenigen glaubt, die des Urtheils harren. Michel Angelo hat in Farben ausgesprochen, was Dante gesehen und den Geschlechtern der Erde vorgesungen hat.

Die untergehende Sonne warf so eben die letzten Strahlen durch die obersten Fenster. Christus und die Seligen um ihn waren stark beleuchtet, während der untere Theil, wo die Todten auferstehen und der Dämon seinen Kahn, mit Verdammten beladen, vom Ufer stößt, beinahe im Finstern lag. Als eben die Sonne hinunterging, endete die letzte Lection, das einzige noch zurückgebliebene Licht wurde ausgelöscht, die ganze Bilderwelt verschwand vor meinen Augen ins Dunkle; allein in demselben Augenblicke braus'ten Musik und Gesang; was die Farben körperlich geoffenbart hatten, stieg nun in Tönen empor: der jüngste Tag mit seinem Jauchzen und seiner Verzweiflung erklang über uns.

Der Vater der Kirche, seiner päpstlichen Pracht entkleidet, stand vor dem Altare, betete das heilige Kreuz an, und auf den starken Schwingen der Posaunen erklang der erschütternde Chor: Populus meus, quid feci tibi? Weiche Engeltöne wogten hin über den tiefen Gesang, Töne, als wären sie aus keiner menschlichen Brust, nicht der des Mannes, nicht der des Weibes, hervorgegangen; einer Geisterwelt schienen sie anzugehören; es war wie das in Melodien aufgelös'te Weinen der Engel.

In dieser Tonwelt schlürfte meine Seele Kraft und Fülle des Lebens. Ich fühlte mich froh und stark, wie ich es lange nicht gewesen. Annunziata, Bernardo, alle meine Lieben schwebten in Gedanken vor mir. So wie ich in diesem Augenblicke liebte, müssen sich selige Geister lieben. Der Friede, den ich im Gebet gesucht, aber nicht gefunden hatte, strömte jetzt durch die Töne warm in mein Herz.

Als das **Miserere** zu Ende war und Alle sich entfernt hatten, saß ich bei Bernardo in seinem Zimmer. Ehrlich reichte ich ihm die Hand und sprach aus, was mir meine begeisterte Seele eingab; meine Lippen erhielten Beredsamkeit; Allegri's **Miserere**, unsere Freundschaft, die Abenteuer meines ganzen seltsamen Lebens gaben mir hinlänglichen Stoff; ich erzählte ihm, wie geistig gesund mich die Musik gemacht hatte, wie schwer mir das Herz vorher gewesen, meine Leiden, meine Angst und Schwermuth während der langen Fastenzeit, ohne jedoch des Antheils zu erwähnen, den er und Annunziata daran gehabt hatten; allein das war auch die einzige kleine Falte meines Herzens, die ich ihm nicht entschleierte.

Er lachte mich aus, wiederholte, daß ich nichts Männliches hätte, daß das Hirtenleben bei Domenica, die Signora, die Frauenerziehung und endlich die Jesuitenschule mich vom Grunde aus verderbt hätten; daß mein heißes italienisches Blut durch Ziegenmilch verdünnt worden wäre, daß meine trappistische Enthaltsamkeit mich krank machte, daß mir ein kleiner zahmer Vogel noth thäte, der mich aus meiner Traumwelt heraussingen könnte, — ich sollte nur ein Mensch wie Andere sein, dann würde ich mich an Leib und Seele wohl befinden.

„Wir sind sehr verschieden, Bernardo!“ sagte ich, „und dennoch hängt mein Herz wunderbar an Dir, oft wünsche ich, daß wir immer bei einander sein könnten.“

„Dann würde es übel um unsere Freundschaft aussehen!“ erwiederte er. „Sie würde, ehe wir es wüßten,

abgetragen sein. Nein! Nein! Freundschaft ist wie die Liebe, sie wird durch die Trennung stärker. Ich denke oft daran, wie langweilig es doch im Grunde sein muß, verheirathet zu sein, immer und immer und bis in die tiefsten Falten hinein einander zu sehen. Die meisten Eheleute sind daher auch einander überdrüssig; es ist nur eine Art von Anstand, eine gewisse Gutmüthigkeit, die durch die Länge der Zeit sie aneinander knüpft. Ich empfinde es recht tief in mir, daß, wenn mein Herz auch noch so stark glühte und das Herz derjenigen, die ich liebte, wie das meinige loderte, doch die Flammen, wenn sie sich begegneten, erlöschen würden. Die Liebe ist Sehnsucht und die gestillte Sehnsucht vergeht!"

„Aber wenn nun Deine Göttin," sagte ich, „schön und klug wäre, wie" —

— „Wie Annunziata," fiel er ein, als ich einen Augenblick, um den Ausdruck für meinen Gegenstand zu finden, inne hielt. — „Ja, Antonio, dann wollte ich die schöne Rose betrachten, so lange sie frisch wäre, und wenn die Blätter welkten, der Duft sich verlöre, — ja, Gott mag wissen, wozu ich dann Neigung haben würde! In diesem Augenblicke habe ich eine recht seltsame, und ich habe früher eine ähnliche empfunden. Ich wünschte fast zu ergründen, wie roth Dein Blut sei, Antonio, allein ich bin ein vernünftiger Mensch, Du bist mein Freund, mein aufrichtiger Freund, wir wollen uns nicht schlagen, selbst nicht, wenn wir uns in demselben Liebesabenteuer begegnen!" — Und nun lachte er laut auf, drückte mich an seine

Brust und sagte halb scherzend: „Höre! ich überlasse Dir meinen zahmen Vogel; er fängt an empfindsam zu werden und wird Dir gewiß gefallen! Begleite mich heut Abend. Vertraute Freunde dürfen einander nichts verbergen; wir werden einen lustigen Abend haben; nächsten Sonntag giebt der heilige Vater uns Allen zusammen den Segen."

„Ich begleite Dich nicht!" erwiederte ich.

„Du bist feig, Antonio!" versetzte er. „Laß doch die Ziegenmilch nicht ganz Dein Blut unterjochen! Dein Auge kann wie das meine brennen; es kann sinnlich brennen, das habe ich bemerkt! Deine Leiden, Deine Angst, Deine Pönitenz in der Fastenzeit — nun! soll ich Dir ehrlich den Grund dessen, Alles zusammengenommen, sagen? Der Grund ist Verlangen, Verlangen nach den frischen Lippen, den schönen Formen. Ich weiß es recht gut, Antonio, Du kannst es nicht verbergen! Nun, so drücke denn die Schönheit an Dein Herz — allein Du hast keinen Muth, Du bist zu feig, ein Hasenfuß bist Du."

„Du führst da eine Rede, Bernardo," unterbrach ich ihn, „die mich beleidigt."

„Allein sie erdulden mußt Du doch!" erwiederte er; da stieg mir das Blut in die Wangen, aber auch Thränen traten in mein Auge.

„Kannst Du so mit meiner Ergebenheit für Dich spielen?" rief ich. „Du glaubst, daß ich zwischen Dich und Annunziata getreten bin, da sie mich freundlicher als Dich angesehen hat?"

„O, nein!" unterbrach er mich. „Du weißt ja wohl,

daß ich keine sehr lebhafte Phantasie habe; laß sie aber außerhalb unserer Unterredung bleiben! Und was Deine Ergebenheit, deren Du immer erwähnst, betrifft, so verstehe ich sie nicht. — Wir reichen uns die Hand, wir sind Freunde, vernünftige Freunde, allein Deine Begriffe sind überspannt, mich mußt Du nehmen wie ich bin."

Das war ungefähr der Stachel unsers Gesprächs, der in mein Herz drang und, so zu sagen, in das Blut überging; ich fühlte mich gekränkt, fand aber doch etwas Herzliches darin, so daß ich mich gedrungen fühlte, ihm die Hand zu reichen.

Den folgenden Tag rief mich das Geläute des grünen Donnerstages in die Peters-Kirche, in deren mächtiger Vorhalle, die einem Fremden die Meinung eingeflößt haben soll, daß er sich schon in der Kirche selbst befinde, sich das Gedränge, das schon in den Straßen und auf der Engelsbrücke stattgefunden hatte, erneuerte; es war, als strömte das ganze Rom herbei, um selbst mit den Fremden über die Größe der Kirche zu erstaunen, denn sie schien allmälig mit der eindringenden Masse sich zu erweitern. Alle drängten sich hin, die Fußwaschung zu sehen, die jetzt ihren Anfang nahm.

Von den Schranken, hinter denen die fremden Damen saßen, nickte Eine mir freundlich zu. Es war Annunziata; sie war zurückgekommen und befand sich in der Kirche. Wie klopfte mein Herz! Ich stand ihr so nahe, daß ich sie willkommen heißen konnte. Sie war schon gestern ange-

kommen, aber zu spät, um Allegri's Miserere zu hören, doch hatte sie zum Ave Maria die Peterskirche besucht.

„Die sonderbare Dunkelheit," sagte sie, „machte, daß mir Alles mehr, als jetzt bei Tage, imponirte. Kein Licht brannte hier als die Lampen um das Grab des heiligen Petrus. Sie machten einen Strahlenkranz aus, doch nicht stark genug, die nächsten Säulen zu erhellen. Alle knieten im tiefsten Schweigen ringsum; ich selbst sank nieder, recht lebhaft fühlend, wie viel in einem Nichts liegen kann und welche Kraft in einem religiösen Schweigen verborgen ist."

Ihre alte Freundin, die ich nun erst entdeckte, weil sie einen langen Schleier trug, nickte mir freundlich zu. Die feierliche Ceremonie wurde indessen beendet, und vergebens sahen sie sich nach ihrem Diener um, der sie nach dem Wagen begleiten sollte. Ein Haufen junger Herren war auf Annunziata aufmerksam geworden; sie schien unruhig, wollte gern fort, ich wagte ihr anzubieten, sie aus der Kirche nach dem Wagen zu führen. Die Alte nahm meinen Arm, aber Annunziata folgte allein hinterher, ich hatte keinen Muth, ihr den Arm zu bieten; als wir aber die Thür erreichten und ins Gedränge geriethen, fühlte ich ihren Arm unter dem meinigen; es fuhr mir wie Feuer durchs Blut.

Ich fand den Wagen. Als sie hinein waren, bat Annunziata mich, diesen Mittag bei ihnen vorlieb zu nehmen. — „Nur ein einfaches Mahl," sagte sie, „wie wir es in den Fasten genießen können."

Ich war glücklich! Die alte Dame, die nicht gut hörte, verstand zwar aus dem Ausdrucke in den Zügen Annun-

ziata's, daß die Rede von einer Einladung sei, meinte aber, daß sie das Mitfahren betreffe. Augenblicklich schob sie die Tücher und Shawls, die auf dem vorderen Sitze lagen, zur Seite und reichte mir die Hand, mit den Worten: — „Freilich, freilich, nehmen Sie vorlieb, Signor Abbate, hier ist ja Platz genug!"

Das war nun nicht Annunziata's Meinung; ich sah eine leichte Röthe über ihre Wangen hinziehen, allein ich saß schon gerade vor ihr und der Wagen rollte fort.

Eine kleine köstliche Tafel harrte unser. Annunziata sprach von ihrem Aufenthalte in Florenz und vom heutigen Feste, fragte mich über die Fasten in Rom und wie ich diese Zeit zugebracht hätte, welche Frage ich eben nicht ganz aufrichtig beantwortete.

„Sie werden doch wohl die Judentaufe am Ostertage sehen?" fragte ich, warf auch zu gleicher Zeit einen Blick auf die alte Dame, die ich ganz vergessen hatte. —

„Sie hat es nicht gehört!" sagte Annunziata, „und hätte sie es auch, so würde sie doch deshalb nicht betroffen worden sein; nur wo sie mich begleiten kann, gehe ich hin, und für sie würde es nicht schicklich sein, dem Feste in Constantins Taufcapelle beizuwohnen*). — Auch mich interessirt es nicht, denn nur selten geschieht es aus Ueberzeugung, daß der Jude oder Türke, der dort mit seiner Taufe sich brüstet, bekehrt wird. Ich erinnere mich aus meiner Kind-

*) Jährlich am Osterfeste werden einige Juden oder Türken getauft. Im Diario romano heißt es von diesem Tage: si fa il batesimo di Ebrei e Turchi.

heit, welchen unangenehmen Eindruck dieser Anblick einst auf mich gemacht. Ich sah einen kleinen Judenknaben von sechs bis sieben Jahren taufen. Er erschien mit schmutzigen Schuhen und Strümpfen, mit ungekämmten Haaren, und bei dem Allen, ein greller Contrast, in einem prächtigen weißen seidenen Kleide, das ihm die Kirche geschenkt hatte. Die Eltern, unsauber, wie der Junge, folgten ihm. Sie hatten seine Seele einer Seligkeit verkauft, an die sie selbst nicht glaubten."

„Das haben Sie als Kind hier in Rom gesehen?" fragte ich.

„Ja!" versetzte sie erröthend, „aber dennoch bin ich keine Römerin."

„Als ich Sie zum ersten Male sah und ihren Gesang hörte, war es mir, als hätte ich Sie schon früher gekannt! Ich weiß nicht wie, aber ich glaube es immer noch. Glaubten wir an eine Seelenwanderung, so würde ich meinen, daß wir beide einst Vögel gewesen seien, auf demselben Zweige gehüpft und uns recht lange gekannt hätten. — Sagen Ihnen keine Erinnerungen in Ihrer Seele, daß wir uns früher gesehen?"

„Keine!" erwiederte Annunziata, mir gerade ins Auge sehend.

„Als Sie mir so eben sagten, daß Sie als Kind in Rom gewesen und folglich nicht, wie ich gedacht, alle Ihre Kinderjahre in Spanien zugebracht hätten, tauchte eine Erinnerung in meiner Seele auf, dieselbe, die sich in mir regte, als Sie das erste Mal als Dido vor mir standen.

Haben Sie nie als Kind zu Weihnachten für den Bambino in der Kirche ara coeli, wie andere Kinder, auch Reden gehalten?" —

„Das habe ich," sagte sie lebhaft, „und Sie, Sie, Antonio waren der kleine Knabe, der die Aufmerksamkeit Aller gewann?" —

„Aber von Ihnen verdrängt wurde!" entgegnete ich.

„Sie waren es, Antonio!" rief sie laut, meine beiden Hände fassend, und sah mir mit einem unbeschreiblich sanften Ausdruck ins Auge. Die alte Freundin rückte mit ihrem Stuhle näher und sah uns ernst an. Annunziata erzählte ihr nun Alles, und sie lächelte über unsere Wiedererkennungsscene.

„Wie viel hat doch meine Mutter, ja wir Alle von Ihnen gesprochen," fuhr ich fort, „von Ihren feinen fast geistigen Formen, Ihrer weichen Stimme! Ja! ich war eifersüchtig auf Sie, meine Eitelkeit duldete nicht, daß irgend Einer mich so gänzlich verdunkelte. — Wie seltsam kreuzen sich doch die Wege des Lebens!"

„Ich erinnere mich Ihrer recht gut!" versetzte sie, — „Sie trugen eine kleine kurze Jacke mit blanken Knöpfen, die damals meine Theilnahme für Sie am meisten erregten."

„Sie," — gab ich zur Antwort, — „hatten eine prächtige rothe Schleife auf der Brust, aber nicht diese, sondern Ihr Auge, Ihr rabenschwarzes Haar ergriffen mich besonders! Ja, ich mußte Sie wieder erkennen, Sie sind dieselbe, nur sind die Züge mehr entwickelt; ich würde Sie selbst bei einer noch größeren Veränderung wieder erkannt

haben. Ich äußerte dies auch gegen Bernardo, welcher mir jedoch widersprach und ganz andere Gedanken hatte."

„Bernardo!" — unterbrach sie mich — es war mir, als zitterte ihre Stimme.

„Ja!" fuhr ich etwas verwirrt fort, „er glaubte Sie auch wieder zu erkennen, Sie gesehen zu haben, wollte ich sagen, in einem Verhältnisse, das meine Vermuthung vernichten mußte. — Ihr schwarzes Haar, Ihr Blick — ja! Sie werden nicht darüber zürnen, er änderte auch sogleich seine Meinung, er glaubte beim ersten Anblicke, daß Sie . ." ich stockte — „daß Sie nicht der katholischen Kirche angehörten, und folglich hätte ich Sie ja auch nicht in **ara coeli** reden hören können."

„Vielleicht, daß ich von demselben Glauben wäre, wie meine Freundin da?" — sagte Annunziata, auf die alte Dame deutend.

Ich nickte unwillkürlich, faßte aber in demselben Augenblicke ihre Hand und fragte: — „Zürnen Sie mir?" —

„Weil Ihr Freund mich für ein Judenmädchen hält?" fragte sie lächelnd; — „Sie sind ein wunderlicher Mensch."

Ich fühlte, daß unser Verhältniß als Kinder uns näher gebracht hatte, jedes Leid war vergessen, aber auch der Entschluß, sie nicht mehr zu sehen, sie nicht zu lieben. Meine Seele brannte nur für sie.

Die Galerien waren diese zwei Tage vor Ostern noch geschlossen. Annunziata äußerte, wie schön es sein müsse, wenn man sie in dieser Zeit und recht mit Bequemlichkeit durchwandern könnte; allein das hielt schwer; jedoch war der

von ihr ausgesprochene Wunsch mir ein Befehl; ich kannte ja Custode, Portier und alle Bediente im Palazzo Borghese, wo eine der vorzüglichsten Sammlungen Roms sich befindet, wo ich als Kind mit Francesca umher gewandert war, und mit jedem kleinen Amorin in Francesco Albani's Jahreszeiten Bekanntschaft gemacht hatte.

Ich fragte, ob ich sie und die alte Dame den folgenden Tag dahin führen dürfte; sie gestattete es dankbar, und ich war unendlich glücklich.

In meiner Einsamkeit zu Hause dachte ich bald wieder an Bernardo. „Nein, er liebt sie nicht," — tröstete ich mich selbst; „seine Liebe ist nur Sinnlichkeit, nicht rein und innig, wie die meinige." — Unsere letzte Unterredung erschien mir noch bitterer, als sie wirklich gewesen; ich erblickte nur seinen Stolz, empfand, wie sehr er mich beleidigt hatte, und erregte so bei mir selbst einen größeren Zorn, als ich ihn je früher gefühlt. „Annunziata's anscheinend größere Freundlichkeit gegen mich hatte seinen Stolz gekränkt," vernünftelte ich; „zwar hat er mich selbst zu ihr geführt, aber wer weiß — vielleicht in der Absicht, mich lächerlich zu machen; daher erstaunte er über meinen Gesang, meine Improvisation. Es war ihm nicht im Traume eingefallen, daß ich es wagen könnte, mit ihm, bei seiner schönen Gestalt, seinem freien Tone, seiner Keckheit, als Nebenbuhler in die Schranken zu treten. — Nun hat er geglaubt, mich von ferneren Besuchen bei ihr abschrecken zu müssen. Ein guter Engel hat es aber anders gewollt. Ihre Milde, ihr

Auge, Alles sagt mir, daß sie mir gut, ja mehr als gut ist; denn sie muß fühlen, daß ich sie liebe!“

In meiner Wonne drückte ich heiße Küsse auf die Kissen, aber mit diesem Gefühle des Liebesglücks steigerte sich auch meine Bitterkeit gegen Bernardo. Ich ärgerte mich über mich selbst, daß ich nicht mehr Charakter, mehr Heftigkeit, mehr Galle besaß; jetzt fielen mir hundert treffliche Antworten ein, die ich ihm hätte geben können, als er mich letzthin wie einen Jungen behandelte; jede kleine Beleidigung von ihm schwebte mir jetzt lebhaft vor. Zum ersten Male fühlte ich recht das Blut in meinen Adern kochen; eine wilde Heftigkeit, die reinsten, besten Empfindungen mit einer abscheulichen Bitterkeit gemischt, raubten mir den Schlaf. Erst gegen Morgen schlummerte ich ein wenig ein, erwachte aber dann auch gestärkt und leichten Herzens; ich benachrichtigte den Custode von den fremden Damen, die ich in die Galerie führen wollte, und bald war ich bei Annunziaten. Wir fuhren alle drei nach dem Palazzo Borghese.

XIII.

Die Bildergalerie. Genauere Erklärung. Das Osterfest. Der Wendepunkt meines Geschicks.

Es war mir eine ganz eigne Empfindung, Annunziata dort hineinzuführen, wo ich als Knabe gespielt, wo die Signora Francesca mir die Bilder gezeigt und sich an meinen unbefangenen Fragen und Aeußerungen belustigt hatte. — Ich kannte alle Gemälde, allein Annunziata kannte sie besser, kannte sie geistig. Ihre Bemerkungen waren höchst treffend; mit geübtem Blick und natürlichem Sinn wußte sie jede Schönheit herauszufinden. Wir standen vor dem berühmten Stück von Gherardo del Notti: Loth mit seinen Töchtern; ich lobte die große Wirkung desselben, Loths kräftiges Gesicht, die lebensfrohe Tochter, die ihm den Wein eingießt, und den schönen Abendhimmel, der durch die dunkeln Bäume leuchtet. —

„Mit Geist und Flammen ist es gemalt;" unterbrach sie mich; „ich bewundere den Pinsel des Künstlers hinsichtlich des Colorits und des Ausdrucks, aber die Wahl des Gegenstandes gefällt mir nicht, ich fordere selbst in der Malerei eine Art Schicklichkeit, eine edle Reinheit in der Wahl des Stoffes. Deshalb spricht mich Correggio's Danae nicht so an, als sie es billig sollte. Schön ist sie, göttlich ist der kleine Engel mit den bunten Flügeln, der auf dem Lager

sitzt und ihr behülflich ist, das Gold zusammenzuraffen; allein der Gegenstand ist unedel und verletzt, wenn ich so sagen darf, das Schönheitsgefühl meines Herzens. Deshalb steht Rafael so groß vor mir; in Allem, was ich von ihm kenne, ist er der Apostel der Unschuld, und nur als solcher ist er im Stande gewesen uns die Madonna zu geben."

„Allein die Schönheit des Kunstwerks," — fiel ich ein, — „kann uns doch bewegen, das Unedle des Inhalts zu übersehen."

„Nie!" — versetzte Annunziata; — „die Kunst ist in jedem ihrer Zweige heilig und hehr, und geistige Reinheit ergreift mehr, als Reinheit der Formen; darum können die naiven Darstellungen der Madonna von älteren Meistern uns tief bewegen, obgleich die schroffen Umrisse oft wie chinesische Bilder erscheinen, so hart und starr ist alles. Der Geist muß im Bilde des Malers, wie im Gesange des Dichters, rein sein; einzelne Ausgelassenheiten kann man wohl übersehen, und bedauern, daß der Künstler sich von einer tollen Laune hinreißen ließ; allein wir können uns doch an dem Ganzen erfreuen."

„Aber," unterbrach ich sie, „die Abwechselung des Gegenstandes erregt doch unser Interesse; stets dasselbe —"

„Mißverstehen Sie mich nicht. Ich verlange nicht, daß man immer Madonnen malen soll. Nein, eine schöne Landschaft, eine lebendige Scene aus dem Volksleben, das Schiff im Sturm und Salvator Rosa's Räuberbilder ziehen mich an! Allein ich mag nichts Unmoralisches,

Widriges im Reiche der Kunst, und so nenne ich selbst Scidoni's gutgemaltes Bild im Palazzo Sciara. — Sie erinnern sich dessen doch? Zwei Bauern kommen auf Eseln an einer steinernen Mauer vorüber, worauf ein Todtenschädel liegt, in dem eine Maus, eine Bremse und ein Regenwurm sich aufhalten; und in der Mauer lies't man die Worte: **et ego in Arcadia.**"

„Ich kenne es!" erwiederte ich, „es hängt neben Rafaels schönem Violinspieler."

„So ist's!" fuhr Annunziata fort. — „Möchte doch die Inschrift unter diesem und nicht auf dem andern häßlichen Bilde sich befinden!"

Wir standen nun vor Francesco Albani's Jahreszeiten. Ich erzählte ihr, welchen Eindruck die kleinen Amoretten auf mich als Kind gemacht hatten, wie ich in dieser Galerie gelebt und mich umhergetummelt hatte.

„Sie haben in ihren Kinderjahren helle Lichtpunkte gehabt!" sagte sie, einen Seufzer unterdrückend, der vielleicht ihren eigenen galt.

„Sie gewiß nicht weniger!" versetzte ich — „Sie standen, das erste Mal als ich Sie sah, als ein glückliches bewundertes Kind da, und als wir zum zweiten Male zusammentrafen, rissen Sie ja ganz Rom hin und — schienen glücklich und sind es auch wirklich im Herzen!"

Ich hatte mich halb zu ihr hinabgeneigt, sie sah mir mit einem sonderbar wehmüthigen Blick gerade ins Auge hinein und flüsterte: „Das bewunderte glückliche Kind wurde ein vater- und mutterloser, heimathloser Vogel

auf entblättertem Zweige; er wäre verhungert, der verhöhnte Jude allein gab ihm Obdach und Futter, bis er vermochte, über das wilde unruhige Meer hin zu flattern." Sie schwieg und sagte darauf kopfschüttelnd: „Es ist aber kein Abenteuer, das einen Fremden unterhalten kann, und ich weiß nicht, wie ich dazu gekommen bin, davon zu plaudern."

Sie wollte aufstehen, allein ich ergriff ihre Hand und fragte: „Bin ich Ihnen denn so ganz fremd?"

Sie starrte einen Augenblick schweigend vor sich hin, lächelte wehmüthig und entgegnete: „Doch, ich habe ja auch schöne Lebensmomente gehabt, und" — fügte sie mit ihrer gewöhnlichen Heiterkeit hinzu: — „nur derer will ich gedenken, unseres Zusammentreffens als Kinder! Ihr seltsames Zurückträumen in die Vergangenheit steckt auch mich an und verleitet das Herz, auf seine Bilder zu sehen, statt auf die äußern Kunstwerke rings um uns!"

Als wir die Galerie verlassen hatten und in ihrem Hotel angelangt waren, war Bernardo da gewesen, um seinen Besuch abzustatten. Man hatte ihm gesagt, daß Signora mit der alten Donna von mir begleitet ausgefahren sei; zwar sah ich seine Leidenschaftlichkeit bei dieser Nachricht voraus, aber statt mich, wie früher, darüber zu betrüben, hatte meine Liebe zu Annunziata Troß und Bitterkeit gegen ihn erregt. Er hatte ja so oft gewünscht, daß ich Charakter und Willen besäße, möchte ich auch dadurch gegen ihn ungerecht werden; nun sollte er Beides bei mir gewahren.

Immerfort klangen Annunziata's Worte von dem verhöhnten Juden, der den verlassenen Vogel unter seine Flügel genommen, in mein Ohr; sie mußte also doch dieselbe sein, die Bernardo bei dem alten Hanock gesehen hatte. Gewißheit davon zu erlangen lag mir sehr am Herzen, aber sie war nicht zu bewegen, den Faden wieder anzuknüpfen.

Als ich den folgenden Tag erschien, war sie in ihrem Zimmer, um eine neue Rolle einzustudiren. Ich unterhielt mich lange mit der alten Dame, die tauber war, als ich geglaubt hatte, und recht dankbar schien, weil ich mit ihr sprach. Es fiel mir ein, daß sie das erste Mal nach meiner Improvisation mich freundlich angesehen und daß ich geglaubt hatte, sie habe mich gehört.

„Das habe ich auch," versicherte sie; — „aus dem Ausdruck Ihrer Züge und aus einzelnen Worten, die mein Ohr erreichten, verstand ich das Ganze, und das war schön! So verstehe ich auch ganz Annunziata's Recitative, und zwar bloß durch den mimischen Ausdruck; mein Auge ist schärfer geworden, so wie mein Gehör schwächer wurde."

Sie fragte nach Bernardo, der gestern während unserer Abwesenheit dagewesen war, und bedauerte, daß er uns nicht begleitet hatte. Sie äußerte ein wunderliches Wohlwollen und eine große Theilnahme für ihn. „Ja!" sagte sie, als ich dies äußerte, — „denn er hat einen edlen Charakter. Ich kenne einen Zug von ihm — der Juden und der Christen Gott behüte ihn!"

Nach und nach wurde sie beredter. Ihre Liebe zu Annunziaten war rührend und innig. So viel wurde mir aus

einer Menge unterbrochener und halb dunkel gemachter Mittheilungen klar, daß Annunziata, von spanischen Eltern in Spanien geboren, in ihrer frühen Jugend nach Rom gekommen war, und daß hier, als sie plötzlich als eine Waise dastand, der alte Hanock, der in seiner Jugend in ihrem Vaterlande gewesen und ihre Eltern gekannt hatte, der Einzige gewesen war, der sich ihrer annahm; daß sie später, noch ein Kind, in ihr Vaterland zurückgekehrt und von einer Dame aufgenommen worden war, die ihre Stimme und ihr dramatisches Talent ausgebildet hatte. — Ein Mann von großem Einfluß hatte sich in das liebliche Kind verliebt, aber ihre Kälte gegen ihn hatte eine solche Bitterkeit in ihm erregt, daß er ihr heimlich nachstellte. Die Alte schien den geheimnißvollen Schleier, der diese Schrecknisse bedeckte, nicht lüften zu dürfen. Annunziatens Leben war in Gefahr gewesen; heimlich hatte sie sich nach Italien geflüchtet, wo sie bei ihrem alten Pflegevater in Roms Judenquartier sich sicher glaubte. — Es war jetzt anderthalb Jahre her; in dieser Zeit mußte sie also Bernardo gesehen und ihm den Wein dargeboten haben, von dem er so viel sprach. — Wie unvorsichtig schien sie mir doch gewesen zu sein, sich einem Fremden zu zeigen, da sie in jedem derselben einen erkauften Mörder erwarten konnte; doch sie wußte ja, daß Bernardo kein solcher war, sie hatte ja nur Lobreden seiner Kühnheit, seines edlen Betragens gehört. Kurz darauf erfuhr sie, daß ihr Verfolger gestorben war; sie flog daher, für ihre heilige Kunst begeistert, wieder aus ihrem Versteck hervor, und entzückte das Volk durch sie und ihre Schön-

heit. Die alte Dame folgte ihr nach Neapel, war Zeuge wie sie die ersten Lorbeeren einärntete, und hatte sie seit dieser Zeit nicht verlassen. „Ja! sie ist auch ein Engel Gottes," fuhr die beredte Alte fort; „fromm in ihrem Glauben, wie ein Weib sein soll, und Verstand hat sie so viel, als man dem besten Herzen wünschen kann."

Als ich das Haus verließ, erschollen so eben die Freudenschüsse. In allen Straßen, von Altanen und Fenstern wurde mit kleinen Böllern und Pistolen geschossen, zum Zeichen, daß die Fastenzeit nun zu Ende sei. In demselben Augenblicke fielen in Kirchen und Capellen die schwarzen Teppiche, womit die Gemälde fünf lange Wochen hindurch bedeckt gewesen waren. Alles war Osterfreude. Die Zeit der Trauer war vorüber; morgen erschien Ostern, der Freudentag, und mir doppelt freudig, denn ich war eingeladen, Annunziata zu dem Kirchenfeste und der Kuppelbeleuchtung zu begleiten.

Alle Osterglocken läuteten; die Cardinäle rollten in ihren bunten Wagen, hinten mit Bedienten beladen, durch die Straßen; die Equipagen der reichen Fremden, das Gewimmel der Fußgänger erfüllten ganz die engen Straßen. Von der Engelsburg wehten die großen Fahnen mit dem päpstlichen Wappen und Madonna's heiligem Bilde. Auf dem Petersplatze war Musik, ringsum wurden Rosenkränze und Holzschnitte verkauft, den heiligen Vater vorstellend, wie er den Segen ertheilt. Die Fontainen spielten mit ihren Riesenstrahlen, rings an den Säulengängen waren Logen

und Bänke angebracht, die bereits, wie der Platz selbst, beinahe ganz angefüllt waren.

Bald strömte eine beinahe eben so große Menge aus der Kirche, wo Processionen und Gesang, außerdem die Vorzeigung heiliger Reliquien, als Bruchstücke des Spießes, der Nägel ꝛc. manch frommes Gemüth gelabt hatten. Der ungeheure Platz schien ein Meer von Menschen; Kopf bewegte sich an Kopf, die Wagenreihen zogen sich dichter zusammen, Bauern und Kinder kletterten auf die Fußgestelle der Heiligen hinauf; es war als wogte, lebte und athmete das ganze Rom in diesem Augenblicke nur hier.

Der Papst wurde in Procession aus der Kirche getragen, in einem prächtigen Thronsessel sitzend, der hoch auf den Schultern von sechs in lilafarbige Gewänder eingehüllten Priestern ruhte; zwei jüngere Geistliche wedelten mit colossalen Pfauenschwänzen an langen Stöcken, vor ihm schwangen die Priester die Rauchfässer und die Cardinäle folgten mit frommen Gesängen nach. — So wie der Zug unter dem Portale heraustrat, klangen ihm alle Musikchöre mit Jubel entgegen. Sie trugen ihn die hohe marmorne Treppe zur Galerie hinauf, auf deren Balcon er sich bald, von allen Cardinälen umgeben, zeigte. Alle sanken auf die Knie, die langen Reihen von Soldaten, der Greis wie das kleinste Kind, nur der Protestant stand aufrecht da, sich dem Segen eines alten Mannes nicht beugen wollend. Annunziata kniete im Wagen halb nieder und sah mit seelenvollem Blicke zu dem heiligen Vater hinauf, während ringsum das tiefste Stillschweigen herrschte und

der Segen, wie unsichtbare Feuerzungen, über alle Häupter hinwehte.

Jetzt flatterten zweierlei Papiere von dem päpstlichen Balcon herab, das eine ertheilte Vergebung aller Sünden, das andere Fluch allen Feinden der Kirche, und der Pöbel schlug sich darum, um nur ein Stück davon zu erhalten. Dann ertönten alle Glocken der Kirche wieder, die Musik mischte sich in den Jubel; ich fühlte mich eben so glücklich, wie Annunziata. So wie unser Wagen sich in Bewegung setzte, ritt Bernardo dicht an uns vorüber; er begrüßte die beiden Damen, mich aber schien er gar nicht zu bemerken.

„Wie blaß er doch ist!“ — sagte Annunziata, — „ist er krank?“

„Das glaube ich nicht!“ gab ich zur Antwort; allein ich wußte recht gut, was ihm das Blut aus den Wangen zog. — Mein Entschluß kam dadurch zur Reife; ich empfand, wie sehr ich Annunziaten liebte, daß ich, wenn sie mir ihre Liebe schenkte, Alles für sie thun und hingeben könnte; ihr wollte ich folgen, ich zweifelte nicht an meinem dramatischen Talente und kannte den Eindruck, den mein Gesang erregte; wenn ich nur erst einen solchen Schritt wagte, würde ich gewiß mit Ruhm auf der Bühne auftreten! — Liebte sie mich, welche Ansprüche hatte dann wohl Bernardo? Er konnte sich ja, war seine Liebe so stark, wie die meinige, um sie bewerben, und liebte sie ihn — ja! dann würde ich augenblicklich zurücktreten.

Dies Alles schrieb ich ihm noch denselben Tag, und ich darf glauben, daß mein Brief ein warmes und treues

Herz aussprach; denn viele Thränen rollten auf das Blatt hinab, als ich unseres frühern Verhältnisses, und wie wunderbar mein Herz sich an ihn geklammert hatte, erwähnte. Als der Brief abgesandt war, fühlte ich mich weit ruhiger, obgleich der Gedanke, Annunziaten zu verlieren, mich wie der Geier den Prometheus mit scharfem Schnabel zerfleischte. — Dennoch träumte ich davon, sie immer zu begleiten, Ruhm und Freude an ihrer Seite zu ärnten.

Jetzt sollte nun das Drama meines Lebens als Sänger und Improvisator beginnen.

Nach dem Ave Maria begleitete ich Annunziata und die alte Dame in ihrem Wagen, um die Kuppelbeleuchtung zu sehen. Die ganze Peterskirche mit ihrer hohen Kuppel, die zwei kleinern an der Seite und die ganze Façade waren mit transparenten papiernen Laternen geschmückt; diese waren in der Architectur so angebracht, daß das ganze ungeheure Gebäude wie mit feurigen Umrissen sich in die Luft erhob. Das Gedränge in dieser Gegend schien noch größer, als am Vormittage; wir konnten nur im Schritt fahren. Von der Engelsbrücke erblickten wir zuerst das ganze beleuchtete Riesengebäude, das sich in der gelben Tiber abspiegelte, wo Kähne, mit frohen Menschen angefüllt, das seltene Gemälde belebten.

Als wir den Petersplatz erreichten, wo Alles Musik, Glockengeläute und Freude war, erklang so eben das Zeichen zur Verwandlung der Illumination. Mehrere hundert Leute waren auf dem Dache und der Kuppel vertheilt, wo sie in einem und demselben Augenblicke große eiserne Pfan-

nen mit brennenden Pechkränzen hervorschoben; es war, als loderte jede Laterne in Flammen auf, das ganze Gebäude ward in einem Nu ein flammender Tempel Gottes, der über Rom leuchtete wie die Sterne über der Wiege in Bethlehem. Das Jauchzen des Volks wurde immer lauter, Annunziata verlor sich im Anschauen des Ganzen.

„Dennoch ist es schrecklich!“ rief sie. — „Denken Sie sich nur den unglücklichen Menschen, der die höchste Flamme da oben auf dem Kreuze der Kuppel anzünden muß, mir schwindelt bei dem bloßen Gedanken.

„Es ist eine Höhe, wie die Pyramiden Aegyptens! Es gehört Kühnheit dazu, sich dahinauf zu schwingen und die Stricke zu befestigen. Der heilige Vater läßt ihm auch das Sacrament ertheilen, bevor er sich hinauswagt.“

„So muß denn ein Menschenleben aufs Spiel gesetzt werden,“ — seufzte sie, „um die Pracht und Freude eines Augenblicks!“ —

„Geschieht es doch zur Verherrlichung Gottes!“ — gab ich zur Antwort, „und wie oft wagen wir es nicht um viel weniger?“

Die Wagen rasselten an uns vorüber, die meisten fuhren nach dem **monte Pincio**, um dort in der Entfernung die beleuchtete Kirche und die ganze Stadt in diesem Glanze schwimmen zu sehen.

„Es ist doch eine schöne Idee,“ — sagte ich — „daß alles Licht von der Kirche über die Stadt hinausstrahlt; vielleicht hat Correggio daher die Idee zu seiner unsterblichen Nacht genommen?“

„Um Verzeihung!“ — unterbrach sie mich. „Sie erinnern sich wohl nicht, daß das Gemälde früher vollendet war, als die Kirche? Gewiß hat er die Idee aus dem eigenen Herzen genommen, und das scheint mir noch schöner; allein wir wollen diese ganze Pracht von einem noch fernern Punkte aus betrachten. Wollen wir auf den **monte Mario** hinauffahren? Dort ist das Gedränge nicht so groß, als auf dem **monte Pincio.** Wir sind ja dem Thore ganz nahe.“

Wir rollten hinter dem Säulengange herum und waren bald im Freien. Der Wagen hielt an dem kleinen Wirthshause am Wege den Berg hinauf; die Kuppel nahm sich herrlich aus; sie schien von brennenden Sonnen erbaut. Die Façade war freilich von hier aus nicht zu sehen, allein auch dies führte eine ganz eigene Wirkung herbei; der von der erhellten Luft sich verbreitende Glanz machte, daß es schien, als schwämme die von Sternen funkelnde Kuppel auf einem Lichtmeere. Die Musik und das Glockengeläute klangen zu uns herauf, allein ringsum herrschte doppelte Nacht, und die Sterne standen nur als weiße Punkte hoch in der blauen Luft, als hätte Roms glänzendes Osterfeuer sie bewogen, ihren Schein zu dämpfen.

Ich stieg vom Wagen und ging in das kleine Wirthshaus, um einige Erfrischungen zu holen. — Als ich wieder in den engen Gang hinaustrat, wo die Lampe vor dem Bilde der Madonna brannte, stand Bernardo vor mir, blaß, wie damals, wo er in der Jesuitenschule den Kranz empfing. Sein Auge brannte wie das eines Fieberkranken;

er faßte meine Hand mit der Kraft und Wildheit eines Wahnsinnigen.

„Ich bin kein Mörder, Antonio!" sprach er mit seltsam gedämpfter Stimme, — „sonst würde ich Dir den Säbel in das falsche Herz stoßen, aber schlagen sollst Du Dich mit mir, ob Deine Feigheit es zugiebt oder nicht! Komm, folge mir!"

„Bernardo! bist Du rasend?" fragte ich und wollte mich losreißen.

„Schreie nur recht laut!" wiederholte er mit gedämpfter Stimme, „laß die Leute Dir zu Hülfe kommen, da Du nicht einzeln gegen den Einzelnen treten darfst. Doch bevor meine Hand gebunden wird, bist Du des Todes." Er reichte mir eine Pistole hin. „Komm! schieße Dich mit mir, oder Du machst mich zu Deinem Mörder!" und nun zog er mich mit sich fort; ich hielt die Pistole, die er mir gereicht hatte, zu meiner Vertheidigung ihm entgegen.

„Sie liebt Dich! und in Deinem Uebermuthe denkst Du es nun dem Römervolke und mir zu zeigen, den Du mit falschen heuchlerischen Worten täuschtest, obgleich ich Dir nie dazu Veranlassung gab!"

„Du bist krank, Bernardo, wahnsinnig; tritt mir nicht zu nahe!"

Er drang auf mich ein, ich stieß ihn zurück — da vernahm ich den Knall, meine Hand zitterte, Alles um mich war in Rauch gehüllt, aber ein seltsames lautes Seufzen, Geschrei kann ich es nicht nennen, erreichte mein Ohr, mein

Herz! Meine Pistole hatte sich entladen, Bernardo lag vor mir in seinem Blute.

Wie ein Nachtwandler stand ich da und hielt die Pistole fest in die Hand gepreßt; erst als ich die Stimmen der Hausleute vernahm, Annunziata's Aufschreien: „Jesus-Maria!" hörte, sie und die Alte vor mir sah, empfand ich das ganze Unheil.

„Bernardo!" rief ich verzweifelt, schon im Begriff, mich über seine Leiche zu werfen; aber Annunziata lag schon knieend vor ihm da und versuchte das Blut zu hemmen. Ich sehe noch ihre Blässe, den festen Blick, den sie auf mich heftete. Ich war wie festgewurzelt an der Stelle, wo ich stand.

„Retten Sie sich! retten Sie sich!" rief die alte Dame, mich am Arm ziehend.

Da rief ich, vom Schmerz überwältigt: „Ich bin unschuldig! Heilige Mutter Gottes, Du weißt, daß ich unschuldig bin. — Mich wollte er ermorden, selbst reichte er mir die Pistole; durch einen Zufall ging sie los;" — und was ich vielleicht sonst nicht gewagt hätte, laut zu äußern, sprach ich nun in meiner Verzweiflung aus: „Ja, Annunziata, wir liebten Dich! um Deinetwillen möchte ich, so wie er, sterben! Wer war Dir von uns Beiden der liebste? Sage mir in meiner Verzweiflung, ob Du mich liebst, dann will ich entfliehen."

„Fort!" stammelte sie, eine Bewegung mit der Hand machend, während sie ohne Unterlaß mit dem Todten beschäftigt war.

„Fliehe!“ rief die alte Dame.

„Annunziata!“ rief ich, vom Schmerz zu Boden gedrückt, „wer von uns Beiden war Dir der liebste?“

Da neigte sie den Kopf zu dem Todten hinab, ich hörte sie weinen, sah ihre Lippen Bernardo's Stirn berühren.

„Die Gensd'armen!“ wurde nun ringsum gerufen: „Entflieht, entflieht!“ und wie von unsichtbaren Händen wurde ich aus dem Hause gerissen.

XIV.

Die Bauern von Rocca del Papa. Die Räuberhöhle. Die Parze meines Lebens.

„Sie liebt Bernardo!“ klang es in meinem Herzen; dies war der Pfeil des Todes, der mein ganzes Blut vergiftete, mich forttrieb und selbst die Stimme übertäubte, die mir zurief: „Du hast Deinen Freund und Bruder getödtet!“

Instinctmäßig brach ich durch Gehölz und durch Gebüsche und überkletterte die Mauern, welche die Weingärten auf dem Berge umzäunen. Die Peterskuppel erhellte die Luft weit umher; so loderten auch Kain's und Abel's Altäre, als der Mörder entfloh.

Mehrere Stunden wanderte ich ununterbrochen vorwärts; ich hielt erst am Ufer der gelben Tiber an, die mir den Weg abschnitt. Von Rom aus bis an das Mittelmeer hinab befand sich keine Brücke, selbst kein Kahn war zu finden, der mich hinüberfahren konnte. Dies unerwartete Hinderniß war ein Messerstoß, der für einen Augenblick den an meinem Herzen nagenden Wurm zerschnitt, allein er wuchs bald wieder zusammen und ich empfand dann mein mein ganzes Unglück doppelt.

Nur wenige Schritte von mir befanden sich die Ueberreste eines Grabes, im Umfang größer, aber mehr verfallen, als das, in welchem ich als Kind bei der alten Domenica gelebt hatte. Bei den herabgefallenen Steinblöcken bemerkte ich drei angebundene Pferde, die ihr Heubündel verzehrten.

Eine weite Oeffnung führte einige Stufen hinab in die Grabgewölbe; drinnen brannte ein Feuer. Zwei stark gebaute Bauerburschen, in Schafpelzen, die Wolle auswärts gekehrt, mit großen Stiefeln und einem spitzen Hute, an dem das angeheftete Marienbild prangte, waren um das Feuer gelagert und rauchten aus ihren kurzen Pfeifen. Eine kleinere Gestalt, in einen großen grauen Mantel gehüllt, mit breitem, herabgeschlagenem Hute, lehnte an der Mauer, während sie auf ein glückliches Lebewohl und fröhliches Wiedersehen aus der Fogliette trank. Kaum hatte ich die ganze Gruppe überblickt, als ich auch sogleich entdeckt war. Sie ergriffen ihre Gewehre, die neben ihnen lagen, als befürchteten sie einen Ueberfall, und traten mir rasch entgegen.

„Was sucht Ihr hier?“ fragten sie.

„Einen Kahn, um über die Tiber zu gelangen."

„Den könnt Ihr lange suchen! Hier giebt's weder Brücke noch Fähre, bringt man sie nicht selbst mit."

„Aber," nahm ein Anderer das Wort, mich mit seinem Blick vom Kopf bis zum Fuß messend, „Ihr seid gar weit von der Landstraße abgekommen, und tief in der Nacht ist es nicht geheuer hier! De Cesari's Bande soll noch immer lange Wurzeln haben, obgleich der heilige Vater den Spaten so gebraucht, daß ihm vielleicht die eignen Arme wund geworden sind."

„Ihr hättet wenigstens etwas Waffenartiges mitnehmen sollen," bemerkte noch Einer, „das haben wir gethan. Seht nur, einen dreifachen Lauf an der Flinte und eine Pistole im Gürtel, im Fall das Gewehr nicht losgehen sollte."

„Ja, darum habe ich auch ein gutes Taschenmesserchen mitgenommen," fiel der Erste ein, zog ein scharfgeschliffenes Messer aus dem Gürtel und spielte damit in der Hand.

„Steckt es wieder in die Scheide, Emidio," sagte der Erste, „der fremde Signor wird ja ganz blaß; er ist ein junger Mann, der so scharfe Waffen nicht leiden mag. Die ersten Schufte nehmen ihm seine Paar Scudi ab; mit uns werden sie keine so leichte Sache haben. Hört mal!" wandte sich der Bursche an mich, „gebt mir Euer Geld zur Aufbewahrung, dann könnt Ihr gewiß sein, daß es in Sicherheit ist."

„Alles, was ich habe, könnt Ihr hinnehmen," gab ich zur Antwort, des Lebens überdrüßig und durch Gram

abgestumpft, „aber eine große Summe werdet Ihr nicht erhalten.“

Es war mir klar, in welcher Gesellschaft ich mich befand; schnell griff ich in die Tasche, in welcher ich nur zwei Scudi wußte; aber zu meiner Verwunderung fand ich eine Börse darin. Ich zog sie hervor; sie war von feiner weiblicher Arbeit; ich hatte sie früher in den Händen der alten Dame bei Annunziata gesehen; sie mußte sie in den letzten Augenblicken mir in die Tasche gesteckt haben, damit ich einen Nothpfennig auf meiner unglücklichen Flucht hätte. Sie griffen alle drei nach der vollen Börse; ich schüttete den Inhalt auf den flachen Stein vor dem Feuer.

„Gold und Silber!“ riefen sie, als sie die blanken Louisd'or zwischen den Piastern glänzen sahen. „Es wäre Sünde, wenn die schönen Seelen in Räuberhände fallen sollten.“

„Tödtet mich nun,“ sagte ich, „wenn es Eure Absicht ist, dann habe ich doch ein Ende meiner Leiden!“

„**Madonná mia!**“ rief der Erste, „was denkt Ihr von uns? wir sind rechtliche Landleute von Rocca del Papa. Wir tödten keinen christlichen Bruder! Trinket einen Becher Wein mit uns und erzählt, was Euch zu dieser Reise treibt.“

„Das bleibt mein Geheimniß,“ entgegnete ich, und griff nach dem dargereichten Weine, denn meine Lippen brannten nach einem Labetrunk.

Sie flüsterten sich einige Worte ins Ohr. Der Mann mit dem breiten Hute stand nun auf, nickte den Andern traulich zu und sagte, mir spöttisch ins Gesicht lachend:

„Ihr werdet eine kalte Nacht nach dem warmen lustigen Abend haben.“ Er ging, und bald hörten wir ihn über die Campagna traben.

„Ihr wolltet ja über die Tiber?“ sagte Einer; „wenn Ihr uns nicht begleitet, werdet Ihr lange warten müssen. Setzt Euch hinten auf mein Pferd; denn hinterher an dessen Schwanz schwimmen möchtet Ihr doch wohl nicht gern wollen.“

Sicher war ich keineswegs an diesem Orte. Ich fühlte, daß meine Heimath bei den Geächteten war. Der Bursch half mir auf das starke unbändige Pferd hinauf und setzte sich selbst vor mich hin.

„Diese Stricke werde ich um Euch festmachen,“ sagte der Bursche, „sonst könntet Ihr hinabgleiten und keinen festen Boden finden.“ Nun schlang er einen Strick um meine Brust und meine Arme, und warf sie zu gleicher Zeit um sich selbst, so daß wir Rücken gegen Rücken dasaßen. Es war mir nicht möglich, eine Hand zu rühren. Langsam und mit dem Fuße prüfend ging das Pferd in den Strom hinaus, bald erreichte das Wasser den Bug und kräftig arbeitete es sich nach dem andern Ufer hinüber. Sobald wir dort angelangt waren, machte der Bursche den Strick los, der mich an ihn fesselte, doch nur, um meine Hände noch fester an den Bauchriemen zu binden.

„Ihr könntet hinabstürzen und den Hals brechen!“ sagte er. „Haltet Euch an mir fest, denn jetzt durchschneiden wir die Campagna.“

Er drückte die Füße in die Seiten des Pferdes; der Andere machte es so, wie er, und nun sprengten sie wie wohlgeübte Reiter über die große öde Ebene hin. Ich hielt mich mit Händen und Füßen fest. Der Wind spielte mit dem langen schwarzen Haare des Burschen; es flatterte mir um die Wangen. Wir fuhren an zusammengestürzten Grabmälern vorüber, ich bemerkte die zerbrochenen Wasserleitungen und den Mond, der sich blutroth am Horizonte erhob, während leichte, dünne Nebelwolken um uns schwebten.

Daß ich Bernardo getödtet hatte, von Annunziata und meiner Heimath getrennt war und, an das Pferd eines Räubers gebunden, im wilden Fluge durch die Campagna jagte — dies Alles schien mir ein Traum, ein schrecklicher Traum! Ich wünschte zu erwachen und das Schreckensbild verschwunden zu sehen. Ich drückte die Augen fest zu und fühlte nur den kalten Wind von den Gebirgen mir um die Wangen wehen.

„Nun sind wir geborgen, wie in Abraham's Schooße!" rief der Reiter, als wir die Gebirge erreichten. „Ist es nicht ein prächtiges Pferd, das wir haben? Nun es hat auch dies Jahr den Segen des heiligen Antonius erhalten; mein Bursche hatte das Thier mit Büschel und seidenen Bändern geschmückt, die Bibel wurde ihm vorgehalten und es mit Weihwasser besprengt; kein Teufel, noch böses Auge soll ihm dieses Jahr etwas anhaben können!"

Im Osten wurde es schon hell, als wir in die Gebirge hineinritten.

„Der Morgen bricht an,“ sagte der andere Reiter, „und die Helle möchte den Augen des Signors Schaden bringen; ich will ihm einen Sonnenschirm geben.“

Mit diesen Worten warf er mir ein Tuch um den Kopf und band es so fest zusammen, daß ich durchaus nichts erkennen konnte; meine Hände waren gebunden, ich war völlig ihr Gefangener, und in meinem Schmerze fügte ich mich in Alles. Ich merkte, daß wir hinaufstiegen, doch bald ging es wieder abwärts. Zweige und Gebüsche schlugen mir ins Gesicht; wir verfolgten einen durchaus ungebahnten Weg. Zuletzt mußte ich absteigen; sie führten mich, aber kein Wort wurde gesprochen; doch jetzt wurde ich durch eine enge Oeffnung eine Treppe hinab geleitet. Meine Seele war zu sehr mit sich selbst beschäftigt gewesen, um die Richtung zu bemerken, in welcher man mich in die Gebirge geführt hatte, doch sehr tief hinein konnten wir nicht gelangt sein. Erst mehrere Jahre nachher ist der Ort mir bekannt geworden. Viele Fremde haben ihn besucht und viele Maler ihn in Farben und Umrissen dargestellt. Wir waren in der Nähe des alten Tusculum. Hinter Frascati, wo der Gebirgsabhang mit Kastanienwäldern und hohen Lorbeerhecken bedeckt ist, stehen noch die Ueberreste uralter Zeit. Hoher Weißdorn und wilde Rosen sprießen zwischen den Stufen des Amphitheaters empor. An mehreren Stellen des Gebirges sind, unter dem üppigen Grase und Gehölze beinahe verborgen, tiefe Höhlen und gemauerte Gewölbe. Ueber das Thal hin erblickt man die hohen Abruzzen, welche die Sümpfe begrenzen und der ganzen Landschaft eine gewaltige

Wildheit verleihen, die hier zwischen den Ueberresten einer der uralten Städte doppelt ergreift. Durch eine der von herabhängendem Immergrün und Schlingpflanzen halbverborgenen Oeffnungen wurde ich geführt. Endlich standen wir still, ich vernahm ein leises Pfeifen und gleich darauf das Geräusch einer Fallthür, die geöffnet wurde.

Wieder stiegen wir einige Stufen hinab, da vernahm ich mehrere Stimmen; die Binde wurde von meinen Augen genommen, und ich sah mich in einem geräumigen Gewölbe; rüstig gebaute Männer in langen Schafpelzen, wie meine Begleiter, saßen Karten spielend um einen langen rohen Tisch, worauf zwei messingene Lampen mit mehreren Dochten brannten, die ihre finstern, ausdrucksvollen Gesichter stark beleuchteten. Vor ihnen stand Wein in großen Flaschen. Meine Ankunft erregte gar keine Verwunderung; mir wurde Platz am Tische gemacht, ein Becher mit Wein und ein Stück von ihrem Salami wurde mir gereicht; unterdessen sprachen sie in einer Mundart, von der ich nichts verstand, doch schien ihr Gespräch mich gar nicht anzugehen.

Ich fühlte keinen Hunger, nur einen brennenden Durst, daher trank ich von dem Weine; mein Auge glitt an den Wänden hin, ringsum gewahrte ich Gewehre und Kleidungsstücke. In der Ecke des Gewölbes befand sich eine Vertiefung; oben in derselben hingen zwei Hasen, von welchen das Fell halb abgezogen war, allein unter ihnen bemerkte ich ein Wesen anderer Art. Eine alte hagere Frau, mit einer wunderbaren, beinahe jugendlichen Haltung, spann an ihrem Handrocken Flachs; ihr silberweißes Haar hatte

sich dem gebundenen Knoten entwunden und hing über der einen Wange und an dem braungelben Halse hinab; das schwarze Auge ruhte ununterbrochen auf dem Flachsrocken. Sie war das Ebenbild einer der Parzen. Vor ihren Füßen lag eine Menge glimmender Holzkohlen, als wären diese ein magischer Kreis, der sie von dieser Welt abschnitt.

Ich blieb nicht lange mir selbst überlassen; es wurde eine Art Verhör, meinen Stand, meine Vermögensumstände und meine Familie betreffend, mit mir angestellt. Ich erklärte ihnen, daß sie schon Alles, was ich besäße, genommen hätten, daß Niemand in Rom, wenn sie Lösegeld für mich verlangen wollten, auch nur einen Scudo hergeben würde, daß ich ein armer Vogel sei, der lange mit dem Gedanken umgegangen wäre, nach Neapel zu gehen, um mein Talent als Improvisator geltend zu machen. Ich verbarg den eigentlichen Grund meiner Flucht, den unvorhergesehenen Schuß, nicht, doch ohne die näheren Umstände anzugeben. „Das einzige Lösegeld, das Ihr für mich erhalten könnt,“ fügte ich hinzu, „ist das, was die Gerichte Euch geben werden, wenn Ihr mich ausliefert. Thut es! Für den Augenblick wünsche ich selbst nichts Besseres.“

„Das ist ein lustiger Wunsch!“ sagte Einer der Männer. „Ihr habt doch wohl in Rom ein Dirnchen, die ihre goldenen Ohrglocken für Eure Freiheit giebt. Ihr könnt noch dahin gelangen, in Neapel zu improvisiren. Wir sind die rechten, Euch über die Grenze zu schaffen! Aber soll das Lösegeld Handgeld auf gute Brüderschaft sein, so ist bereits hier meine Hand. Ihr seid unter ehrliche Leute

gerathen, müßt Ihr wissen! Allein schlaft nun und denkt ruhig nach, hier ist das Bett; und Ihr sollt auch eine Decke erhalten, die Wintersturm und Siroccoregen ausgehalten hat: meinen braunen Mantel dort an dem Haken."

Er warf mir ihn zu, zeigte auf die Strohmatte am Ende des Tisches und verließ mich, das albanische Volkslied: „**discendi, o mia Bettina!**" anstimmend.

Ich warf mich auf das Lager, ohne Ruhe zu erwarten. Die letzten Begebenheiten schwebten mir als Schreckensbilder vor, doch fiel mein Auge zu; meine körperlichen Kräfte waren erschöpft; ich schlief fest und tief den ganzen Tag.

Als ich wieder erwachte, fühlte ich mich ungemein gestärkt. Alles, was meine Seele erschüttert hatte, erschien mir wie ein Traum, aber der Ort, wo ich mich befand, und die düsteren Gesichter ringsum sagten mir bald, daß meine Erinnerungen nur zu wirklich waren.

Ein Fremder, mit Pistolen im Gürtel und den langen grauen Mantel lose über die Schulter geworfen, saß rittlings auf der Bank in tiefem Gespräch mit den andern Räubern. In der Ecke des Gewölbes saß noch immer die alte mulattenfarbige Frau und spann an ihrem Flachsrocken, unbeweglich wie früher, ein auf dunklem Grunde gemaltes Bild. Frische Holzkohlen lagen auf den steinernen Fliesen, Wärme verbreitend, vor ihr.

„Der Schuß ist durch die Seite gegangen," hörte ich den Fremden erzählen, „etwas Blut hat er verloren, aber in einem Monat ist er wieder hergestellt."

„Ei, Signore!" rief mein Reiter, als er mich wieder

erwacht sah, „ein zwölfstündiger Schlaf ist ein gutes Kopfkissen! Nun, Gregorio bringt Neuigkeiten aus Rom, die Euch gewiß erfreuen werden. Ihr habt dem hohen Senate arg auf die Schleppe getreten. — Ja, Ihr seid es! Alle Umstände treffen zusammen. Ihr habt dem Brudersſohne des Senators auf den Pelz geschossen. Das war ein verwegener Schuß!"

„Ist er todt?" waren die einzigen Worte, die ich hervorstammeln konnte.

„Nein, nicht so ganz," nahm der Fremde das Wort; „auch stirbt er wohl diesmal nicht. Wenigstens will es der Arzt wissen. Die fremde schöne Signora, die wie eine Nachtigall singt, hat die ganze Nacht an seinem Bette gewacht, bis der Arzt ihr versicherte, daß sie ruhig sein könnte und daß keine Gefahr vorhanden wäre."

„Ihr habt fehlgeschossen," versetzte der Andere, „sowohl nach seinem, als nach ihrem Herzen. Laßt die Vögel fliegen, sie machen ein Paar aus, und bleibt bei uns! Unser Leben ist lustig und frei; ein kleiner Fürst könnt Ihr werden, und die Gefahr dabei ist nicht größer, als die, welche an jeder Krone hängt. Wein sollt Ihr haben, Abenteuer und schöne Mädchen in Fülle für das Eine, das Euch entging. Es ist besser, das Leben in einem lustigen Zuge auszutrinken, als es tropfenweise hinunter zu schlürfen."

„Bernardo lebt! ich bin sein Mörder nicht!" Der Gedanke goß neues Leben in meine Seele, aber den Schmerz wegen Annunziata vermochte er doch nicht zu lindern. Ruhig und entschlossen erklärte ich dem Manne, daß er mit mir

thun möchte, was er wollte; jedoch verböten mir meine Natur, meine Erziehung und Ansichten, in irgend ein anderes Verhältniß, als das, welches der Zufall über mich verhängt hatte, mit ihm zu treten.

„Sechshundert Scudi ist die kleinste Summe, die Euch befreien kann!“ sagte der Mann mit finsterm Ernst. „Treffen sie nicht in sechs Tagen ein, so gehört Ihr uns, lebendig oder todt. Euer hübsches Gesicht und mein Wohlwollen helfen Euch nicht. Ohne sechshundert Scudi habt Ihr nur die Wahl zwischen Brüderschaft mit uns oder mit den Vielen, die unten im Brunnen in brüderlicher Umarmung ausruhen. Schreibt an Euren Freund oder an die schöne Signora. Im Grunde müssen sie ja Beide Euch dankbar sein, weil Ihr eine Erklärung zwischen ihnen herbeigeführt habt. Sie bezahlen gewiß gern die elende Summe für Euch! So wohlfeil ist noch Niemand aus unserm Gasthofe zurückgekehrt. Bedenket nur,“ fuhr er lachend fort: „Ihr habt freie Beförderung bis hieher gehabt, und nun Kost und Nachtlager sechs Tage hindurch! Niemand kann sagen, daß dies unbillig ist.“

Meine Antwort blieb dieselbe.

„Trotzkopf! das gefällt mir von Dir!“ fuhr er fort, „und dabei bleibe ich, selbst indem ich Dir eine Kugel durchs Herz schieße. Unser rasches Leben muß doch billig eine jugendliche Seele hinreißen, und Du, der Du Dichter, Improvisator bist, läßt Dich nicht von unserm kühnen Flug hinreißen! Wenn ich Dir nun zumuthe, die stolze Kraft zwischen den Felsen zu besingen, müßtest

Du denn nicht das Leben preisen und erheben, das Du jetzt herabzuwürdigen scheinst? Leere den Becher und laß uns Deine Kunst hören, darstellen sollst Du uns, was ich so eben erwähnte, die stolze Kraft, so wie die Gebirge sie sehen, und thust Du das als Meister, so füge ich Deiner Frist noch einen Tag hinzu."

Er reichte mir eine an der Wand hängende Guitarre. Die Räuber schaarten, mit Aufforderungen zu singen, sich um mich zusammen.

Ich sann einige Augenblicke nach. — Den Wald, die Felsen sollte ich besingen, der ich fast nie in ihrer Mitte gewesen war. Meine Wanderung der vorhergehenden Nacht war ja mit verbundenen Augen geschehen, und während meines Aufenthalts in Rom hatte ich nur den Pinienwald in der Villa Borghese und der Villa Pamfili besucht. Die Gebirge hatten mich wohl als einen kleinen Jungen beschäftigt, doch nur von Domenica's Hütte aus gesehen; das einzige Mal, das ich unter ihnen gewesen, war auf jener unglücklichen Reise zum Blumenfeste in Genzano. Die Dunkelheit und Stille des Waldes lag in dem Bilde, das mein Gedächtniß von der Wanderung unter den hohen Platanen an dem Nemi-See, wo wir an jenem Abend Kränze wanden, in sich trug. Ich sah Alles wieder und Ideen regten sich in meiner Seele. In einem Moment bewegten sich alle diese Bilder, zu deren bloßer Erwähnung ich die doppelte Zeit brauchte, vor meiner Phantasie. Ich griff einige Accorde, und der Gedanke wurde Rede, die Rede wogende Verse; ich schilderte den tiefen, vom Wald

begrenzten See, den Felsen, der hoch über ihm in die Wolken sich erhebt. „Im Neste des Adlers saß die Adlermutter und lehrte den Jungen die Kraft der Flügel, übte den stolzen Blick derselben, indem sie ihnen gebot in die Sonne zu schauen. Ihr seid die Könige der Vögel, belehrte sie sie, scharf ist euer Auge, scharf die Klaue; flieget hinaus von eurer Mutter; mein Blick wird euch folgen und singen wird mein Herz, wie die Zunge des Schwans, wenn der Tod ihn küßt, besingen werde ich die stolze Kraft! Und die Jungen flogen aus dem Neste, der Eine nur zum nächsten Felsengipfel, und saß still, das Auge gegen die Strahlen der Sonne gerichtet, als wollte er ihre Flamme trinken, da, während der Andere sich dreist hoch über die Wälder und den tiefliegenden See in großen Kreisen schwang. Die Wasserfläche war ein Spiegel des umkränzenden Waldes und des blauen Himmels. Unten stand ein ungeheurer Fisch still, als wäre er ein Schilfrohr, das auf der Seefläche lag. Wie ein Blitzstrahl fuhr der Adler auf seine Beute nieder, bohrte die scharfe Klaue in seinen Rücken, und das Herz der Mutter bebte vor Freude. Aber Fisch und Adler waren von gleicher Stärke. Die scharfe Klaue war zu tief eingedrungen, um gleich wieder sich losreißen zu können, und ein Kampf begann, bei dem der windstille See in gewaltigen Ringen bebte; einen Augenblick hindurch wurde Alles ruhig, die großen Schwingen lagen auf dem Wasser, wie die Blätter der Lotus-Blume; da schlugen sie sich in die Höhe, es erklang ein Krachen; der eine Flügel sank hinunter, während der andere den See

zu Schaum peitschte und verschwand — Fisch und Vogel versanken in die Tiefe; da stieß die Mutter ein Jammergeschrei aus und richtete das Auge dann wieder auf den zweiten Sohn, der oben auf dem Felsen geruht hatte — er war nicht mehr da; aber hoch gegen die Sonne hinauf sah sie einen rabenschwarzen Punkt immer steigend in ihren Strahlen verschwinden, und ihr Herz bebte vor Wonne, und sie besang die stolze Kraft, die nur durch das hohe Ziel ihres Strebens groß wird."

Mein Gesang war zu Ende. Lautes Beifallklatschen begrüßte mich, allein mein Auge ruhete fest auf dem alten Weibe in der Ecke; ich hatte ja bemerkt, wie sie in der Mitte meines Gesanges den Handrocken sinken ließ, den finstern scharfen Blick auf mich heftete, wodurch mir eben schien, als wiederholte sich der Auftritt, den ich als Kind erlebt hatte; jetzt erhob sie sich, und mit raschen Schritten zu mir hintretend rief sie:

„Du hast Dein Lösegeld ersungen, der Klang der Töne ist stärker, als der des Goldes. Ich habe den Stern des Glücks in Deinem Auge gesehen, als Fisch und Vogel sterbend in den tiefen Grund hinunter tauchten. Fliege auf die Sonne los, mein kühner Adler; die Alte sitzet im Neste und erfreuet sich Deines Fluges. Niemand darf Deinen Flügel binden!"

„Weise Fulvia!" fragte der Räuber, der mich zum Improvisiren aufgefordert hatte und nun mit einem sonderbaren Ernst sich vor der Alten fast verneigte: „Kennst Du diesen Signor? hast Du ihn früher improvisiren gehört?"

„Ich habe den Stern in seinem Auge gesehen!“ sagte sie, „den unsterblichen Glanz, der die Kinder des Glücks umstrahlt, gesehen! Er wand seinen Kranz, er soll einen schöneren winden, aber mit ungebundenen Händen. In sechs Tagen denkst Du meinen jungen Adler niederzuschießen, weil er seine Kralle in den Rücken des Fisches nicht bohren will! Sechs Tage soll er im Neste hier ausruhen und dann gegen die Sonne fliegen.“

Jetzt öffnete sie einen kleinen Schrank an der Wand, nahm ein Blatt Papier heraus und wollte schreiben.

„Die Dinte ist hart, wie die trockne Felsenwand,“ sagte sie, „allein Du hast gewiß des schwarzen Nasses genug, Cosmo, ritze Dir in die Hand; die alte Fulvia denkt auch an Dein Glück.“

Schweigend faßte der Räuber sein Messer, ritzte sich leicht die Haut und benetzte die Feder mit dem Blute. Die Alte reichte sie mir hin und gebot mir nur die Worte: „ich gehe nach Neapel,“ zu schreiben. „Nun Deinen Namen darunter,“ versetzte sie, „das ist ein päpstliches Siegel!“

„Wozu wird das führen?“ hörte ich einen der Jüngern halb leise murmeln, indem er einen unwilligen Blick auf die Alte warf.

„Erhält der Wurm Sprache?“ sagte sie. „Hüte Dich vor dem breiten Fuß, der Dich zertritt!“

„Wir glauben an Deine Klugheit, weise Mutter,“ versetzte ein Aelterer. „Dein Wille ist die Monstranz des Segens und des Glückes!“

Es wurde nicht mehr gesprochen. Die heitere Stimmung kehrte aufs neue zurück; die Weinflasche ging herum. Traulich klopfte man mir auf die Schulter, gab mir das beste Stück des aufgetragenen Wildprets. Man aß, allein die Alte saß unverändert wie vorher und spann an ihrem Handrocken, während der junge Räuber frische Kohlen zu ihren Füßen hinlegte und sagte: „Es friert Dich, alte Mutter!“

Aus ihrer Rede, aus dem ausgesprochenen Namen erkannte ich nun, daß sie dieselbe war, die mir als Kind gewahrsagt hatte, als ich mit meiner Mutter und Mariuccia Kränze am See von Nemi band. Ich fühlte, daß mein Schicksal in ihrer Hand liege. „Ich gehe nach Neapel,“ hatte sie mich schreiben lassen. Das war freilich mein Wunsch, aber wie sollte ich ohne Paß über die Grenze kommen? Wie sollte in dieser fremden Stadt, wo ich niemand kannte, meine Zukunft sich gestalten? Aus dem Nachbarstaat geflüchtet, wagte ich nicht als Improvisator aufzutreten. Aber meine Sprachkenntnisse und ein unerklärliches kindliches Zutrauen zur Madonna stärkten meine Seele, selbst der Gedanke an Annunziata, der in eine sonderbare Wehmuth überging, wehte meiner Seele eine Ruhe zu, eine Ruhe, wie die des Schiffers, wenn sein Schiff gesunken ist und er allein in dem kleinen Boote einer unbekannten Küste zutreibt.

Ein Tag verging nach dem andern. Die Männer kamen und gingen, selbst Fulvia blieb einen ganzen Tag aus und ich blieb in der Höhle mit einem der Räuber allein.

Dieser war ein junger Mann von ein und zwanzig Jahren, unedlen Zügen, jedoch mit einem wundersam schwermüthigen Blicke, der oft in Wildheit ausartete, und ein schönes, lang über die Schultern herabhängendes Haar bezeichnete sein Aeußeres. Lange saß er schweigend da, das Haupt auf den Arm gelehnt, da wandte er sich zu mir: „Du kannst lesen," sagte er — „lies mir ein Gebet aus diesem Buche vor," und nun zog er ein kleines Gebetbuch heraus. Ich las, und die inbrünstigste Andacht leuchtete aus seinen großen dunkeln Augen.

„Warum willst Du uns verlassen?" fragte er, mir die Hand gutmüthig reichend. „Meineid und Falschheit wohnen in der Stadt, wie in den Wäldern, aber der Wald hat doch frische Luft und weniger Menschen."

So entstand eine Art Vertraulichkeit zwischen uns, ich schauderte vor seiner Wildheit, aber sein Unglück rührte mich.

„Du kennst wohl die Sage von dem Fürsten von Savelli," — fragte er — „von der lustigen Hochzeit in Ariccia? Es war ja nur ein geringer Bauer und ein armes Mädchen; aber schön war sie und die Hochzeit ging vor sich. Der reiche Herr von Savelli beehrte die Braut mit einem Tanz und forderte sie auf, ihn im Garten zu erwarten. Aber sie verrieth dieses ihrem Bräutigam, der ihren Anzug und Brautschleier anlegte und sich an ihrer Stelle einfand. Als nun der Graf sie an seine Brust drücken wollte, fuhr der Dolch in sein adliges Herz. — Ich habe einen Grafen und auch einen Bräutigam, wie diesen, gekannt, aber die Braut war nicht so aufrichtig;

der Graf feierte die Brautnacht und der Bräutigam mit ihr das Grabesfest. Ihre Brust glänzte wie Schnee, als das blanke Messer den Weg zu ihrem Herzen fand."

Ich sah ihm schweigend ins Auge; es gebrach mir an Worten, ihm mein Mitgefühl zu äußern.

„Du glaubst, daß ich nie die Liebe gekannt, nie, wie die Biene, von dem duftenden Kelch getrunken habe?" — versetzte er. — „Es zog eine vornehme englische Dame nach Neapel; ein schönes Mädchen, Gesundheit in den Wangen, Feuer im Auge, begleitete sie. Die Gefährten zwangen sie alle, aus dem Wagen zu steigen und sich während der Plünderung schweigend auf die Erde niederzulegen. Die beiden Weiber und einen jungen Mann, den Liebenden und Geliebten, wie ich glaube, führten wir in die Gebirge hinauf, ihn banden wir an einen Baum, das junge Mädchen war schön, war Braut, — ich konnte auch ein Fürst von Savelli sein. — Als später das Lösegeld für die drei ankam, waren die rothen Wangen des Mädchens fort, das Auge braunte nicht so durchdringend mehr, es rührte von dem vielen Schatten zwischen den Gebirgen her." — Ich wandte mich von ihm ab; halb entschuldigend fügte er hinzu: „Das Mädchen war Protestantin, keine Christin, eine Tochter des Satans."

Eine Weile saßen wir schweigend. „Lies mir noch ein Gebet vor," bat er, und ich las.

Gegen Abend kam Fulvia zurück. Sie reichte mir einen Brief, gestattete mir aber nicht, ihn zu lesen. —

„Die Gebirge haben ihre Nebelkappe aufgesetzt!" sprach

sie. „Es ist Zeit hinauszufliegen. Iß und trink', wir haben einen weiten Weg vor uns und es wachsen keine Pagnotten*) auf dem nackten Felsenpfade."

Der junge Räuber stellte in der Eile Essen auf den Tisch, von dem ich zu mir nahm, und nun warf Fulvia einen Mantel um ihre Schultern und zog mich schnell durch finstre ausgehöhlte Gänge mit sich fort.

„Im Briefe liegen Deine Schwingen," — sagte sie, „kein Grenz-Soldat soll Dir eine Feder krümmen, mein junger Adler. Die Wünschelruthe liegt auch dabei, die Dir Gold und Silber verleihen wird, bis Du Dir eigne Schätze heraufgeholt hast."

Mit den nackten hagern Armen zertheilte sie nun den Epheu, der, wie ein Vorhang, vor dem Eingange der Höhle herabhing. — Außer derselben war schon dunkle Nacht; ein feuchter Nebel hüllte die Gebirge ein. Ich hielt mich an ihrem Kleide fest; kaum vermochte ich, ihrem raschen Schritte auf dem gebahnten Pfade im Dunkeln zu folgen, — wie ein Geist schritt sie vorwärts; Gebüsche und Hecken wichen zu beiden Seiten zurück.

Unsere Wanderung hatte schon einige Stunden gedauert; wir befanden uns in einem engen Thale zwischen den Gebirgen. Es lag eine Strohhütte, wie man sie in den Sümpfen findet, vor uns, ohne Wände, das Dach von Rohr und Stroh reichte bis zur Erde nieder. Der Lichtschein drang uns durch einen Riß in der niedrigen Thür

*) Kleine Brote.

entgegen. Wir traten ein und befanden uns wie in einem großen Bienenkorbe; aber alles ringsum war von dem Rauche, der nur durch die niedrige Thür einen Ausgang hatte, ganz schwarz. Pfähle und Balken, das Rohr selbst war von Ruß glänzend. Mitten auf dem Fußboden war eine gemauerte Erhöhung von der Länge einiger Ellen und ungefähr halb so breit; hier lagen Kohlen und Asche, hier wurde das Essen gekocht und von hier aus die Hütte erwärmt. — Weiter zurück befand sich eine Oeffnung in der Wand oder richtiger im Dache, welche zu einer kleinern Hütte führte, die mit der größern, so wie die kleinere Zwiebel an der Mutter anwächst, zusammenhing. — Drinnen lagen ein Weib und einige Kinder, alle schlafend. — Ein Esel streckte den Kopf über ihnen hervor und gaffte uns an. Ein Mann bei Jahren, beinahe nackt, nur mit zerrissenen Hosen von Ziegenfell um die Hüften, kam uns entgegen. Er küßte Fulvien die Hand, und ohne ein Wort zu wechseln warf er seinen wollenen Pelz über die nackten Schultern, zog den Esel heraus und winkte mir aufzusteigen.

„Das Pferd des Glücks wird besser traben, als der Esel der Campagna,“ sagte Fulvia.

Der Bauer zog darauf den Esel mit mir aus der Hütte. Mein Herz war tief von Dankbarkeit gegen die seltsame Alte bewegt, ich neigte mich, um ihre Hand zu küssen; allein sie schüttelte den Kopf und strich die Haare von meiner Stirn zurück; ich empfand darauf ihren kalten Kuß, sah sie noch einmal mit der Hand winken, und Zweige und Hecken kamen zwischen uns. Der Bauer gab dem Esel die

Peitsche und lief dann mit ihm um die Wette den Pfad hinauf. — Ich sprach zu ihm, er stieß einen schwachen Laut aus und gab mir durch Zeichen zu verstehen, daß er stumm sei. — Meine Neugierde, den Brief zu lesen, den mir Fulvia mitgegeben, ließ mir keinen Augenblick Ruhe; ich nahm ihn hervor und öffnete ihn. Es waren mehrere Papiere in dem Umschlage, allein die Finsterniß gestattete mir nicht, auch nur ein Wort herauszubringen, wie sehr ich auch meine Augen anstrengte.

Als der Morgen dämmerte, waren wir auf dem Rücken des Gebirges, der nur den nackten Granit mit einzelnen Schlingpflanzen und der graugrünen, duftenden Artemisia darbot. Der Himmel war klar, mit leuchtenden Sternen besäet, eine schwimmende Wolkenwelt lag unter uns, es waren die Sümpfe, die sich von dem Albanergebirge, zwischen Velletri und Terracina, von den Abruzzen und dem Mittelmeere begrenzt, hinstrecken. Die niedrigen wogenden Nebelwolken glänzten unter uns, und bald gewahrte ich, wie der unendliche blaue Himmel ins Lila und darauf in das reinste Rosenroth hinüberging, die Gebirge selbst wurden wie hellblauer Sammet; ich war von der Pracht der Farben geblendet. Der Gebirgsabhang erschien wie eine Flamme, die wie ein Stern auf dem hellen Grunde strahlte. — Meine Hände falteten sich zum Gebet, mein Herz beugte sich vor Gott in der großen Kirche der Natur und betete still: „Es geschehe dein Wille.“

Das Tageslicht war jetzt so stark geworden, daß ich sehen konnte, was der Brief umschloß; es war ein Paß

auf meinen eignen Namen, von der römischen Polizei ausgefertigt und von dem neapolitanischen Gesandten visirt, neben demselben lag ein Wechsel von 500 Scudi auf das Haus Falconet in Neapel. Ein Zettelchen enthielt nur die Worte: „Bernardo's Leben ist außer Gefahr, kommt aber in den ersten Monaten nicht nach Rom.“

Fulvia hatte Recht gehabt; hier waren Flügel und Wünschelruthe. Ich war frei; ein Seufzer der Dankbarkeit entstieg meinem Herzen. Bald erreichten wir einen mehr gebahnten Weg. Hier saßen einige Hirten bei ihrem Frühstück. — Mein Führer machte Halt. Sie schienen ihn zu kennen, er bediente sich der Fingersprache, worauf sie uns einluden, Theil an ihrer Mahlzeit zu nehmen, die aus Brot und Büffelkäse bestand, wozu sie Eselsmilch tranken. Ich genoß einige Bissen und fühlte mich dadurch gestärkt. Nun zeigte mir mein Führer einen Pfad, und die Andern erklärten mir, daß er das Gebirge hinab, die Sümpfe entlang nach Terracina führte, das ich noch vor Abend erreichen könnte. Ich sollte diesem Pfade, links von den Gebirgen, nur immerfort folgen, dann würde er nach Verlauf einiger Stunden zu einem langen Canale führen, der von den Gebirgen nach der großen Landstraße lief, deren Bäume ich bald, wenn die Nebel verdünsteten, sehen würde. — Dem Canale folgend würde ich, unweit des öden Klosters, wo jetzt eine Wirthschaft sich befindet, die torre di tre ponti genannt wird, auf die Landstraße kommen.

Gern hätte ich meinem Führer ein kleines Geschenk

gegeben; allein ich hatte gar nichts! Da fiel es mir ein, daß ich doch noch zwei Scudi hätte, die sich in meiner Tasche befanden, als ich Rom verließ; ich hatte ja nur die Börse mit dem mir als Nothschilling zugesteckten Gelde hingegeben. Zwei Scudi waren also in diesem Augenblicke meine ganze Baarschaft. Den einen bestimmte ich meinem Führer, den andern mußte ich zu meinen Bedürfnissen bis Neapel behalten, wo ich erst von meinem Wechsel Gebrauch machen konnte. Ich griff in die Tasche, aber mein Suchen war vergebens; man hatte mir schon lange mein kleines Eigenthum geraubt. Ich hatte gar nichts! So lös'te ich denn mein seidenes Tuch, das ich um den Hals trug, von diesem ab, gab es dem Manne, reichte den Uebrigen die Hand und schlug allein den Pfad ein, der nach den Sümpfen führte.

XV.

Die pontinischen Sümpfe. Terracina. Ein alter Bekannter. Fra Diavolo's Vaterstadt. Der Orangen-Garten bei Molo di Gaeta. Die neapolitanische Signora. Neapel.

Viele denken sich die pontinischen Sümpfe nur als einen moorigen Grund, eine öde Strecke mit stillstehendem, schlammigem Wasser, einen zur Durchwanderung traurigen Weg. Im Gegentheil! Die Sümpfe haben viele Verwandtschaft mit der reichen lombardischen Ebene, ja sie sind sogar fruchtbarer; Gras und Kräuter wachsen hier mit einer Ueppigkeit und Saftigkeit, welche Nord-Italien nicht aufweisen kann.

Auch kann kein Weg trefflicher sein, als der, welcher durch die Sümpfe führt. Wie auf einer Spiegelbahn rollen die Wagen durch die lange Linden-Allee hin, deren dichte Zweige gegen die versengenden Strahlen schützen. Zu beiden Seiten erstreckt sich die unendliche Ebene mit ihrem hohen Grase und ihren grünen frischen Sumpfgewächsen. Canäle durchkreuzen sich und nehmen das Wasser auf, das ringsum gleich Teichen und Seen mit Rohr und der breitblättrigen Wasserlilie bedeckt dasteht. Zur linken Hand, wenn man von Rom her kommt, erstrecken sich die hohen Abruzzen mit mehreren kleinen Städten, die wie Gebirgs-

schlösser mit ihren weißen Mauern von den grauen Felsen herabglänzen, rechts die grüne Ebene gegen das Meer hin, wo das jetzige Vorgebirge Circello sich erhebt (ehemals Circe's Insel, wo die Sage Ulysses landen ließ).

So wie ich fortging, lös'te sich der Nebel auf, der über der grünen Fläche schwebte, wo die Canäle, wie Leinewand auf einer Bleiche, glänzten. Die Sonne brannte mit Sommerwärme, obgleich es in den letzten Tagen des Februar war. Heerden von Büffeln gingen in dem hohen Grase. Ein Haufen Pferde lief wild umher und schlug mit den Hinterfüßen aus, so daß das Wasser um sie her emporspritzte. Ihre kühnen Stellungen, ausgelassenen Sprünge und ihr Umhertummeln konnten ein würdiges Studium für einen Thiermaler sein. Links bemerkte ich eine schwarze ungeheure Rauchsäule, die von dem großen Scheiterhaufen herrührte, den die Hirten angezündet hatten, um die Luft in der Nähe ihrer Hütten zu reinigen. Mir begegnete ein Bauer, dessen bleichgelbes, kränkliches Aussehen der kräftigen Fruchtbarkeit, welche die Sümpfe darboten, widersprach; wie ein dem Grabe entstiegener Todter ritt er auf seinem schwarzen Pferde und hielt eine Art Lanze in der Hand, mit welcher er die Büffel zusammentrieb, die in dem moorigen Schlamme wateten. Einige legten sich ganz darin nieder und steckten nur den schwarzen, häßlichen Kopf mit den bösen Augen hervor. Die einzelnen drei bis vier Stockwerk hohen dicht an der Landstraße errichteten Posthäuser waren mit einem fetten, graugrünen Schimmel ganz bedeckt. Gebäude, wie Menschen, trugen das Gepräge des

Anhauchs der Verwesung, was mit der reichen Ueppigkeit rings umher, dem frischen Grün und dem warmen Sonnenscheine in seltsamem Contraste stand.

Meine kranke Seele ließ mich in der Natur hier ein Bild des falschen Glücks des Lebens gewahren; so betrachtet beinahe immer der Mensch die Welt durch die Brille der Empfindung, und sie steht bald schwarz, bald purpurfarben da, zufolge der Farbe des Glases, wodurch er sie sieht.

Ungefähr eine Stunde vor dem Ave Maria hatte ich die Sümpfe hinter mir; die Gebirge mit ihren gelben Felsenmassen rückten immer näher, und dicht vor mir stand Terracina in der reichen hesperischen Natur. Drei hohe Palmen mit ihrer Frucht standen unweit des Wegs; die großen Obstgärten, den Gebirgsabhang hinauf, schienen ein großer grüner Teppich mit Millionen goldner Punkte. Citronen und Apfelsinen drückten die Zweige zur Erde nieder. Vor einem Bauerhause am Wege lagen eine Menge herabgefallener, in einen Haufen gesammelter Citronen, als wären es herabgeschüttelte Kastanien. Rosmarin und wilde dunkelrothe Levkojen wechselten üppig in den Felsenklüften hoch oben in der Nähe des Gipfels des Felsens, wo die prächtigen Ueberreste der Burg des Ostgothen-Königs Theodorich lagen und die Stadt nebst der ganzen Gegend überschauten.

Mein Auge war von dem schönen Gemälde geblendet; still träumend ging ich nach Terracina hinein. Da lag vor meinen Blicken das Meer; zum ersten Mal erblickte ich es, das wunderschöne Mittelmeer. Es war der Himmel selbst

in dem reinsten Ultramarin, der wie eine ungeheure Ebene ausgespannt vor mir da lag. Weit, weit in der Ferne erblickte ich Inseln, wie schwimmende Wolken in der schönsten Lila-Farbe; ich erblickte den Vesuv, wo die schwarze Rauchsäule am Horizonte ins Bläuliche überging. Die Meeresfläche erschien durchaus windstill; doch gegen das Ufer, wo ich stand, schlugen die langen Brandungen so blau, so klar, wie der Aether selbst, und erklangen wie Donner zwischen den Gebirgen.

Mein Auge war wie mein Fuß gefesselt; meine ganze Seele athmete Entzücken. Es war, als würde alles Körperliche in mir zu Geist, worin Herz und Blut sich auflös'ten, um zwischen diesen beiden Himmeln, dem unendlichen Meere und dem Himmel darüber, dahinschweben zu können. Die Thränen rannen mir die Wangen hinab, ich mußte weinen wie ein Kind.

Unweit der Stelle, wo ich stand, erhob sich ein großes weißes Gebäude; die Brandung schlug an den Grund, auf welchem es errichtet war. Das untere Stockwerk desselben, gegen die Straße, bestand aus einer großen Bogenhalle, innerhalb welcher die Wagen der Reisenden standen. Das war der Gasthof von Terracina, der größte und schönste auf dem ganzen Weg zwischen Rom und Neapel.

Peitschenknall hallte von der Felsenwand wieder, ein zugemachter Wagen mit vier Pferden rollte vor den Gasthof. Bewaffnete Diener saßen auf dem Sitze hinter dem Wagenkasten; ein bleicher, hagerer Herr, in einen großen bunten Schlafrock gehüllt, streckte sich in demselben. Der

Postillon stieg herab, knallte noch ein paar Mal mit der langen Peitsche, und frische Pferde wurden vorgespannt. Der Fremde wollte weiter, da er aber Escorte über die Gebirge verlangte, wo Fra Diavolo und Cesari dreiste Nachkommen hatten, mußte er eine Viertelstunde warten, und nun schalt er halb auf englisch, halb auf italienisch über die Trägheit des Volks, über alle die Leiden und Plagen, welche der Fremde erdulden müßte, machte zuletzt aus seinem Taschentuche eine Nachtmütze, setzte sie auf, warf sich in einen Winkel der Kutsche, schloß die Augen und schien sich in sein Schicksal zu ergeben.

Ich erfuhr, daß er ein Engländer sei, der in zehn Tagen bereits das nördliche und das mittlere Italien durchreist hatte, während dieser Zeit mit diesen Ländern bekannt geworden war, Rom in einem Tage besehen hatte und jetzt nach Neapel wollte, um den Vesuv zu besteigen, und dann mit dem Dampfschiff nach Marseille, um auch das südliche Frankreich kennen zu lernen, welches er aber in noch kürzerer Zeit abzumachen hoffte. Endlich erschienen acht wohlbewaffnete Reiter, der Postillon knallte und Wagen und Reiter verschwanden durch das Thor an dem großen gelben Felsen.

„Mit seiner ganzen Escorte und allen seinen Waffen ist er doch nicht so sicher, wie meine Fremden,“ sagte ein vierschrötiges Kerlchen, das mit seiner Peitsche knallte. „Die Engländer müssen große Liebhaber vom Fahren sein, immer geht's im Galopp. Es sind mir wunderliche Vögel! Santa Filomena di Napoli!“

„Habt Ihr viele Fremde in Eurem Wagen?“ fragte ich.

„Ein Herz in jeder Ecke,“ gab er zur Antwort. „Seht Ihr, das macht vier Leute aus! allein im Cabriolet ist nur einer. Denkt Signor Napoli zu sehen, so könnt Ihr übermorgen, während die Sonne Sant' Elmo noch bescheint, dort sein.“

Wir wurden bald einig, und ich wurde so der Verlegenheit entrissen, in welche mein völliger Mangel an baarem Gelde mich versetzt hatte. *)

„Handgeld wollen Sie doch wohl nehmen, Signor?“ fragte der Vetturino, ein Fünf-Paul-Stück zwischen den Fingern mir hinhaltend.

„Besorge mir einen Platz am Tische und ein gutes Bett,“ erwiederte ich. „Morgen fahren wir also?“

„Ja, wenn es Sant' Antonio und meinen Pferden beliebt,“ rief er, „geht's um drei Uhr fort. Morgen ist unser schwerster Tag, wir müssen zwei Mal in die Dogana und drei Mal in die Papiere eingeschrieben werden.“ Mit diesen Worten verließ er mich freundlich grüßend.

Mir wurde ein Zimmer nach dem Meere zu angewiesen, wo der frische Wind wehte und die langen Brandungen mit Geräusch anschlugen, ein von der Campagna ganz verschiedenes Bild, und dennoch brachte die große Ausdehnung meine Gedanken auf die Heimath und auf die alte Domenica. Es betrübte mich, daß ich sie nicht fleißig genug besucht

*) Wenn man mit einem Vetturino reist, bezahlt man nicht voraus, er sorgt im Gegentheil, nach geschlossenem Accord, noch für Nachtlager und Zehrung auf der ganzen Reise.

hatte; sie liebte mich von ganzem Herzen und war gewiß die Einzige, die es that. Eccellenza, ja Francesca liebten mich zwar auch, allein ihre Liebe war von einer ganz eigenen Art. Wohlthaten verknüpften uns mit einander, und wo diese nicht vergolten werden können, bleibt immer zwischen Geber und Empfänger eine Kluft, welche Tage und Jahre mit den Schlingpflanzen der Ergebenheit zwar bedecken, aber nie ausfüllen können. Ich dachte an Bernardo und Annunziata — meine Lippen spürten den Geschmack salziger Tropfen, sie rührten von dem Auge her oder vielleicht von der See unter mir — die Brandung spritzte ja hoch an den Mauern hinauf.

Am folgenden Morgen, bevor es Tag war, rollte ich mit dem Vetturino und seinen Fremden von Terracina fort. An der Grenze hielten wir an; es war eben in der Morgendämmerung. Alle stiegen aus dem Wagen, während unsere Pässe durchgesehen wurden. Nun konnte ich meine Gesellschaft erst recht besehen. In dieser befand sich ein Mann von ungefähr dreißig Jahren, ziemlich blond und mit blauen Augen; er erregte meine Aufmerksamkeit; ich mußte ihn früher gesehen haben, aber wo, konnte ich mich nicht besinnen; die einzelnen Worte, die ich ihn sprechen hörte, verriethen den Ausländer.

Wir wurden ziemlich lange durch die Pässe aufgehalten, weil die meisten in fremden Sprachen waren, welche die Soldaten nicht verstanden. Der Fremde zog indessen ein Buch mit weißen Blättern hervor und skizzirte die Gegend, wo wir uns so eben befanden: die zwei hohen Thürme mit

dem Thore, durch welches die Landstraße geht, die malerischen Höhlen dicht daran und im Hintergrunde die kleine Stadt hoch oben in den Gebirgen.

Ich trat näher, und er machte mich darauf aufmerksam, wie hübsch gruppirt die Ziegen in der größeren Höhle standen. In demselben Augenblick sprangen sie in die Höhe; ein großes Reißbündel, das in einer der kleineren Oeffnungen, die nach der Höhle führten, steckte und als Thür diente, wurde hinweggezogen, und Paar für Paar hüpften die Ziegen heraus, wie die Thiere, als sie die Arche Noah's verließen. Ein ganz kleiner Bauerjunge schloß die Truppe. Sein kleiner spitzer Hut, um den ein Bindfaden geschlungen war, die zerrissenen Strümpfe und Sandalen, dazu der kurze braune Mantel, den er um sich geworfen hatte, gaben ihm ein malerisches Ansehen.

Oben über der Höhle trippelten die Ziegen zwischen den niedrigen Gebüschen. Der Junge stellte sich auf ein Felsenstück, das über die Höhle hinausragte, und betrachtete uns und den Maler, der ihn und die ganze Umgebung zeichnete.

„Maledetto!" hörten wir den Vetturino ausrufen und sahen ihn in vollem Laufe auf uns zu eilen; in einem der Pässe war etwas Unrichtiges. Eine ängstliche Empfindung sagte mir, daß es meinem Paß gelte, und das Blut stieg mir in die Wangen. Der Fremde schalt die Unwissenheit der Soldaten, die nicht lesen könnten, wie er sagte, und wir folgten nun dem Vetturino in einen der Thürme hinauf, wo wir fünf bis sechs Leute, halb über einen Tisch hinge-

streckt und in den vor ihnen ausgebreiteten Pässen buchstabirend, vorfanden.

„Wer heißt Frederik?“ fragte der Angesehenste am Tische.

„Ich!“ erwiederte der Fremde; „mein Name ist Frederik, italienisch Federigo!“

„Also Federigo Six?“

„Oh, nein! das ist der Name meines Königs, der oben auf dem Passe steht.“

„So, so!“ murmelte der Mann und las nun langsam: **Frédéric Six, par la grâce de dieu Roi de Danemarc, des Vandales, des Gothes etc.,** — „aber was ist das?“ unterbrach der Mann sich selbst; „Sie sind ein Vandale? das ist ja ein barbarisches Volk.“

„Ja,“ entgegnete der Fremde lachend, „ich bin ein Barbar, der nach Italien gekommen ist, um sich auszubilden. Unten an steht mein Name; Frederik heiße ich, so wie mein König, Frederik oder Federigo.“

„Er ist ein Engländer!“ sagte Einer der Schreibenden.

„Oh, nein! nein!“ fiel ein Anderer ein; „Du mischest alle Nationen unter einander; Du kannst ja lesen, daß er aus dem Norden ist. Er ist ein Russe.“

Federigo, Dänemark, die Namen schlugen wie Blitzstrahlen in meine Seele. Es war ja der Freund meiner Kinderjahre, der bei meiner Mutter gewohnt hatte, derselbe, mit dem ich in den Katakomben gewesen, der mir seine hübsche silberne Uhr geschenkt und die schönen Bilder gezeichnet hatte.

Der Paß war richtig, und die Grenzsoldaten sahen es doppelt ein, als er ihnen einen Paolo in die Hand drückte, damit sie uns nicht länger aufhalten möchten.

Sobald wir im Freien waren, gab ich mich ihm zu erkennen. Er war wirklich der, den ich meinte, unser dänischer Federigo, der bei meiner Mutter gewohnt hatte. Er war höchst erfreut bei unserm Wiedersehen und nannte mich noch seinen kleinen Antonio.

Wir hatten uns tausend Dinge zu fragen und mitzutheilen. Er überredete meinen bisherigen Nachbar im Cabriolet, den Platz mit ihm zu tauschen, und jetzt saßen wir neben einander; noch einmal drückte er meine Hand, lachte und scherzte.

Ich erzählte ihm in wenigen Worten meine Lebensereignisse, von der Zeit an, da ich in Domenica's Hütte war, bis dahin, wo ich Abbate wurde, machte dann einen Sprung vorwärts, ohne die letzten Begebenheiten zu berühren, und endete mit dem kurzen Bericht: „Jetzt gehe ich nach Neapel."

Er erinnerte sich recht gut des mir gegebenen Versprechens, als wir uns das letzte Mal in der Campagna sahen, mich eines Tags nach Rom abzuholen; aber kurz darauf hatte ihn ein Brief aus seinem Vaterlande genöthigt, den langen Weg nach der Heimath zu ziehen, so daß er mich nicht mehr zu sehen bekam. In der Heimath wurde seine Sehnsucht nach Italien mit jedem Jahre stärker; diese trieb ihn zum zweiten Mal hinaus.

„Und nun genieße ich Alles erst recht!" sagte er, „trinke die Luft in langen Zügen, kenne jeden Fleck Erde wieder,

den ich früher betrat. Hier winkt mir das Vaterland meines Herzens, hier sind Farben, hier sind Formen. Italien ist das Füllhorn des Segens."

Zeit und Weg flogen in Federigo's Gesellschaft schnell hin, ich merkte kaum den langen Aufenthalt bei der Dogana in Fondi. Er wußte das poetisch Schöne an jedem Gegenstande genau aufzufassen, wurde mir doppelt lieb und theuer und war meinem betrübten Herzen der beste Tröster.

„Da liegt mein schmutziges Itri!" rief er, auf die Stadt vor uns zeigend. „Du glaubst es kaum, Antonio; allein ich habe im Norden, wo die Straßen so regelmäßig, so rein, so abgemessen sind, mich sehr nach einer recht schmutzigen italienischen Stadt gesehnt; eine solche hat etwas Charakteristisches, eben etwas für einen Maler! Diese engen schmutzigen Straßen, die grauen, beschmutzten, steinernen Altane, voller Strümpfe und Hemden, die Fenster ohne Ordnung, eins oben, eins unten, einige groß, andere klein, hier eine vier bis fünf Ellen lange Treppe bis zur Thür hinauf, wo die Hausmutter mit ihrer Spindel sitzt, und dann ein Citronenbaum, mit großen gelben Früchten, über die Mauer hinausragend — ja, das kann ein Bild werden; jene cultivirten Straßen aber, wo die Häuser in Reihe und Glied wie Soldaten stehen, wo Treppen und Erker zugeschnitten werden, die taugen zu Nichts."

„Hier ist Fra Diavolo's Geburtsort!" wurde im Wagen gerufen, als wir in das enge, schmutzige Itri hineinrollten, das Federigo so malerisch schön fand. Die Stadt

liegt hoch auf einem Felsen, neben einem tiefen Abgrunde; die Hauptstraße war an den meisten Stellen nur für einen Wagen breit genug. Die mehrsten Erdgeschosse waren ohne Fenster, an ihrer Stelle gähnte ein großer breiter Thorweg, durch welchen man wie in einen düstern Keller hinabsah; überall wimmelte es von schmutzigen Kindern und Weibern. Alle streckten bettelnd die Hände aus. Die Weiber lachten, die Kinder schrien und schnitten uns Gesichter. Man wagte nicht den Kopf aus dem Wagen zu stecken, damit er nicht zwischen diesem und den vorspringenden Häusern zerschmettert werde, deren steinerne Altane an einzelnen Stellen so weit über uns hinausreichten, als führen wir durch einen Bogengang. Zu beiden Seiten waren die Wände schwarz; der Rauch bahnte sich den Weg durch die offnen Thore, die rußigen Mauern hinan.

„Welch' schöne Stadt!" rief Federigo, in die Hände klatschend.

„Eine Räuberstadt ist sie!" sagte der Vetturino, als wir außerhalb derselben waren, „die Polizei hat ja das halbe Volk zu einer ganz andern Stadt hinter den Gebirgen hinaus ziehen und andere Leute hinein bringen lassen, allein es hilft zu Nichts. Alles, was hier gepflanzt wird, keimt zu Unkraut auf. Nun, die Armen müssen ja auch leben."

Die Lage hier an der großen Landstraße zwischen Rom und Neapel ladet eben zur Räuberei ein; ringsum winkt tiefe Verborgenheit, aus den dichten Oelbaumwäldern, aus den Gebirgshöhlen, den cyklopischen Mauern und den vielen anderen Ruinen.

Federigo zeigte mir einen freistehenden, einsamen, mit Geisblatt und Schlingpflanzen überwachsenen Mauerkoloß. Es war Cicero's Grab; hier hatte der mörderische Dolch den Flüchtling getroffen, hier waren die Lippen der Beredsamkeit zu Staub geworden.

„Bei seiner Villa in Mola di Gaeta wird der Vetturino einkehren," sagte Federigo. „Das ist der beste Gasthof,. und eine Aussicht ist da, die sich mit der von Neapel messen kann."

Die Bergformation war so schön, die Vegetation so üppig! Bald rollten wir durch eine Allee von hohen Lorbeerhecken, und vor uns lag das erwähnte Hôtel. Der Cameriere stand schon, die Serviette unter dem Arme, an der breiten, mit Büsten und Blumen geschmückten Treppe unser harrend.

„Eccellenza, sind Sie es?" rief er, indem er einer etwas runden Dame aus dem Wagen half. Ich betrachtete sie; das Gesicht war hübsch, sehr hübsch, und die schwarzen Augen sagten mir sogleich, daß sie eine Neapolitanerin sei.

„Ach ja, ich bin es!" erwiederte sie. „Hier komme ich mit meinem Kammermädchen als Cicisbeo; das ist mein ganzes Gefolge; ich habe keinen einzigen meiner Diener bei mir. Was sagt Ihr zu meinem Muthe, so ganz allein von Rom nach Neapel zu reisen?"

Wie eine Leidende warf sie sich auf das Sopha, stützte die hübsche Wange auf die kleine runde Hand und begann die Speisekarte zu studiren: „**Brodetto, Cipollette, Fagioli.** — Ihr wißt, daß ich keine Suppe mag; ich bekomme ja

sonst eine Gestalt wie **castello dell'uovo.** Ein wenig **animelle dorate** und einige **finocchi** sind für mich genug; wir müssen ja doch wieder zu Tisch in Santa Agata. Ach! jetzt athme ich freier," fuhr sie fort, die Bänder an ihrer Haube aufmachend, „jetzt fühle ich meine neapolitanische Luft wehen. „**Bella Napoli!**" rief sie, riß die Thür zum Altane auf, breitete die Arme aus und trank die Luft in großen Zügen.

„Können wir schon Neapel sehen?" fragte ich.

„Noch nicht," entgegnete Federigo, „aber Hesperien, Armida's bezaubernden Garten."

Wir traten hinaus in die Loggia, die von Stein gemauert über dem Garten hing. Welche Pracht, reicher als die Phantasie sie erschaffen kann! Unter uns befand sich ein Wald von Citronen- und Apfelsinen-Bäumen, die mit Früchten überladen schienen. Die Zweige neigten sich unter ihrer goldenen Last zur Erde; riesenhohe Cypressen, wie Norditaliens Pappeln, begrenzten den Garten; sie schienen doppelt dunkel gegen das klare himmelblaue Meer, das sich hinter ihnen ausdehnte und seine Brandung über die Ueberreste uralter Bäder und Tempel, außerhalb der niedrigen Gartenmauer, hinwälzte. Schiffe und Kähne mit großen weißen Segeln schwammen in die ruhige Bucht hinein, um welche Gaeta mit seinen hohen Gebäuden sich krümmt. Ein kleiner Berg ragte über der Stadt hervor, hoch auf demselben lag eine Ruine.

Mein Auge war von der großen Schönheit geblendet.

„Siehst Du, wie der Vesuv raucht?" fragte Federigo,

zur Linken zeigend, wo die gebirgige Küste, wie leichte Wolken, die auf dem unbeschreiblich schönen Meere ruhten, sich erhob. Mit der Seele eines Kindes ergriff ich die reiche Herrlichkeit, und Federigo war glücklich, wie ich. Wir mußten hinab unter die hohen Apfelsinen-Bäume, und ich küßte die goldene Frucht, wie sie auf den Zweigen hing, nahm von der Menge, die auf dem Erdboden lag, und ließ sie, wie goldene Kugeln, in der Luft und über die schwefelblaue See hinaus spielen.

„Schönes Italien!“ jauchzte Federigo. „Ja, so stand dein Bild vor mir in dem fernen Norden. In meiner Erinnerung wehte dieser Duft, den ich bei jedem Lufthauch einathme. Ich gedachte deiner Olivenwälder, wenn ich unter Weiden saß, ich träumte von der Fülle der Orangen, wenn ich die goldnen Aepfel in dem Garten des Bauers neben dem duftenden Kleefeld erblickte: aber das grüne Wasser der Ostsee wurde nie so blau wie das schöne Mittelmeer. Der Himmel des Nordens war nie so hoch und reich an Farben, wie der im warmen herrlichen Süden!“ Seine Freude ward Begeisterung, seine Rede wurde Poesie.

„Wie habe ich mich in der Heimath gesehnt,“ sagte er; „der ist glücklicher, der nie das Paradies sah, als der, welcher es betrat und davon zurückkehrte, um nie wieder dahin zu kommen. Meine Heimath ist schön. Dänemark ist ein blühender Garten, der sich mit Allem jenseits der Alpen messen kann; es hat Buchenwälder und das Meer; was aber ist irdische Schönheit gegen die himmlische? Italien

ist das Land der Phantasie, der Schönheit; glücklich der, welcher es zum zweiten Mal begrüßt!"

Und er küßte, wie ich, die gelben Orangen. Die Thränen rollten seine Wangen herab. Er fiel mir um den Hals. Seine Lippen brannten auf meiner Stirn. Da öffnete sich mein Herz auch ihm völlig; er war mir ja nicht fremd, war der Freund meiner Kinderjahre. Ich erzählte ihm das letzte für mich große Ereigniß meines Lebens und fühlte mein Herz durch die Mittheilung, durch die Erwähnung Annunziata's, meines Schmerzes und meines Unglücks erleichtert; Federigo hörte mich mit der Theilnahme aufrichtiger Freundschaft an. Ich erzählte ihm von meiner Flucht, von dem Abenteuer in der Räuberhöhle, von Fulvia, endlich, was ich von Bernardo's Herstellung wußte; mit treuer Freundschaft reichte er mir die Hand und sah mir mit den klaren hellblauen Augen in die Seele hinein.

Ein gedämpfter Seufzer erklang hinter der Hecke neben uns; allein die hohen Lorbeer- und die von Früchten belasteten Apfelsinen-Zweige verbargen Alles; man hätte unser ganzes Gespräch hören können; daran hatte ich nicht gedacht. Wir hoben die Zweige in die Höhe, und uns ganz nahe, vor dem Eingange zu den Ueberresten von Cicero's Bädern, saß die neapolitanische Signora in Thränen schwimmend.

„Ach, junger Herr!" rief sie, „ich bin ganz unschuldig daran. Ich saß schon hier, als Sie mit ihrem Freunde kamen; hier ist's so kühl und frisch. Sie sprachen so laut und waren schon mitten in der Geschichte, bevor ich merkte,

daß diese so ganz Sie allein betraf. Sie hat mich tief gerührt. Sie werden nicht bereuen, daß ich Mitwisserin geworden bin; meine Zunge ist stumm, wie die eines Todten."

Verlegen verbeugte ich mich vor der fremden Signora, die auf solche Weise in die Geschichte meines Herzens eingeweiht worden war. Später suchte Federigo mich damit zu trösten, daß Niemand wissen könne, wozu es gut sei.

„Ich bin in meinem Glauben an das Schicksal ein wahrer Türke!" sagte er. „Außerdem umschließt ja das Ganze kein Staatsgeheimniß; jedes Herz hat in seinem Archive solche traurige Denkwürdigkeiten. Vielleicht hat sie ihre eigene Jugendgeschichte in der Deinigen gehört; ich möchte es fast glauben, denn die Menschen haben selten Thränen für fremden Schmerz, wenn er nicht einen ähnlichen in ihrem Busen berührt. Wir sind Alle, selbst in unseren größten Sorgen und Leiden, Egoisten."

Wir saßen bald darauf im Wagen und rollten weiter. Die Gegend um uns nahm an Ueppigkeit zu; mannshoch stand dicht am Wege die breitblätterige Aloë, die als Zaun benutzt war. Die großen Thränenweiden schienen mit ihren beweglichen Zweigen ihren eigenen Schatten auf der Erde zu küssen.

Beim Untergang der Sonne kamen wir über den Fluß Garigliano, wo ehemals das alte Minturnä sich erhob; es war die gelbe mit Rohr umgebene Liris, wie damals, als sich Marius hier vor dem grausamen Sylla verbarg, die ich vor mir erblickte. Allein wir hatten noch weit bis Santa Agata. Die Dunkelheit sank nieder, und die Signora

wurde der Räuber wegen unruhig und guckte immer hinaus, ob Niemand käme, uns das Gepäck vom Wagen abzuschneiden. Vergebens peitschte der Vetturino auf die Pferde los und wiederholte sein **Maledetto**! Die schwarze Nacht fuhr schneller, als er, über uns hin. Endlich gewahrten wir Licht vor uns. Es war Santa Agata.

Die Signora war sehr wortkarg bei dem Abendessen; allein es entging mir nicht, wie ihre Blicke auf mir ruhten, und als ich den folgenden Morgen hinauskam, um meine Tasse Kaffee zu trinken, trat sie mir sehr liebenswürdig entgegen. Wir waren ganz allein. Sie reichte mir die Hand und sagte gutmüthig und traulich: „Sie hegen doch keinen Groll gegen mich? Ich schäme mich recht Ihnen gegenüber, und doch kam das Ganze recht unschuldig."

Ich beruhigte sie und versicherte ihr, daß ich ihrem weiblichen Gemüthe ganz vertraue.

„Sie kennen mich noch gar nicht," versetzte sie; „das kann aber geschehen; vielleicht kann mein Mann in der großen fremden Stadt Ihnen nützlich sein. Sie müssen mich und ihn besuchen. Sie haben wohl noch keine Bekanntschaften, und ein junger Mann kann in der Wahl so leicht irren."

Ich dankte ihr herzlich für ihre Theilnahme; sie rührte mich; man findet doch überall gute Menschen.

„Neapel ist eine gefährliche Stadt," fuhr sie fort, wurde aber von dem eintretenden Federigo unterbrochen.

Bald rollten wir weiter; die Glasfenster wurden herabgelassen, wir waren schon Alle mehr bekannt, und nahten

unserm gemeinsamen Ziele: Neapel. Federigo war über die malerischen Gruppen, die uns begegneten, entzückt. Weiber mit rothen, über den Kopf hinaufgezogenen Mänteln ritten auf ihren Eseln an uns vorüber, das zarte Kind an der Brust, oder es schlief auch ein etwas größeres im Korbe zu ihren Füßen. Eine ganze Familie ritt auf einem Pferde; die Frau saß hinter dem Manne, ruhte mit dem Arm oder dem Kopf an seiner Schulter und schien zu schlummern. Der Mann hatte ihren kleinen Jungen vor sich, der, mit der Peitsche spielend, dasaß. Es war eine Gruppe, wie die, welche Pignelli in seinen schönen Scenen aus dem Volksleben gegeben hat.

Die Luft war grau, es regnete ein wenig; wir konnten weder den Vesuv, noch Capri sehen. Das Korn stand saftig grün auf dem Felde unter den hohen Fruchtbäumen und Pappeln, an welche die Rebe sich schmiegte.

„Sehen Sie," sagte die Signora, „unsre Campagna ist eine mit Brot, Wein und Früchten vollbesetzte Tafel, und bald werden Sie unsere lustige Stadt und das schwellende Meer sehen."

Gegen Abend gelangten wir dahin. Die prächtige Toledostraße lag vor uns, Neapels Corso. Ueberall erleuchtete Läden; Tische außerhalb derselben, mit Orangen und Feigen beladen, die von Lampen und bunten Laternen erhellt wurden. Die ganze Straße erschien mit ihren unzähligen Lichtern, alle im Freien, wie ein mit Sternen besäter Strom. Zu beiden Seiten hohe Häuser mit Balcons vor jedem Fenster, ja oft ganz um die Ecke herum. Auf

diesen standen Herren und Damen, als dauerte das lustige Carneval noch fort. Der eine Wagen kreuzte den andern; bald stolperten die Pferde auf den glatten Lavaflächen, womit die Straßen gepflastert waren; bald fuhren kleine zweiräderige Cabriolette vorüber; fünf bis sechs Leute saßen in den kleinen Wagen, zerlumpte Jungen standen hinten auf und unten lag in dem schaukelnden Netze ein halbnackter Lazzarone recht gemächlich; ein einziges Pferd zog den ganzen Haufen, und dennoch ging es im Galopp. Vor einem Eckhause war ein Feuer angezündet. Zwei halbnackte Burschen, nur in Schwimmhosen und in einer mit einem einzigen Knopf über der Brust zugeknöpften Weste, lagen, Karten spielend, dabei. Leierkasten und Positive vermehrten das Geräusch; Frauenzimmer sangen dazu. Alle schrien, Alle liefen durch einander: Soldaten, Griechen, Türken und Engländer.

Ich fühlte mich in eine ganz andere Welt versetzt; ein südlicheres Leben, als das, welches ich bisher gekannt hatte, athmete mir entgegen. Die Signora klatschte bei dem Anblick ihrer fröhlichen Stadt in die Hände; Rom war ein Grab gegen ihr lachendes Neapel.

Wir kehrten auf dem Largo del Castello ein, einem der größten Plätze in der Nähe des Hafens. Dasselbe Geräusch, dasselbe Gewimmel begegnete uns hier. Ringsum erblickten wir erhellte Theater, mit bunten Gemälden außerhalb derselben, welche die Hauptscene des gespielten Stücks darstellten. Hoch von einem Gerüste herab lärmte eine Bajazzo-Familie. Die Frau rief die Zuschauer herbei, der

Mann stieß in die Trompete und der kleinste Sohn prügelte sie Beide mit einer mächtigen Reitpeitsche, während unten am Gerüste ein kleines Pferd auf den Hinterbeinen stand und in einem aufgeschlagenen Buche las. Ein Mann stand mitten unter einem Haufen Matrosen, die niedergekauert da saßen, und sang, mit den Armen um sich fechtend. Er war ein Improvisator, hieß es. Ein alter Bursche las laut aus einem Buche vor, dem **Orlando furioso**, wie man mir sagte. Seine Zuhörer klatschten ihm, indem wir vorüberfuhren, Beifall zu.

„**Monte Vesuvio!**“ rief die Signora, und nun sah ich am Ende des Platzes, wo der Leuchtthurm steht, den Vesuv hoch in der Luft hervorragen und die feuerrothe Lava wie einen Blutstrom von dessen Abhang sich hinabwälzen. Ueber dem Krater stand eine Wolke, roth glänzend von der glühenden Lava; aber nur einen Moment sah ich das Ganze. Der Wagen rollte mit uns, den Platz hinüber, nach dem Gasthofe **Casa tedesca**. Unweit desselben stand ein kleines Marionetten-Theater; ein kleineres war außerhalb desselben errichtet, wo Polichinell lustige Sprünge machte, pfiff, greinte und komische Reden hielt.

Alles ringsum war Gelächter. Nur Wenige achteten auf den Mönch, der an der Ecke gegenüber stand und von einer der breiten, vorspringenden, steinernen Treppen herab predigte. Ein alter breitschultriger Bursche, der wie ein Schiffer aussah, hielt das Kreuz mit dem Bilde des Erlösers. Der Mönch warf sprühende Blicke auf die hölzer-

nen Puppen des Marionettenspielers, der die Aufmerksamkeit des Volks von seiner Rede ablenkte.

„Ist dies denn Fastenzeit?“ hört' ich ihn rufen. „Ist dies die Zeit, dem Himmel geweiht; die Zeit, wo wir demüthig im Fleisch, in Sack und Asche nur wandeln? Carneval hält uns, Carneval jeder Zeit, Carneval Tag und Nacht, so wie Jahr aus Jahr ein, bis Ihr im Höllenpfuhl Alle versinket! Dort könnt Ihr weinen, dort könnt Ihr greinen, Festino's halten, Tanz veranstalten in der Hölle ewigen Peinen!“

Seine Stimme erhob sich immer lauter; der weiche neapolitanische Dialect erklang in meinem Ohre wie wogende Verse, die Worte schmiegten sich melodisch an einander. Aber so wie seine Stimme stieg, schrie auch der Polichinell lauter und machte immer drolligere, von dem Volke beklatschte Sprünge; da riß in heiliger Wuth der Mönch das Kreuz aus der Hand des Mannes, der es trug, stürzte damit hervor und rief, den Gekreuzigten zeigend: „Seht hier den wahren Polichinell; ihn sollt Ihr sehen nur; ihn sollt Ihr hören nur, drum ward Euch Aug' und Ohr; Kyrie, eleïson!“

Und von dem Heiligen ergriffen stürzte die ganze Menge auf die Knie und rief: „Kyrie, eleïson!“ Selbst der Marionettenspieler ließ seinen Polichinell hinabtauchen. Ich stand an unserm Wagen, von diesem Auftritte sonderbar erschüttert.

Federigo eilte, der Signora einen Wagen zu verschaffen, um nach Hause zu gelangen. Sie reichte ihm zum

Dank die Hand, schlang aber die Arme um meinen Hals. Ich empfand einen brennenden warmen Kuß auf meinen Lippen, und sie flüsterte: „Willkommen in Neapel.“

Aus dem mit ihr fortrollenden Wagen warf sie mir noch Kußhändchen zu; wir aber bezogen die Zimmer im Hôtel, die uns der Cameriere anwies.

XVI.

Schmerz und Trost. Nähere Bekanntschaft mit der Signora. Der Professor. Der Brief. Wäre es ein Mißverständniß?

Als Federigo bereits zu Bette gegangen war, saß ich noch auf dem offenen Balcon, der auf die Straße sah, den Vesuv vor mir; die wunderbare Welt, in die ich mich hineingeträumt zu haben schien, gestattete mir nicht, zu schlafen. Allmälig ward es stiller auf der Straße unter mir; die Lichter wurden ausgelöscht: Mitternacht war längst vorüber. Mein Auge ruhte auf dem Gebirge, wo die Feuersäule sich von dem Krater gegen die blutrothe breite Wolkenmasse erhob und, mit dieser vereint, wie eine mächtige aus Feuer und Flamme bestehende Pinie erschien. Der Lavastrom war die Wurzel, mit welcher sie das Gebirge umfaßte.

Meine Seele war von dem großen Schauspiele, von der Götterstimme ergriffen, die aus dem Vulkane, wie aus dem schweigenden Nachthimmel, sprach. Es war ein Augenblick, wie wir ihn haben können, wo die Seele, so zu sagen, von Angesicht zu Angesicht ihren Gott schaut; ich begriff dessen Allmacht, Weisheit und Güte, dem der Blitz und der Orkan Diener sind, ohne dessen Willen kein Sperling zur Erde fällt. Mein eignes Leben stand klar vor mir; ich erblickte in dem Ganzen eine wunderbare Führung und Fügung; selbst jedes Unglück, jede Sorge war ja nur ein Uebergang zu etwas Besserem. Der unglückliche Tod meiner Mutter durch die durchgegangenen Pferde schien ja, indem ich als ein armes hülfloses Kind dastand, mir jede bessere Zukunft abzuschneiden; war das aber nicht vielleicht der eigentliche und edlere Grund, der später die Eccellenza, weil er die unschuldige Ursache meines Unglücks war, vermochte, für meine Erziehung zu sorgen? Der Streit zwischen Mariuccia und Peppo, die furchtbaren Augenblicke, die ich in seiner Wohnung zubrachte, trieben mich hinaus in den Strom der Welt; wäre ich aber nicht zu der alten Domenica in der öden Campagna gekommen, so wäre die Eccellenza vielleicht nie auf mich aufmerksam geworden.

So ging ich in Gedanken jeden Auftritt meines Lebens durch und fand in der ganzen Kette die höchste Weisheit und Güte. Erst als ich an das letzte Glied derselben gelangte, schien Alles auseinander zu fallen. Die Bekanntschaft mit Annunziata war wie ein Frühlingstag, der in

einem Moment jede Blüthenknospe in meiner Seele geöffnet hatte; durch sie hätte ich Alles werden können; ihre Liebe würde die Glückseligkeit meines Lebens vollendet haben. Bernardo's Gefühl war nur Sinnlichkeit; litt er auch augenblicklich durch ihren Verlust, so würde sein Schmerz doch kurz gewesen sein, er würde bald gelernt haben sich zu trösten; allein daß Annunziata ihn liebte, das vernichtete mein ganzes Wesen. Hier begriff ich die Weisheit der Allmacht nicht und fühlte nur den Schmerz über alle meine zerstörten Träume.

In demselben Augenblick erklang eine Guitarre unter dem Balcon. Ich sah einen Mann in einem Mantel, locker über die Schultern geworfen, in die Saiten greifen, von welchen Liebestöne bebten.

Kurz darauf öffnete sich ganz leise die Hausthür des Nachbars gegenüber, und innerhalb derselben verschwand der Mann, ein glücklicher Liebender, der zu Küssen und Umarmungen eilte. Ich warf die Blicke auf die sternenklare Luft, auf das glänzende schwarzblaue Meer, das im Wiederscheine der Lava und der Eruptionen röthlich schimmerte.

„Herrliche Natur!“ rief dann mein Herz, „du bist meine Geliebte, du drückst mich an dein Herz, öffnest mir deinen Himmel. Jeder Lufthauch von dir küßt mir Lippe und Stirn. Dich will ich besingen, deine Schönheit, deine heilige Größe; wiederholen will ich dem Volke die tiefen Melodien, die du meiner Seele vorsingst. Mag mein Herz bluten; der Schmetterling, der an der Nadel herumschwirrt, glänzt ja am schönsten. Der Fluß, der als Wasserfall von

dem Felsen herabstürzt und in Schaum zerstäubt, ist um so herrlicher anzuschauen. Das ist das Loos des Sängers. Das Leben ist ja doch nur ein kurzer Traum. Wenn ich in jener Welt Annunziaten wieder begegne, wird sie mich auch lieben; alle reinen Seelen lieben sich. Arm in Arm nähert sich die Reihe seliger Geister ihrem Gott.

Dies war der Traum meiner Gedanken, und Muth und Kraft, als Improvisator aufzutreten, erfüllten meine ganze Seele. Nur eine Sache lag mir schwer auf dem Herzen. Was werden Eccellenza und Francesca zu meiner Flucht von Rom, zu meinem Auftreten als Improvisator sagen? Sie glauben mich in der Heimath, fleißig und still bei meinen Büchern. Dieser Gedanke ließ mir keine Ruhe. Ich mußte noch dieselbe Nacht an sie schreiben.

Mit kindlichem Vertrauen erzählte ich Alles, was vorgefallen war, jeden einzelnen Umstand, meine Liebe zu Annunziata und den Trost, den ich allein in der Natur und der Kunst fand. Ich schloß mit der dringenden Bitte um eine Antwort, so mild als ihr Herz sie mir geben könne; bevor diese einträfe, würde ich keinen Schritt thun und nicht öffentlich auftreten. Ich hoffte jedoch, daß sie mich nicht länger als einen Monat schmachten lassen würden.

Meine Thränen fielen auf den Brief, während ich schrieb; allein ich fand eine Erleichterung darin, und als das Schreiben beendigt war, schlief ich fester und ruhiger, als ich lange gethan hatte.

Den folgenden Tag brachten Federigo und ich unsere Sachen in Ordnung. Er zog in seine neue Wohnung in

einer der Querstraßen; ich blieb in **Casa tedesca**, wo ich den Vesuv und das Meer, zwei mir fremde Weltwunder, vor den Augen hatte.

Fleißig besuchte ich das **museo borbonico**, die Theater und die Promenade und war nach einem dreitägigen Aufenthalte in der fremden Stadt so ziemlich heimisch geworden.

Eine Einladung zu dem Professor Maretti und seiner Frau Signora Santa lief bei Federigo und mir ein. Im ersten Augenblicke glaubte ich, daß ein Irrthum obwalte; ich kannte ja keinen von Beiden und die Einladung schien besonders mir zu gelten. Ich sollte Federigo mitbringen. Auf meine angelegentlichen Fragen erfuhr ich, daß Maretti sehr gelehrt und ein Antiquar sei und daß Signora so eben von einer Reise nach Rom zurückgekommen war. Ich und Federigo hatten ihre Bekanntschaft auf der Reise gemacht: also unsere neapolitanische Signora war es.

Im Laufe des Abends gingen wir hin. Wir fanden in dem erleuchteten Salon, wo der glatte marmorne Boden von den Lichtern glänzte, während ein mächtiger Scaldino mit einem versetzbaren eisernen Gitter eine gelinde Wärme verbreitete, eine zahlreiche Gesellschaft.

Signora Santa, denn wir kennen ja jetzt ihren Namen, kam uns mit offnen Armen entgegen. Das hellblaue seidene Kleid stand ihr gut. Wäre sie weniger stark gewesen, so hätte sie für sehr schön gelten können. Sie stellte uns ihrer Gesellschaft vor und ersuchte uns, zu thun als ob wir zu Hause wären.

„In mein Haus kommen nur Freunde! Sie werden sie alle bald kennen lernen," sagte sie, und nannte dann, auf die Personen zeigend, eine Menge Namen. „Wir plaudern, tanzen, hören ein wenig Gesang und so vergeht die Zeit."

Wir nahmen die angewiesenen Sitze ein. Eine junge Dame setzte sich an das Fortepiano und sang. Es war ebendieselbe Arie, die Annunziata in Dido gesungen hatte; da aber erklang sie mit einem ganz anderen Ausdruck, ergriff die Seele mit einer mächtigeren Kraft. Dennoch mußte ich mit den Uebrigen der Sängerin Beifall zuklatschen, und jetzt griff sie einige Accorde und spielte einen lustigen Tanz. Drei bis vier Herren ergriffen die Hand ihrer Damen und schwebten über den glatten Boden hin. Ich zog mich in ein Fenster zurück. Ein kleiner schmächtiger Mann mit beweglichen gläsernen Augen verbeugte sich tief vor mir; ich hatte ihn früher bemerkt, wie er als ein geschäftiger Kobold immer zur Thür hinaus- und wieder hereinhüpfte. Um ein Gespräch anzuknüpfen, begann ich von den Eruptionen des Vesuvs zu reden, und äußerte, daß ich bewundere, wie schön der Lavastrom sich ergoß.

„Das ist Nichts, mein Freund," — entgegnete er — „Nichts gegen die Revolution von 96, die Plinius beschreibt; damals flog die Asche bis nach Konstantinopel; auch zu meiner Zeit haben wir in Neapel Regenschirme gegen die Asche getragen; aber Neapel und Konstantinopel — das macht einen Unterschied! Die classische Zeit stand in Allem über der unsrigen; eine Zeit, wo man hätte beten sollen: **Serus in coelum redeas!**"

Ich sprach vom San-Carlo-Theater und der Mann ging bis auf den Thespis-Karren zurück und hielt eine Vorlesung über die tragische und komische Maske. Es entfiel mir ein Wort von der Musterung der königlichen Truppen und sogleich war er mitten in die Art der Alten, Krieg zu führen, hinein versetzt und commandirte die ganze Phalanx. Die einzige Frage, die er mir vorlegte, war, ob ich die Kunstgeschichte studire und mich mit Antiquitäten abgebe. Ich erwiederte, daß das Leben der ganzen Welt, Alles mich ergriffe, daß ich Beruf fühlte, Dichter zu sein; da klatschte der Mann in die Hände und declamirte auf meine Lyra:

„O decus Phoebi, et dapibus supremi
Grata testudo Jovis!“

„Nun hat er Sie gefaßt!“ sagte die hinzukommende Signora Santa lachend. „Denn Sie sind wohl schon mitten in Sesostris' Zeiten hinein! Allein unsere Zeit macht Ansprüche an Sie; es sitzen dort Damen, mit welchen Sie tanzen müssen.“

„Aber ich tanze nicht, habe nie getanzt!“ gab ich zur Antwort.

„Allein wenn nun ich, die Frau vom Hause, Sie um einen Tanz ersuchte, könnten Sie es doch nicht verweigern?“

„Doch lieber, als mich so linkisch betragen, daß wir beide vielleicht auf dem glatten Boden hinfielen.“

„Ein schöner Anblick!“ rief sie, und hüpfte zu Federigo hin, und bald schwebten beide an uns vorüber.

„Eine heitere Frau,“ bemerkte der Mann, und fügte hinzu: — „und schön, sehr schön, Signor Abbate!“

„Sehr schön,“ wiederholte ich artig, und in demselben Augenblicke waren wir, der Himmel mag wissen wie, mitten in die etrurischen Vasen hinein gerathen. Er erbot sich, im Museo borbonico mein Führer zu sein, und entwickelte mir die Größe der Meisterschaft derjenigen, welche diese zerbrechlichen Schätze gemalt hatten, an welchen jede Linie zu der Schönheit der Figuren in Ausdruck und Stellung beiträgt, und die, während der Thon noch warm war, gemalt sein müssen, so daß nichts wieder verwischt werden konnte, sondern jeder einmal angegebene Strich da bleiben mußte.“

„Sind Sie nun mitten in der Geschichte?“ fragte die sich wieder nähernde Signora Santa — „die Fortsetzung folgt!“ — rief sie lachend, indem sie mich von dem Gelehrten fortzog und halb laut flüsterte: „Lassen Sie sich nicht von meinem Gatten geniren. — Heiter sollen Sie sein, an der Lustigkeit Antheil nehmen! Ich werde Sie herstellen! Erzählen sollen Sie mir, was Sie gesehen, gehört und genossen haben!“

Ich erzählte ihr denn auch, wie sehr mir Neapel gefiele, erzählte, was mir am frischesten vor der Seele stand, von einer kleinen Wanderung, die ich denselben Nachmittag durch die Posilippo-Grotte gemacht hatte, außerhalb welcher ich in dem dicken Rebenwalde die in eine Familienwohnung verwandelten Ueberreste einer kleinen Kirche gefunden hatte; die freundlichen Kinder und die schöne Frau, welche mir

den Wein vorsetzte, hatten dazu beigetragen, Alles noch romantischer zu machen.

„Sie haben also Bekanntschaften gemacht?" sagte sie lächelnd, den Zeigefinger drohend erhebend. „Nun deshalb brauchen Sie nicht betroffen zu sein; in Ihrem Alter begnügt sich das Herz nicht mit einer Fastenpredigt." —

Das war ungefähr Alles, was dieser Abend mich, Signora Santa und ihren Ehemann betreffend, lehrte. Es lag in ihrer Art sich auszudrücken eine Leichtigkeit, eine den Neapolitanerinnen eigene Natürlichkeit, eine Herzlichkeit, die mich wunderbar anzog. Der Mann war gelehrt, und das war ja kein Fehler; im Museum konnte er mir ein trefflicher Führer sein. — Er war es auch, und die Signora Santa, bei der ich meinen Besuch öfter wiederholte, wurde mir bei jedem anziehender; die Aufmerksamkeit, die sie mir erzeigte, schmeichelte mir, und ihre Theilnahme öffnete mein Herz und meine Lippen. Ich kannte die Welt noch so wenig, war in so vielen Stücken noch ein Kind, faßte daher auch die erste beste Hand, die mir freundlich gereicht wurde, und gab für einen Händedruck mein ganzes Vertrauen hin.

Eines Tages berührte Signora Santa den wichtigsten Moment meines Lebens, die Trennung von Annunziata, und ich fand Trost und Erleichterung darin, mich gegen die mit fühlende Frau ganz offen auszusprechen. Daß sie nach der Schilderung, die ich von Bernardo machte, große Schattenseiten bei ihm herauszufinden wußte, war mir eine

Art von Labsal. Daß sie aber auch bei Annunziaten Mängel entdeckte, konnte ich ihr nicht verzeihen.

„Sie ist zu klein für die Bühne," sagte sie, „gar zu zart gebaut; das müssen Sie mir doch einräumen? Etwas Körper gehört dazu, so lange wir auf dieser Welt sind. Ich weiß zwar recht gut, wie auch hier in Neapel alle jungen Leute von ihrer Schönheit bezaubert waren; es war aber die Stimme, die einzig schöne Stimme, die sie in die Geisterwelt hineinriß, in der ihre feine Gestalt die Heimath hat. Wäre ich ein Mann, könnt' ich mich nie in eine solche Gestalt verlieben; ich müßte ja befürchten, daß ich sie bei meiner ersten Umarmung zerdrückte."

Dies brachte mich zum Lächeln, und das war wohl auch nur ihre Absicht, dachte ich; Annunziatens Talent, Verstand und unbeflecktem Herzen ließ sie alle Gerechtigkeit widerfahren.

An den letzten Abenden hatte ich, von der Schönheit der mich umgebenden Natur und meiner eignen exaltirten Stimmung hingerissen, einige kleine Gedichte: Tasso im Gefängnisse, der Bettelmönch und noch einen kleinen lyrischen kränklichen Erguß geschrieben, der so ganz meine unglückliche Liebe, die zerschmetterte Bilderwelt, die in meiner Seele schwamm, aussprach. Ich begann, sie der Signora Santa vorzulesen; allein in der Mitte des ersten wurde ich so ganz von meinem darin ergossenen Gefühle überwältigt, daß die Thränen meine Stimme brachen; da drückte sie meine Hand und weinte mit mir. Durch diese Thränen hatte sie mich auf immer gefesselt. — Ihr Haus ward mir

eine Heimath; ich sehnte mich nach den Stunden, die ich im Gespräch mit ihr verbringen durfte. Ihre Laune, ihre komischen Einfälle, mit welchen sie nicht karg war, brachten mich oft zum Lachen, obgleich ich dabei tief empfand, wie ganz anders, reiner und edler sich Annunziatens Geist aussprach; allein da keine Annunziata mehr für mich lebte, war ich Santa dankbar und ergeben.

„Haben Sie," fragte sie mich eines Tages, — „die schöne Frau unweit Posilippo und das romantische Haus, das halb eine Kirche ist, kürzlich wieder gesehen?"

„Seitdem nur einmal!" gab ich zur Antwort.

„Und sie war sehr freundlich?" fragte Santa. „Die Kinder waren wohl als Führer außer dem Hause und der Mann auf der See? Hüten Sie sich wohl, Signore; nach jener Seite von Neapel liegt die Unterwelt."

Ich versicherte ihr aufrichtig, daß nur die romantische Gegend mich zu der Posilippogrotte zöge.

„Lieber Freund!" — sagte sie vertraulich — „das kenne ich Alles besser. Ihr Herz war von Liebe erfüllt, von der ersten starken Liebe zu ihr, die ich nicht unwürdig nennen will, die aber doch sich weniger aufrichtig gegen Sie erwies. — Nein! Sagen Sie mir kein Wort dagegen. — Sie füllte ganz Ihre Seele aus, und Sie haben sich von diesem Bilde losreißen, sie aufgeben müssen, wie Sie mir versichert haben; dadurch aber ist eine Leere in Ihrer Seele entstanden, die ausgefüllt werden muß. Vorher lebten Sie nur in Ihren Büchern und Träumen; die Sängerin hat Sie in die Menschenwelt hineingeführt. Sie sind, wie

wir Andern, Fleisch und Blut geworden, und beide behaupten ihr Recht. — Und warum sollten sie es nicht? Ich richte nie einen jungen Mann streng, und außerdem können Männer ja handeln wie sie wollen."

Was das Letzte betraf, widersprach ich ihr; aber hinsichtlich der Leere in meiner Seele nach meinem Verlust von Annunziaten empfand ich, daß sie Recht habe; allein was vermochte den Raum des verlornen Bildes auszufüllen?

„Sie sind kein Mensch, wie andere!" — fuhr sie fort. „Sie sind eine poetische Figur, und sehen Sie! selbst die ideale Annunziata verlangt einen Mann. Daher konnte sie Bernardo vorziehen, der doch so tief unter Ihnen steht; — aber" — fuhr sie fort — „Sie verleiten mich, mich so auszudrücken, wie es für Frauen kaum angemessen ist; Ihre wunderbare Unschuld und geringe Bekanntschaft mit der Welt machen Andre eben so unbefangen in der Rede, wie Sie es in den Gedanken sind," — jetzt lachte sie laut auf und streichelte mir die Wangen. —

Des Abends, wenn ich allein bei Federigo saß und er heiter und zutraulich wurde, erzählte er mir von glücklichen Tagen in Rom, wie auch sein Herz gewaltig geklopft hatte; Mariuccia spielte in dem Abenteuer eine Rolle mit.

In Maretti's und der Signora Santa Hause hatten mehrere junge Leute Zutritt; sie tanzten gut, wußten ihre Worte trefflich zu stellen, erhielten liebevolle Blicke von den Damen, wurden von den Männern geachtet. Nur eine kurze Zeit hatte ich sie gekannt, und sie vertrauten mir bereits Herzensangelegenheiten, vor welchen ich bei Ber-

nardo erschrak, und die nur meine eingewurzelte Liebe zu ihm mich bewogen hatte zu übersehen. — Ja, sie waren alle von mir verschieden. Sollte Santa wirklich Recht haben, und sollte ich nur eine poetische Figur auf dieser Welt sein? Daß Annunziata Bernardo liebte, war ja ein gültiger Beweis davon. — Mein geistiges Ich war ihr vielleicht lieb, aber selbst konnte ich sie nicht gewinnen.

Einen Monat hindurch war ich schon in Neapel gewesen und hatte noch nichts von ihr oder Bernardo gehört. Da wurde mir von der Post ein Brief gebracht. Mit klopfendem Herzen ergriff ich ihn und suchte durch Siegel und Aufschrift zu erspähen, von wem er sei und was er bringen möge. Ich erkannte das borghesische Wappen und die Schrift der Eccellenza. — Kaum wagte ich ihn zu öffnen. „Ewige Mutter Gottes!“ — flehte ich — „sei mir gnädig! Es geschehe Dein Wille, der Alles zum besten führt.“ Ich öffnete den Brief und las:

„Signor!

„Während ich glaubte, daß Sie die Gelegenheit be„nutzten, die ich Ihnen eröffnet hatte, etwas zu lernen und ein „nützliches Mitglied der Gesellschaft zu werden, gehen Sie „andre, ganz von meiner Absicht mit Ihnen verschiedene Wege. „Als die unschuldige Ursache des Todes Ihrer Mutter „habe ich das Meinige gethan. Wir sind quitt. Treten „Sie als Improvisator, als Dichter auf, wann und wie „Sie wollen, geben Sie mir aber den einzigen Beweis „Ihrer oft erwähnten Dankbarkeit, nie meinen Namen, meine „Sorgfalt für Sie mit Ihrer Oeffentlichkeit zu verknüpfen.

„Den sehr großen Dienst, den Sie mir hätten leisten sollen: „etwas zu erlernen, wollten Sie mir nicht erweisen; der „sehr kleine, mich als Wohlthäter zu nennen, ist mir so „sehr zuwider, daß Sie mir keinen größeren Aerger würden „zufügen können."

Das Blut erstarrte fast in meinem Herzen; meine Hände sanken matt nieder, aber weinen konnte ich nicht; das würde meine Seele erleichtert haben. „Jesus Maria!" stammelte ich nur. Mein Kopf sank auf den Tisch hinab. Betäubt, ohne Gedanken, selbst ohne Schmerz blieb ich unbeweglich in dieser Stellung. Mit keinem Worte vermochte ich zu Gott und den Heiligen zu flehen; es war mir als hätten auch sie, so wie die Welt, mich verstoßen. — Da trat Federigo ein.

„Bist Du krank, Antonio?" — fragte er, meine Hand drückend; — „man darf sich nicht so mit seinem Gram einmauern; wer weiß, ob Du glücklich mit Annunziaten geworden wärest. Was am besten für uns ist, geschieht doch immer; das habe ich an mir selbst mehr als einmal, wenn auch nicht auf die angenehmste Weise, erfahren."

Schweigend reichte ich ihm den Brief. Er las ihn. Indessen erhielten meine Thränen freien Lauf; allein ich schämte mich, ihm mein Weinen sehen zu lassen, und wandte mich von ihm ab. Er drückte mich aber an seine Brust und sagte: „Weine nur, weine den Schmerz aus, so wird es besser!"

Als ich etwas ruhiger geworden war, fragte er mich, ob ich einen Entschluß gefaßt hätte. — Da fuhr ein Ge-

danke durch meine Seele. So konnte ich Madonna versöhnen, deren Dienst ich schon als Kind geweiht war; dort harrte meiner Schutz und meine Zukunft war entschieden. — „Am besten ist's, daß ich Mönch werde," — sagte ich — „dazu hat das Schicksal mich reif gemacht; für mich giebt es in dieser Welt doch nichts mehr; ich bin ja auch nur eine poetische Figur, kein Mensch, wie ihr Andern! Ja, im Schooße der Kirche ist meine Heimath; nur dort winkt mir Friede!"

„Sei doch vernünftig, Antonio," redete mir Federigo zu. — „Laß die Eccellenza, laß die Welt einsehen, daß Kraft in Dir wohnt, laß die Widerwärtigkeiten des Lebens Dich erheben, statt Dich zu Boden zu drücken. — Doch ich hoffe und denke, daß Du nur heute Abend Mönch sein willst; morgen aber, wenn die Sonne Dir warm ins Herz hineinscheint, willst Du es nicht mehr. Du bist ja Improvisator, Dichter, hast Geist und Kenntnisse, Alles kann noch herrlich, trefflich gehen. — Morgen nehmen wir ein Cabriolet, fahren nach Herculanum und Pompeji, besteigen den Vesuv. Dort sind wir noch nicht gewesen; zerstreuen mußt Du Dich, in gute Laune gebracht werden, und wenn die bösen Grillen verflogen sind, wollen wir von der Zukunft vernünftig reden. Jetzt gehst Du mit auf den Toledo; wir wollen uns erheitern! Das Leben eilt im Galopp, und alle tragen wir, wie die Schnecke, unsere Last auf dem Rücken, sei sie Blei oder Spielzeug, gleichviel, wenn die Schwere gleich drückend ist."

Seine Sorge um mich rührte mich; ich sah mich doch

noch in den Armen eines Freundes. Schweigend nahm ich meinen Hut und folgte ihm. — Auf dem Platze da draußen klang die Musik lustig von einer der kleinen Breterbühnen. Wir blieben vor einer derselben, unter einem großen Haufen von Leuten, stehen. Die ganze Künstlerfamilie stand, wie gewöhnlich, auf dem Gerüste; Mann und Frau mit bunten Anzügen geschmückt, heiser vom Schreien; ein kleiner blasser Knabe stand mit betrübtem Gesichte in seiner weißen Pierrottracht da und spielte auf der Geige, während zwei kleine Schwestern lustig dazu tanzten. Das Ganze kam mir tragisch vor. „Die unglücklichen Wesen!“ — dachte ich — „ungewiß, wie das ihrige, liegt ja auch mein Geschick verhüllt.“ — Ich schmiegte mich fest an Federigo und konnte den Seufzer nicht unterdrücken, der sich meiner Brust entwand.

„Sei doch ruhig und vernünftig!“ — flüsterte Federigo, „jetzt wollen wir uns ein wenig umhertreiben, um die rothgeweinten Augen abzukühlen, dann besuchen wir Signora Maretti. Sie wird Dich heiter lachen, oder mit Dir weinen, bis Du dessen müde wirst, das kann sie besser, als ich.“ — So trieben wir uns in der großen Straße auf und nieder und gelangten endlich an Maretti's Wohnung.

„Endlich kommen Sie doch einen Abend außer der Regel!“ — rief Signora Santa freundlich bei unserm Eintritte.

„Signor Antonio befindet sich in seiner elegischen Stimmung; — sie muß mit Humor versetzt werden, und wohin könnte ich ihn da besser als zu Ihnen führen? Morgen

fahren wir nach Herculanum und Pompeji und besteigen den Vesuv; könnten wir nur so glücklich sein, eine Eruption dort zu erleben!"

„Carpe diem!" rief Maretti, „ich hätte Lust, die Fahrt mitzumachen, doch nicht um den Vesuv zu besteigen, sondern um zu sehen, wie es mit den Ausgrabungen in Pompeji geht. Ich habe eben von daher einige gläserne Zierrathen von verschiedenen Farben erhalten, diese habe ich nach den Nuancen derselben geordnet und ein Opusculum darüber geschrieben. Sie müssen diese Schätze sehen," — wandte er sich an Federigo, „und mir einige Winke rücksichtlich der Farben geben. Und Sie," fuhr er, mir auf die Schultern klopfend, fort, „Sie sollen damit anfangen, heiterer zu werden. Dann werden wir nachher ein Gläschen Falerner leeren und mit Horaz singen:

„Ornatus viridi tempora pampino,
Liber, vota bonos ducit ad exitus!"

Ich blieb allein mit Santa.

„Haben Sie etwas Neues geschrieben?" fragte sie. — „Sie sehen recht danach aus, eine der schönen Stanzen gedichtet zu haben, die so wunderbar zum Herzen sprechen. Ich habe mehrmals an Sie und Ihren Tasso gedacht und mich, bei der Erinnerung daran, recht wehmüthig gefühlt, obgleich, wie Sie wohl wissen, ich nicht zu den thränenreichen Schwestern gehöre. Nun sein Sie heiter! Sehen Sie mich an! Sagen Sie mir etwas Schönes! — Sie geben mir nichts zum Besten? Nun, sagen Sie mir doch etwas über mein neues Kleid. Nicht wahr, es steht

mir gut? Ein Dichter muß Sinn für Alles haben. Ich bin schlank wie eine Pinie! ganz abscheulich mager! Nicht wahr?“

„Das sieht man gleich!“ gab ich zur Antwort.

„Schmeichler!“ — rief sie. „Bin ich nicht wie alle Tage? Das Kleid hängt ganz locker um mich! Nun, was ist da zu erröthen? Ei, das nenne ich einen Mann! — Sie müssen mehr unter uns Frauen leben; wir werden Sie erziehen, das sollen wir besonders gut verstehen! — Jetzt sitzen die Beiden, mein Mann und Federigo, bis über die Ohren in der gesegneten Vorzeit; wir werden in der Gegenwart leben, das macht mehr Freude. Kosten sollen Sie unsern trefflichen Falerner, und zwar sogleich; nachher können Sie es mit den Andern wiederholen.“

Ich schlug es aus und versuchte ein gewöhnliches Gespräch von den Neuigkeiten des Tages anzuknüpfen; allein ich empfand nur zu sehr, wie zerstreut ich sei. —

„Ich bin Ihnen nur lästig,“ sagte ich aufstehend, im Begriff meinen Hut zu nehmen. — „Verzeihen Sie, Signora, ich bin unwohl, und das macht mich, ich fühle es, höchst ungesellig.“

„Sie dürfen mich nicht verlassen,“ — sagte sie, mich wieder auf den Stuhl niederziehend, und sah mir theilnehmend und bekümmert ins Auge. — „Was ist geschehen? — Schenken Sie mir Ihr Vertrauen. Ich meine es ehrlich und gut mit Ihnen, mein Muthwille wird Sie doch nicht verletzt haben? — Es ist nun so meine Natur!

Sagen Sie mir aber, was geschehen ist! Haben Sie Briefe erhalten? Ist Bernardo todt?"

„Nein! Gott sei gelobt!" — erwiederte ich. — „Es ist etwas ganz Anderes." — Ich war erst Willens, nichts von Eccellenza's Briefe zu erwähnen; dennoch entdeckte ich ihr in meinem Schmerze mit vertrauensvoller Offenherzigkeit Alles, und mit Thränen in den Augen flehte sie mich an, nicht betrübt zu sein. —

„Ich bin aus der Welt gestoßen," — klagte ich, — „von Allen verlassen — Niemand, gar Niemand hat mich mehr lieb!"

„Doch, Antonio," sagte sie leise, und ich fühlte ihre Hand über meine Stirne gleiten und brennende Lippen einen Kuß darauf drücken, „Sie sind geliebt! Sie sind schön! Sie sind gut! Ich liebe Sie, liebe Sie, Antonio!" und voller Leidenschaft schlang sie ihre Arme um mich. Ihre Wange ruhte an der meinigen. — Mein Blut wurde eine Flamme. Ein Zittern durchrieselte meinen ganzen Körper, es war, als verging mir der Athem. Ich hatte etwas Aehnliches noch nie empfunden; da rasselte es an der Thür, sie ging auf und Federigo mit dem Gatten trat ein.

„Ihr Freund hat das Fieber," sagte sie mit ihrem gewöhnlichen leichten Tone. — „Er hat mir beinahe Schrecken eingejagt — blaß und roth in einem Augenblicke! Ich glaubte, daß er in meinen Armen ohnmächtig werden würde; aber jetzt geht's besser, nicht wahr, Antonio?" — und nun scherzte sie über mich, als wäre gar nichts vorgefallen, gar

nichts gesagt worden. Ich fühlte das Klopfen des eigenen Herzens und eine Empfindung von Scham und Unwillen entstand in meiner Seele; ich wandte mich von ihr, der schönen Tochter der Sünde, ab.

„Quae sit hiems Veliae, quod coelum, Vala, Salerni!“ sagte Maretti — „wie steht es mit Kopf und Herzen, Signore? Was hat er nur gemacht, der ferus cupido, der immer die blutigen Pfeile an dem glühenden Schleifsteine wetzt?“

Der Falerner Wein perlte im Glase; Santa stieß mit mir an und sagte mit einem sonderbaren Blick: „Auf bessere Zeiten!“

„Auf bessere Zeiten!“ wiederholte Federigo, — „ja sie werden kommen, man darf nie verzagen!“

Maretti stieß auch mit uns an, mir „auf bessere Zeiten“ zunickend. Santa lachte laut auf und streichelte mir die Wange.

XVII.

Wanderung nach Herculanum und Pompeji. Der Abend auf dem Vesuv.

Den folgenden Morgen holte mich Federigo ab. Maretti stieg mit in den Wagen. Frische Kühlung wehte vom Meere her und wir rollten um den Meerbusen von Neapel nach Herculanum.

„Wie der Rauch vom Vesuv hoch aufwirbelt!“ — sagte Federigo, auf den Berg zeigend, — „wir werden einen schönen Abend haben.“

„Anders wirbelte der Rauch,“ — nahm Maretti das Wort, — „wie ein Schatten der Wolken zog er über die ganze Gegend hin Anno 79 post Christum, als die Städte, die wir nun besuchen wollen, unter Asche und Lava verschwanden.“

Gleich wo Neapel aufhört, reihen sich an die Vorstadt derselben die Städte San Giovanni, Portici und Resina, die so dicht an einander liegen, daß sie als eine Stadt betrachtet werden können. — Wir waren am Ziele, ehe wir es dachten; vor einem kleinen Hause in Resina hielten wir an. — Unter der Straße selbst, unter der ganzen Stadt liegt Herculanum verborgen. — In wenigen Stunden bedeckten Asche und Lava die ganze Stadt, ihr Dasein war vergessen, über derselben erhob sich die Stadt Resina.

Wir traten in das nächste Haus. Im Hofe befand

sich ein großer offener Brunnen; eine Wendeltreppe schlängelte sich in diesen hinab.

„Sehen Sie, Signori!" sagte Maretti — „Es war im Jahr 1720, als der Prinz von Elboeuf diesen Brunnen graben ließ. — Wie man einige Fuß hinabgelangte, wurden Statuen vorgefunden; sogleich wurde die Ausgrabung verboten und, **mirabile dictu**, dreißig Jahre hindurch rührte keine Hand daran, bevor Karl von Spanien hieher kam, den Brunnen tiefer graben ließ und nun an die mächtige steinerne Treppe stieß, die wir hier sehen können."

Der Tag erhellte einen kleinen Theil derselben; es waren die Stufen von Herculanums großem Theater. Unser Führer zündete ein Licht für Jeden von uns an, und so stiegen wir in die Tiefe des Brunnens hinab und standen bald auf den Stufen, wo die Zuschauer vor siebzehn Jahrhunderten als ein Riesenkörper bei den dargestellten Lebensbegebenheiten gelacht, empfunden und gejauchzt hatten.

Eine kleine niedrige Thüre führte uns in einen großen geräumigen Gang; wir stiegen zum Orchester hinab und betrachteten dort unten die verschiedenen Räume für die einzelnen Musiker, die Ankleidezimmer und die Bühne selbst. Die Größe des Ganzen ergriff mich. Nur stückweise konnte es von uns beleuchtet werden, dennoch kam es mir größer als San Carlo vor. Leer, düster und öde lag Alles rings umher; oben über uns tobte eine Welt. — So wie wir uns denken, daß ein verschwundenes Geschlecht als Geister in unser Leben und Weben hineintreten könne, schien es mir hier, als wäre ich aus meiner Zeit getreten und wandelte

nun als Gespenst in der fernen Vorzeit. Ich sehnte mich recht nach dem Tageslicht, und bald athmeten wir wieder dessen warme Luft.

Wir wandten in Resina's Straße rechts um und vor uns lag ein ausgegrabener Platz, jedoch von geringer Größe. Es war Alles von Herculanum, worauf die Sonne schien; wir sahen eine einzelne Straße, Häuser mit kleinen engen Zimmern, roth und blau gemalten Wänden; nur wenig gegen das, was unser in Pompeji harrte.

Resina lag hinter uns, und jetzt erblickten wir ringsum eine Ebene, einem pechschwarzen, schäumenden, zu eisernen Schlacken geronnenen Meere ähnlich; dennoch hatten sich hier schon Gebäude erhoben, kleine Weingärten sproßten grün empor, die Kirche stand, in diesem Lande des Todes, halb versunken da.

„Diese Verheerung habe ich selbst erlebt," — sagte Maretti, — „ich war ein Kind, in dem Alter zwischen lactens und puer, wenn ich so sagen darf. Nie vergesse ich jenen Tag! Die schwarze Schlacke, über die wir jetzt hinrollen, war ein glühender Feuerstrom; ich sah, wie er von dem Gebirge sich gegen Torre del Greco hinabwälzte. Mein Vater — beati sunt mortui — hat mir selbst reife Trauben hier abgepflückt, wo jetzt nur die schwarze steinharte Rinde liegt. — Die Kerzen brannten blau drinnen in der Kirche und die Mauern waren roth von dem starken Feuerschein. Die Weinfelder wurden von der Lava überzogen, allein die Kirche ragte wie eine schwimmende Arche aus dem glühenden Feuermeer hervor."

Wie die Rebenzweige mit schweren Trauben sich von Baum zu Baum schlingen und nur als eine einzige Guirlande erscheinen, so reiht sich um die Bucht von Neapel Stadt an Stadt. Der ganze Weg, die so eben erwähnte verheerte Strecke ausgenommen, erscheint wie eine Toledostraße. Die mit Leuten überladenen Cabriolets, Reiter auf Pferden, wie auf Eseln kreuzten einander, ganze Caravanen von Reisenden, Damen und Herren, trugen zur Belebung des Gemäldes bei.

Immer hatte ich mir Pompeji, so wie Herculanum unter der Erde gedacht; allein so ist es gar nicht. Vom Gebirge herab hat es über die Weingärten bis zum blauen Mittelmeer hin Alles überschaut. Mit jedem Schritte stiegen wir und standen endlich vor einem durchgebrochenen Wall von schwarzgrauer Asche, welchem einzelne grüne Hecken und Baumwollenpflanzen ein freundlicheres Ansehen zu geben versuchten. Es zeigten sich wachehaltende Soldaten, und wir traten in Pompeji's Vorstadt.

„Sie haben doch die Briefe an Tacitus gelesen?“ — sagte Maretti. — „Sie kennen den jüngern Plinius, nun werden Sie Commentare zu seinen Werken sehen, wie sie noch Niemand hat.“

Die Gräberstraße heißt die lange Straße, in der wir uns befanden. Hier ist Denkmal an Denkmal; vor zweien befinden sich reiche steinerne Divans, mit schönen Verzierungen; hier haben zu jenen Zeiten Pompeji's Töchter und Söhne auf ihren Wanderungen aus der Stadt ausgeruht. Von den Gräbern schauten sie über die blühende Natur

und den lebhaften Verkehr auf der Landstraße und in die Bucht hinaus. Jetzt erblickten wir zu beiden Seiten eine Reihe Häuser, alle mit Kaufläden; wie Gerippe mit leeren Augenhöhlen starrten sie mich an; ringsum zeigten sich Spuren der Erdbeben, die vor der großen Verheerung die Stadt erschüttert hatten. Mehrere Häuser zeigten deutlich, daß sie eben im Bau gestanden, als Feuer und Asche sie für Jahrhunderte begruben; unvollendete Carnieße von Marmor lagen an der Erde und daneben die Modelle dazu von **terra cotta**.

Jetzt waren wir erst an die Mauern der Stadt gelangt; breite Stufen wie die eines Amphitheaters führten zu ihr hinauf. Vor uns erstreckte sich eine lange, wie in Neapel mit breiten Lavafliesen gepflasterte Straße, Ueberreste also von einer weit früheren Eruption wie die, welche vor siebzehn Jahrhunderten Herculanum und Pompeji verheerte. Tiefe Spuren der Räder sind an den Steinen sichtbar, und an den Häusern noch die Namen der Bewohner, schon eingegraben, während diese noch lebten, zu lesen; vor einzelnen Häusern hingen noch Aushängeschilder, von welchen eins anzeigte, daß in dem Hause Mosaikarbeiten verfertigt würden.

Alle Zimmer waren klein, das Licht fiel durch die Decke oder durch eine Oeffnung über der Thür hinein; ein viereckiger Porticus schließt den Hofraum ein, der gewöhnlich nur für ein einziges Blumenbeet oder das Bassin, aus dem der Springbrunnen stieg, groß genug ist. Uebrigens sind Höfe und Fußböden mit schöner Mosaik geziert, in wel-

cher künstliche Formen, Cirkel und Quadrate sich durchschneiden. Die Wände sind bunt gemalt mit grellen weißen, blauen und rothen Farben; Tänzerinnen, Genien, leichte, schwebende Gestalten ringsum auf dem glühenden Grunde; Alles unbeschreiblich anmuthig in Colorit und Zeichnung und von einer Frische, als wären sie gestern gemalt. Federigo und Maretti waren im tiefen Gespräch von der wunderbaren Composition der Farben, die so außerordentlich gut der Zeit widerstanden, ja bevor ich es wußte, waren sie in Bayardi's zehn Foliobände von Herculanums uralten Ueberresten tief hinein. Sie thaten, wie tausend Andere, vergaßen die poetische Wirklichkeit, die vor ihnen da lag, und warfen sich auf die Kritik und Abhandlungen darüber. Pompeji selbst wurde über gelehrten Forschungen vergessen. Ich war in diese auswendig gelernten Mysterien nicht so eingeweiht; die Wirklichkeit um mich her war mir eine poetische Welt, in der meine Seele sich zu Hause fühlte. Jahrhunderte schmolzen hier in Jahre zusammen, offenbarten sich in Momenten, jede Sorge schlummerte und meine Gedanken gewannen aufs Neue Ruhe und Begeisterung.

Wir standen vor Sallust's Hause.

„Sallust!" — sprach Maretti und lüftete den Hut: „corpus sine animo! Die Seele ist fort, doch begrüßen wir ehrerbietig den todten Körper."

Ein großes Gemälde, Diana und Actäon, bedeckte die Wand, dem Eingang gegenüber. Die Arbeiter schrien laut und freudig auf und zeigten im Kerzenscheine einen präch-

tigen marmornen Tisch, weiß wie der Stein von Carrara, der von zwei herrlichen Sphinxen getragen wurde; doch ergriffen mich noch mehr die gelben Knochen, die vor mir lagen, und in der Asche ein Abdruck einer schönen weiblichen Brust.

Wir gingen über das **Forum** nach Jupiters Tempel. Die Sonne schien auf die weißen marmornen Säulen; weit hinten stand der rauchende Vesuv, pechschwarze Wolken wälzten sich aus dem Krater und weiß wie Schnee ruhte der dicke Dunst über dem Lavastrom, der sich den Weg den Bergabhang hinab bahnte.

Wir besahen die Theater und setzten uns auf die stufenförmigen Bänke. Die Bühne mit ihren Säulen, ihr gemauerter Hintergrund mit Ausgangsthüren, Alles stand da, als wäre gestern gespielt worden; keine Töne wollten aber mehr vom Orchester heraufschallen, kein Roscius zu der jauchzenden Menge reden; Alles war todt, nur die große Bühne der Natur um uns athmete Leben. — Die saftiggrünen Weingärten, die lebhaft von Menschen und Thieren durchkreuzten Wege nach Salerno und im Hintergrunde die dunkelblauen Gebirge mit scharfen Umrissen gegen den lauen Luftton, Alles war eine Schaubühne, auf welcher Pompeji selbst wie ein tragischer Chor dastand, der von der Macht des Todesengels sang. Ich sah ihn ja selbst, ihn, dessen Flügel rabenschwarze Asche und strömende Lava sind, die er über Städte und Dörfer verbreitet.

Erst gegen Abend wollten wir den Vesuv besteigen, dann war die glühende Lava und das Mondlicht von grö-

ßerer Wirkung. In Resina nahmen wir Esel und ritten das Gebirge hinauf. Der Weg ging zwischen Weingärten und einsamen Gebäuden, doch bald verkrüppelte sich die Vegetation in kleine trübselige Hecken und trockne rohrähnliche Stengel. Es wehte ein starker und kalter Wind, sonst war der Abend schön. Die Sonne erschien, indem sie versank, wie flammendes Feuer, der Himmel strahlte wie Gold, das Meer war Indigo und die Inseln blaßblaue Wolken. Es war eine Feenwelt, in der ich mich befand. Am Rande der krummen Bucht erblaßte Neapel mehr und mehr; in weiter Ferne standen die Berge mit Schnee bedeckt, herrlich glänzend wie die Gletscher der Alpen, während rechts, uns ganz nahe, die rothe Lava des Vesuv glühte.

Jetzt betraten wir eine mit eisenschwarzer Lava bedeckte Ebene ohne Weg oder Pfad. Unsere Esel prüften vorsichtig mit dem Fuße, bevor sie fest auftraten. So erreichten wir sehr langsam einen höhern Theil des Gebirges, der wie ein Vorgebirge aus diesem todten versteinerten Meere hervorragte. Durch einen engen Hohlweg, wo nur rohrähnliche Stengel emporsproßten, nahten wir uns der Wohnung des Einsiedlers. Eine Schaar Soldaten saßen hier um das angezündete Feuer und tranken Lacrimae Christi aus ihrer Fogliette. Sie dienten den Fremden zur Escorte gegen Räuber aus den Gebirgen. Fackeln wurden angezündet; der Wind bewegte die Flammen, als wollte er jeden Funken erlöschen und zerstieben lassen. Bei dem unsteten beweglichen Schein ritten wir nun am dunkeln

Abend auf dem engen Felsenpfade über lockere Lavastücke, dicht an tiefen Schluchten fort. Endlich erhob sich vor uns wie ein Gebirge der kohlenschwarze Aschengipfel, wo wir hinauf sollten, weiter aber konnten die Esel nicht steigen; sie blieben bei den Burschen zurück, die ihre Führer waren.

Der Führer schritt mit der Fackel voran; wir Anderen hinterher, jedoch in schräger Richtung, denn es ging durch die weiche Asche, in welche wir bis an die Kniee versanken, steil hinauf; hinter einander konnten wir nicht gehen, denn in der Asche lagen große Steine und Lavablöcke, die hinab rollten, wenn wir auf sie traten; bei jedem zweiten Schritte glitten wir einen zurück, alle Augenblicke fielen wir in der schwarzen Asche und es war, als hätten wir ein bleiernes Gewicht an den Füßen.

„Muth, Muth!“ rief der Führer an der Spitze, „bald sind wir oben!“ allein immer schien der Gebirgsgipfel in gleicher Höhe vor uns zu stehen. Erwartung und Sehnsucht beflügelten meine Schritte; eine Stunde war verstrichen, bevor wir hinauf gelangten; ich war der Erste.

Eine große, mit mächtigen, durch einander geworfenen Lavastücken besäete Fläche breitete sich hier vor dem Auge aus; mitten darauf stand noch ein Aschenhügel. Es war der Kegel mit dem tiefen Krater. Wie eine Feuerkugel hing gegenüber der Mond, so hoch war er gestiegen; erst jetzt gestattete uns das Gebirge, ihn zu sehen, jedoch nur einen Augenblick. In dem nächsten wirbelte mit der Schnelligkeit des Gedankens eine kohlschwarze Rauchsäule aus dem Krater; es wurde düstere Nacht ringsum; ein tiefer Donner

rollte innerhalb des Gebirges. Es bebte unter unseren Füßen, wir mußten uns an einander festhalten, um stehen zu bleiben, und nun erfolgte ein knallendes Getöse, das hundert Kanonen nur schwach nachahmen könnten. Der Rauch trennte sich und eine Feuersäule erhob sich gewiß eine Miglie hoch in die blaue Luft; glühende Steine stiegen wie Blutrubinen in dem weißen Feuer hinauf. Wir sahen sie schon wie Racketen über uns herabfallen, allein in gerader Richtung sanken sie wieder in den Krater nieder oder rollten glühend von dem Aschenhügel hinab. „Ewiger Gott!" stammelte mein Herz; ich vermochte kaum zu athmen.

„Der Vesuv ist heute in keiner Festtagslaune," sagte der Führer und winkte uns weiter vorwärts. Ich glaubte, daß die Wanderung zu Ende sei, aber der Führer deutete über die Ebene hin, wo der ganze Horizont wie glänzendes Feuer erschien. Riesengroße Gestalten bewegten sich wie schwarze Schattenbilder auf dem hellen Feuergrunde. Es waren Reisende, die zwischen uns und der herabströmenden Lava standen. Wir hatten, um diese zu vermeiden, das Gebirge umgangen und es von der östlichen entgegengesetzten Seite bestiegen; indessen konnten wir uns dem Krater selbst in diesem unruhigen Zustande nicht nähern, sondern nur der Stelle, wo die Lavaströme wie Quellen aus dem Gebirgsabhang stürzten; wir ließen daher den Krater links, gingen über die Ebene vorwärts und kletterten über die großen Lavablöcke. Hier war weder Weg noch Steg. Das bleiche Mondlicht und der rothe Fackelschein auf dem unebenen Boden machten, daß jeder Schatten, jeder

Blick einem Abgrunde glich, weil wir nur das tiefe Dunkel sahen. Aufs Neue erklang unter uns der starke Donner — Alles wurde Nacht, die indessen bald von einer neuen Eruption erhellt ward.

Nur langsam mit den Händen vor uns tappend gingen und kletterten wir dem Ziele zu, allein bald fühlten wir, daß Alles, was wir berührten, warm sei. Zwischen den Lavastücken dampfte es heiß, wie aus einem Ofen. Jetzt lag eine glatte Ebene vor uns: ein nur zwei Tage und Nächte alter Lavastrom, dessen obere Rinde von der Einwirkung der Luft bereits schwarz und fest, aber kaum eine halbe Elle dick war; unter dieser stand fadentief glühende Lava, fest wie die Eisrinde auf einem See lag hier die festgeronnene Haut über einem Feuermeere. Hier mußten wir hinüber, auf der anderen Seite lagen wieder die holperigen Blöcke, worauf die Fremden standen und auf den neuen Lavastrom, den man erst dort erblickte, hinabschauten.

Einer nach dem Andern gingen wir, den Führer an der Spitze, auf die Rinde hinaus. Es wärmte durch die Sohlen, an mehreren Stellen hatte die Hitze große Risse darin gemacht, und wir sahen unter uns das rothe Feuer! Wäre die Rinde geborsten, so wären wir in ein Feuermeer hinunter gestürzt. Prüfend stellten wir den Fuß darauf und dann doch fest hin, um schnell einen Schritt weiter zu kommen, denn es brannte uns unter den Füßen, und wie das Eisen, wenn es anfängt sich abzukühlen, schwarz wird, aber durch die Berührung augenblicklich seinen Feuerschein wie-

der annimmt, so zeigte sich hier dieselbe Wirkung: auf dem Schnee wurden die Spuren schwarz, hier roth. Niemand von uns sprach ein Wort, so furchtbar hatte sich Keiner diese Wanderung vorgestellt. Ein Engländer kehrte mit seinem Führer zurück, er kam eben auf der von Rissen umgebenen Inselrinde an mir vorüber.

„Giebt's hier Engländer?“ fragte er.

„Italiener nur und einen Dänen,“ gab ich zur Antwort.

„**Damn'd!**“ Das war Alles, was gesprochen wurde. Wir hatten nun die großen Blöcke erreicht, auf welchen mehrere Fremde standen. Ich stieg auch hinauf und vor mir den Gebirgsabhang hinab floß langsam der frische Lavastrom; er sah aus wie ein rothglühender Feuerschlamm, wie das geschmolzene Metall, das aus dem Ofen strömt; groß, breit und in einer ungeheuern Strecke unter uns breitete er sich aus. Kein Wort, kein Bild kann diese Erscheinung in ihrer Größe und Furchtbarkeit wiedergeben. Der Luftstrom selbst erschien wie Feuer und Schwefel, ein dicker Dampf schwebte roth vom Wiederscheine über dem Lavastrom hin, aber ringsum war Nacht. Es donnerte in der Tiefe, und über uns erhob sich die weite Feuersäule mit den glühenden Steinen. Nie vorher hatte ich mich Gott so nahe gefühlt; seine Allmacht und Größe füllten meine Seele! Es war als brennte dies Feuer ringsum jedes Siechthum in ihr aus und flößte mir Kraft und Muth ein; mein unsterblicher Geist erhob seine Flügel: „Mächtiger Gott, dein Apostel will ich sein! In dem Sturme der Welt will ich deinen Namen, deine Kraft und Herrlichkeit

besingen! Höher soll mein Gesang erschallen, als der des Mönchs in seiner einsamen Zelle. Dichter bin ich! Verleihe mir Kraft, bewahre meine Seele rein, wie es deinem Priester und dem der Natur geziemt."

Meine Hände falteten sich zum Gebet, und zwischen Feuer und Wolken kniete ich in Gedanken vor dem, dessen Wunder und Größe zu mir sprach.

Wir schritten herunter und nur wenige Schritte von der Stelle, wo wir standen, sahen wir das Lavastück mit Getöse durch die geborstene Rinde versinken und eine Wolke von Funken in die Höhe hinaufwirbeln, aber ich bebte nicht, ich fühlte die Nähe Gottes. Es war ein Augenblick in meinem Leben, wo die Seele, sich des Glücks ihrer Unsterblichkeit bewußt, über Furcht und Schmerz erhaben ist.

Ringsum sprühten Funken aus kleinen Kratern, und von dem größern erfolgten jede Minute neue Eruptionen. Es saus'te in der Luft, wie wenn die Vogelschaaren auf einmal aus einem Walde emporfliegen. Federigo war entzückt wie ich, und das Hinabsteigen vom Gebirge in der weichen Asche entsprach unserm bewegten Gemüthe. — Wir flogen, es war wie ein Fall durch die Luft, wir glitten, liefen, sanken hinein. Die Asche lag wie frischgefallener Schnee auf dem Gebirge. Nur zehn Minuten brauchten wir, um hinabzukommen, wo wir mehr als eine Stunde zum Hinaufsteigen gebraucht hatten. Der Wind hatte sich gelegt, unsere Esel harrten unser und in der Einsiedlerwohnung saß unser Gelehrter, der die ermüdende Wanderung, das Gebirge hinauf, nicht hatte mitmachen wollen.

Ich fühlte mich wie neu belebt; mein Blick kehrte immer zurück; die Lava lag in der Ferne wie kolossale, hinabgefallene Sterne; der Mond schien so hell, als wäre es am Tage. Wir fuhren den Meerbusen entlang und sahen den Reflex des Mondes und der Lava in zwei langen Streifen, einem rothen und einem silbernen, auf dem Wasserspiegel zittern. Ich empfand eine Kraft in meiner Seele, eine Klarheit in meinen Begriffen, ja ich fühlte mich, wenn ich das Kleine mit dem Großen vergleichen darf, in so fern mit dem Boccaccio verwandt, daß der Eindruck eines Orts und dessen augenblickliche Eingebung für das gänzliche Wirken des Geistes entscheidend war. Virgils Grab sah seine Thränen, die Welt seinen Dichterwerth; mir hatte die Größe des Vulkans Mißmuth und Zweifel abgeschüttelt, daher steht die Anschauung dieses Tages und dieses Abends so lebendig in meiner Seele, darum habe ich bei der Schilderung derselben verweilt und das beschreiben, was sie meiner Brust einprägte und was ich später aussprechen mußte.

Unser Gelehrter lud uns ein, ihm nach Hause zu folgen. Augenblicklich empfand ich eine Art Verlegenheit, eine seltsame Angst, nach dem letzten Auftritte zwischen mir und Santa, sie wieder zu sehen, aber der größere und wichtigere Entschluß in meiner Seele vernichtete bald diese kleine Betroffenheit. Sie faßte freundlich meine Hand, goß Wein in die Gläser, war natürlich und heiter, so daß ich mir zuletzt mein strenges Urtheil über sie vorwarf. In mir, das fühlte ich, lag der unreine Gedanke; ihr Mitgefühl und ihre Theilnahme, die so südlich heftig sich aus-

gesprochen, hatte ich für sinnliche Leidenschaft gehalten. Durch Freundlichkeit und Scherz, die meiner Stimmung jetzt natürlich waren, suchte ich mein seltsames Benehmen vom gestrigen Tage wieder gut zu machen. Sie schien mich zu verstehen, und in ihrem Blick las ich die innige Theilnahme und Liebe einer Schwester.

Sie hatten mich Alle noch nicht improvisiren hören und bewogen mich dazu; ich besang unsere Wanderung nach dem Vesuv, und Beifall und Begeisterung begrüßten mich. Was Annunziata's stummer Blick mir gesagt hatte, strömte in voller Beredsamkeit von Santa's Lippen; sie wurde durch ihre Rede doppelt schön. Ihr Auge brannte mit Gedankenblicken in meine Seele hinein.

XVIII.

Unerwartetes Zusammentreffen. Mein Auftreten im Theater San Carlo.

Es war entschieden — ich wollte als Improvisator auftreten. Täglich fühlte ich mehr Muth dazu; in Maretti's Hause, in den einzelnen Familien, deren Bekanntschaft ich dort gemacht hatte, trug ich durch mein Talent zur Unterhaltung der Gesellschaft bei und ärntete das größte Lob, wie auch große Ermunterung. Es war ein

Labsal für meine kranke Seele, ich empfand dabei Wonne und Dankbarkeit gegen die Vorsehung, und Niemand, der in meinen Gedanken hätte lesen können, konnte das Feuer, das in meinem Auge brannte, für Eitelkeit halten. Es war reine Freude! Das mir zugetheilte Lob ängstigte mich beinahe; ich fürchtete dessen unwürdig zu sein oder es mir nicht immer bewahren zu können. Ich empfand es tief und wage es zu sagen, obgleich es mich selbst zu sehr betrifft: Lob und Ermunterung sind die beste Schule für eine edle Seele, während Strenge und ungerechter Tadel entweder verschüchtern, oder Trotz und Uebermuth erwecken. Ich habe es aus eigener Erfahrung gelernt. Maretti bezeigte mir sehr große Aufmerksamkeit und mehr Theilnahme, als bei ihm gewöhnlich Statt fand. Er führte mich bei Personen ein, deren Bekanntschaft mir auf der von mir gewählten Laufbahn nützlich sein konnte; Santa selbst war unbeschreiblich mild und liebenswürdig gegen mich, und dennoch war es, als hielt mich etwas von ihr entfernt. Immer erschien ich mit Federigo oder wenn ich wußte, daß die Gesellschaft schon versammelt war. Ich fürchtete, daß der letzte Auftritt sich erneuern möchte, jedoch verweilte mein Blick auf ihr, wenn sie es nicht bemerkte, und ich mußte sie schön finden. Es ging mir, wie es so oft in der Welt geht; man wird geneckt, es wird erzählt, daß man einen Gegenstand liebe, an den man nie gedacht oder den man nie besonders bemerkt hat; allein nun rührt sich die Lust zu erforschen, welche Vorzüge denn wohl dieser Gegenstand besitze, weshalb unsere Wahl eben ihn getroffen haben solle. Es ist

Neugierde, aber die Neugierde wird Theilnahme, und man hat Beispiele, daß Theilnahme Liebe wird. —

Bei uns kam es blos zur Theilnahme, zu einer Art sinnlichen Beschauens, das ich früher nie gekannt hatte; aber eben dadurch entstand ein Herzklopfen, eine Angst, die mich blöde machten und von ihr entfernt hielten.

Zwei Monate hatte ich mich schon in Neapel aufgehalten. Für den folgenden Sonntag wurde mein Auftreten in dem großen Theater San Carlo angesetzt; die Oper: „Der Barbier von Sevilla“ sollte gegeben werden und nachher sollte ich über gegebene Themata improvisiren. Ich nannte mich Cenci; ich hatte nicht die Dreistigkeit, meinen Namen auf den Anschlagezttel setzen zu lassen.

Eine sonderbare Sehnsucht nach dem entscheidenden Tage, der meinen Ruhm begründen sollte, erfüllte meine Seele; aber oft rieselte auch eine Angst, ein Fieberschauer durch mein Blut. Federigo tröstete mich und sagte, es rühre von der Luft her; er und beinahe Alle empfanden etwas Aehnliches. Es kam von dem Vesuv, dessen Eruptionen in starker Zunahme waren. Der Lavastrom war schon unten am Berge und nahm die Richtung gegen Torre dell' Annunziata. Wir konnten des Abends das Donnergebrüll im Gebirge hören; die Luft war mit Asche erfüllt, die in dichten Schichten auf Bäumen und Blumen lag. Der Gipfel des Gebirgs stand von schwarzen gewitterschwangern Wolken verhüllt, und bei jeder Eruption schossen weißblaue Blitze in zickzackförmigen Strahlen aus diesen hervor.

Santa befand sich auch nicht wohl; „es ist das Fieber,“ sagte sie, ihr Auge brannte, sie war blaß und äußerte eine heftige Betrübniß über ihr Unwohlsein; denn an dem Abend, wo ich auftrat, wollte und mußte sie in San Carlo sein. „Ja!“ sagte sie, „sollte ich auch den Tag darauf an dreimal stärkerem Fieber leiden, so bleibe ich doch nicht zu Hause; das Leben muß man für seine Freunde wagen, selbst wenn es nicht anerkannt wird!“

Bald trieb ich mich auf der Promenade, bald in den Kaffeehäusern, bald in den verschiedenen Theatern umher; zu anderen Stunden führte mich mein bewegtes Gemüth in die Kirchen zu Madonna's Füßen hin. Dort beichtete ich jeden sündlichen Gedanken und flehte um Muth und Kraft, dem mächtigen Gefühle in meiner Seele zu folgen. Aber selbst dort stellte der Versucher Bilder vor meine Seele, raunte mir „**che bella ragazza**!“ ins Ohr, und meine Wangen brannten, indem ich mich losriß. Mein Geist und mein Blut rangen um die Herrschaft; es war mir, als wäre mein ganzes eigentliches Ich in einer Uebergangs-Periode begriffen. Den Sonntag Abend hielt ich für den Culminations-Punkt.

„Wir müssen doch einmal nach dem großen Spielsaal hin!“ — hatte Federigo oft gesagt. — „Ein Dichter muß Alles kennen!“ — Dennoch waren wir nicht dort gewesen, und eine Art Schüchternheit hielt mich davon ab, allein hinzugehen. Bernardo hatte doch einst in seiner Aeußerung von mir einigermaßen Recht gehabt, daß meine Erziehung bei der guten Domenica und die Klosterzucht der Jesuiten-

schule mir ein wenig Ziegenmilch — Feigheit hatte er es sogar recht beleidigend genannt — ins Blut gegossen habe. Mehr Entschlossenheit war mir nöthig; wollte ich die Welt schildern, so mußte ich mehr in ihr leben. Diese Gedanken bewegten sich recht lebhaft in meiner Seele, als ich etwas spät in der Nacht an dem bekannten Spielsaal in Neapel vorüberkam.

„Ich will hinauf, eben weil ich Mangel an Muth dazu spüre;" sagte ich bei mir selbst; „ich brauche ja nicht zu spielen. Federigo und meine anderen Freunde werden sagen, daß ich sehr vernünftig gethan habe."

Wie schwach man doch sein kann! Mein Herz klopfte, als beginge ich eine Sünde, während meine Vernunft mir zuflüsterte: daß ja gar nichts Böses daran sei. Schweizer standen im Thorwege, die Treppe war glänzend erhellt. Im Vorsaal wimmelte es von Dienern, die mir Hut und Stock abnahmen und mir die Thür zu einer Reihe reich erleuchteter Zimmer öffneten. Hier befand sich eine große Versammlung von Herren und Damen. Besorgt, verlegen zu erscheinen, durchschritt ich rasch den ersten Saal; auch schien mich Niemand zu bemerken. Sie saßen an großen Spieltischen rings umher; Haufen von Colonnati und Louisd'or lagen vor ihnen.

Eine nicht mehr junge, aber gewiß einst sehr hübsche Dame saß reich gekleidet und mit geschminkten Wangen an einem derselben, den seltsamen Falkenblick auf den goldnen Haufen gerichtet und mit der hagern Hand die Karten fest umschließend. Junge, sehr hübsche Mädchen standen im

traulichen Gespräch mit mehreren Herren. Alle diese schönen Töchter der Sünde hatten einmal Herzen gewonnen, selbst die alte Dame mit dem Falkenblicke, so wie sie auch jetzt nur auf diese Farbe gewann. In einem der kleineren Zimmer stand ein grün und roth gewürfelter Tisch. Ich bemerkte, daß ein Colonnato oder mehrere auf eine dieser Farben gesetzt wurden. Man rollte die Kugel; blieb sie auf der gewählten Farbe liegen, so war der Einsatz doppelt gewonnen. Es ging schnell wie die Pulsschläge: Gold und Silber rollten über den Tisch. Nun griff auch ich in die Tasche und warf einen Colonnato auf den Tisch; er fiel auf die rothe Farbe. Der Mann, der das Spiel lenkte, sah mich mit einem fragenden Blick an; ich nickte unwillkürlich, die Kugel rollte, und mein Geld war verdoppelt. In einer Art Verlegenheit ließ ich es liegen; die Kugel rollte immer weiter. Ich hatte Glück im Spiele; mein Blut gerieth in Wallung; es war ja nur das der Fortuna geweihte Geld, das ich wagte. Bald lag ein Haufen Silber vor mir; als Gegengewicht glänzten Louisd'or daneben. Ich stürzte ein Glas Wein hinunter; denn mir brannte der Gaumen. Die goldne und silberne Masse wurde immer größer, da meine Hand sie nicht theilte. Da rollte die Kugel aufs neue, und kaltblütig strich der Banquier den ganzen glänzenden Haufen ein. Mein schöner goldner Traum war zerstoben; allein ich war auch erwacht, hatte nur den eingesetzten Colonnato verloren; damit tröstete ich mich und trat in den nächsten Saal.

Unter den jungen Damen zog Eine meine Aufmerksamkeit

auf sich durch eine sonderbare Aehnlichkeit mit Annunziaten, nur war sie größer und voller. Mein Blick ruhte fortwährend auf ihr. Sie bemerkte es, trat zu mir hin und, auf einen der kleineren Spieltische zeigend, fragte sie, ob wir eine Partie mit einander machen wollten? Ich entschuldigte mich aber und ging in das Zimmer, aus dem ich gekommen war, zurück; sie folgte mir mit dem Auge. Im innern Zimmer spielten einige junge Herren Billard; obgleich Damen mitspielten, hatten jene doch den Frack ausgezogen — ich dachte nicht daran, welche Freiheiten diese Gesellschaft gestattete. Gerade vor der Thür, jedoch den Rücken mir zugewandt, stand ein junger Mann von schöner Gestalt. Er setzte das Queue an den Ball und machte einen meisterhaften Stoß, der ihm lauten Beifall gewann. Auch die Dame, die meine Aufmerksamkeit erregt hatte, nickte freundlich und schien etwas Wichtiges zu sagen; denn er wandte sich schnell und drückte ihr einen Kuß auf die Wange, während sie ihn scherzend auf die Schultern schlug; allein mein Herz klopfte — es war Bernardo.

Ich hatte den Muth nicht, näher zu treten, doch mußte ich völlige Gewißheit haben. Ich schlich die Wand entlang durch eine offne Thür, die in einen großen, halbdunkeln Saal führte, um von dieser Stelle, ohne selbst bemerkt zu werden, ihn genauer betrachten zu können. Im Saale herrschte Dämmerung, rothe und weiße Lampen verbreiteten ein schwaches Licht. Ein künstlicher Garten war hier aufgestellt und Lauben gebaut, jedoch nur von gemalten, blechernen Blättern, von Kübeln mit Orangenbäumen

umgeben. Ausgestopfte Papageien mit buntem Gefieder wiegten sich auf den Zweigen, während ein Positiv in gedämpften Tönen leichte, anmuthige, das Herz erregende Melodien spielte. Eine milde Kühlung wehte durch die offnen Thüren von den Arcaden. Kaum hatte ich das Ganze mit einem flüchtigen Blick betrachtet, als Bernardo mit leichten Tritten sich näherte. Ich zog mich mechanisch in die Laube neben mir zurück. Er sah mich stehen, nickte lächelnd, als hätte er einen Bekannten erblickt, und warf sich in einer benachbarten Laube auf einen Divan, wo er halblaut irgend ein Lied trällerte.

Tausend Gefühle bewegten meine Brust. Er hier? Ich ihm so nahe? Ich fühlte, daß ich an allen Gliedern zitterte, und mußte mich niedersetzen. Die duftenden Blumen, die halbgedämpfte Musik, die Dämmerung, selbst der weiche, elastische Divan, Alles brachte eine Art Traumwelt hervor, und nur in einer solchen konnte ich glauben, Bernardo zu begegnen. Ehe ich mich noch erholt hatte, schwebte die vorerwähnte junge Dame durch die Thür hinein. Sie war im Begriff, in die Laube, in der ich verweilte, zu treten, als Bernardo noch lauter sang. Sie erkannte die Stimme und kehrte schnell um — ich vernahm einen Kuß. Er brannte mir in der Seele.

Ihn, den treulosen, leichtsinnigen Bernardo, hatte Annunziata mir vorgezogen. Schon so kurz nach dem Glücke seiner Liebe konnte er sie vergessen, an einem von Schlamm geformten Bilde der Schönheit seine Lippen entweihen? — Ich stürzte aus dem Saale, aus dem Hause,

mein Herz klopfte heftig vor Zorn und Schmerz; der Tag brach schon an, als ich einschlummerte.

Am Abend dieses Tages sollte ich in San Carlo auftreten. Der Gedanke daran, das Abenteuer von gestern brachten meine ganze Seele in Bewegung. Inbrünstiger hatte noch nie mein Herz zu Madonna und den Heiligen gefleht. Ich trat in die Kirche, ließ mir vom Priester das heilige Brot, den blutigen Körper des Erlösers reichen, flehte es an, mich zu stärken und zu reinigen, und empfand dessen wundervolle Kraft. Nur ein Gedanke, der, ob Annunziata hier sei, ob Bernardo ihr gefolgt wäre, griff noch zerstörend in die mir so nöthige Geistesruhe ein. Federigo brachte mir die Gewißheit, daß sie nicht da sei, dagegen hatte Bernardo, der Fremdenliste zufolge, sich schon seit vier Tagen hier aufgehalten. Ich wußte, daß Santa das Fieber habe, aber doch ins Theater wolle. Die Anschlagzettel waren an allen Ecken angeschlagen. Federigo erzählte Geschichten. Der Vesuv warf stärker, als gewöhnlich, Feuer und Asche aus. Alles war in Thätigkeit.

Die Oper hatte schon begonnen, als die Kutsche mich des Abends nach dem Theater abholte. Hätte die Parze neben mir gesessen und die Schere an meinen Lebensfaden gesetzt, so würde ich: „Nur zu!“ gerufen haben, glaube ich. „Gott! lenke Alles zum Besten!“ war mein Gebet und mein Gedanke.

In dem Foyer fand ich eine Menge von den Künstlern der Bühne und einige Schöngeister, selbst einen Improvisator, Sontini, der Professor der französischen Sprache

war. Maretti hatte mich mit ihm bekannt gemacht. Die Conversation war leicht; sie scherzten und lachten. Die Sänger im Barbier kamen und gingen, als handelte es sich von einem gesellschaftlichen Tanze. Die Bühne war ihre gewohnte Heimath.

„Wir werden Ihnen ein Thema aufgeben," sagte Santini; „oh, eine harte Nuß, aber es wird doch gehen! Ich erinnere mich recht gut, wie ich bebte, als ich zum ersten Mal auftreten sollte, aber es ging doch gut — ich hatte meine Pfiffe, kleine, unschuldige Kunstgriffe, welche die Vernunft gebietet: gewisse kleine Stanzen von der Liebe, von der Vorzeit, von Italiens Schönheit, von Poesie und Kunst auswendig zu lernen und zu rechter Zeit anzubringen zu wissen, auch ein Paar stehende Gedichte bei der Hand zu haben; das muß man Alles verstehen."

Ich versicherte, daß ich auf dergleichen Dinge gar nicht gedacht habe.

„Ja, das sagt man wohl!" entgegnete er lachend. „Nun, laßt es gut sein! Sie sind ein gescheidter junger Mann; Sie werden ein glänzendes Glück machen!"

Das Stück war schon längst zu Ende; ich stand allein auf der leeren Bühne. „Das Schafott ist errichtet!" sagte der Regisseur lachend, und gab dem Maschinisten das Zeichen. Der Vorhang flog in die Höhe.

Ich sah nur einen schwarzen Abgrund vor mir, konnte nur die vorderen Köpfe im Orchester und die ersten Logen des fünf Ränge hohen Gebäudes unterscheiden. Eine dicke warme Luft wogte mir entgegen. Ich empfand eine Fassung,

die mich selbst verwunderte. Zwar war die Seele erregt, allein sie war, wie sie sein sollte, biegsam und für jeden Gedanken empfänglich. So wie die Luft am klarsten ist, wenn im Winter eine scharfe Kälte sie durchzieht, so fühlte ich auf einmal Spannung und Kraft. All mein geistiges Vermögen war rege, wie es hier sein sollte und mußte.

Jedem stand es frei, mir auf einem Zettel den Gegenstand aufzugeben, über den ich improvisiren sollte. Ein Polizei-Secretair sah erst nach, daß nichts Gesetzwidriges aufgegeben wurde. Darauf konnte ich wählen. — Auf dem ersten stand: **il cavaliere servente**; über diese Art Dienst hatte ich nie recht nachgedacht. Ich wußte wohl, daß der Cicisbeo, wie man jenen auch nennt, der Ritter der Gegenwart sei, der, da er nicht mehr in die Schranken für seine Dame treten kann, ihr treuer Begleiter ist, der die Stelle des Eheherrn vertritt. Ich dachte an das bekannte Sonett: **Femmina di costume, di maniere** *). Augenblicklich aber wollten keine Ideen, diesem Gegenstand angemessen, in meinem Gehirn entstehen. Mit ungeduldiger Erwartung öffnete ich das zweite Blatt. Hier stand „Capri;“ auch

*) Die Cicisbeatur soll in Genua unter den Kaufleuten entstanden sein. — Die Geschäfte hielten Viele vom Hause entfernt; wollten sie dann die Frau nicht einsperren, so mußten sie sie einem Freunde anvertrauen, der ihr Begleiter sein konnte; gewöhnlich war dieser ein Geistlicher. Allmälig wurde es Mode; Niemand konnte mehr einen solchen entbehren. Das Verhältniß war oft edel und rein, und man hat Beispiele, daß die genaue und getreue Erfüllung seiner Pflichten als Cicisbeo an dem Grabe eines solchen gelobt worden ist. — Obengenanntes Sonett ist in W. Müllers „Rom, Römer und Römerin,“ 2. Band, abgedruckt.

dies setzte mich in Verlegenheit. Ich war nicht auf der Insel gewesen und hatte nur ihre schöne Gebirgsformation von Neapel aus gesehen. Was ich nicht kannte, konnte ich auch nicht besingen, so mußte ich mich denn lieber an den cavaliere servente halten.

Ich öffnete den dritten Zettel: „Neapels Katakomben" las ich hier. Dort war ich auch nicht gewesen, aber bei dem Worte: Katakomben, trat ein Lebensmoment vor mich hin. Meine Wanderung als Kind mit Federigo und unsere Abenteuer standen lebendig vor meiner Seele. Ich griff einige Accorde, die Reime entstanden, ich weiß nicht wie. Ich erzählte, was ich empfunden und erlebt hatte, nur daß ich die römischen in die neapolitanischen Katakomben verwandelte. Zum zweiten Mal ergriff ich den Glücksfaden. Ein wiederholter stürmender Beifall begrüßte mich und strömte wie Champagner durch mein Blut. Jetzt wurde mir „Fata morgana" aufgegeben. Auch diese schöne Lufterscheinung, die Neapel und Sicilien zeigen, hatte ich nicht gesehen, aber ich war vertraut mit der schönen Feen-Phantasie, die in diesen glänzenden Schlössern haus'te. Meine eigne Traumwelt konnte ich schildern, in ihr schwebten auch Gärten und Schlösser; in meinem Herzen wohnte ja die schönste Fata morgana des Lebens.

Schnell überdachte ich meinen Stoff; es bildete sich daraus eine kleine Erzählung und neue Ideen strömten mir unter dem Gesange zu. Ich begann mit einer Schilderung der verlassenen Kirche am Posilippo, ohne jedoch den Namen zu nennen. Diese romantische Wohnung hatte mich

angezogen und ich gab ein Bild von der Kirche, die nun das Haus des Fischers geworden war. Ein zarter Knabe lag im Bette neben dem Fenster, wo Sanct Georgs Bild in die Scheibe gebrannt war. In der stillen, klaren Mondnacht besuchte ihn ein kleines, schönes Mägdlein; sie war so anmuthig, so leicht wie die Luft, trug schöne, bunte Flügel an den Schultern. Sie spielten mit einander, und sie führte ihn hinaus in den grünen Rebenwald, zeigte ihm tausend Herrlichkeiten, die er nie zuvor gesehen hatte; sie gingen in das Gebirge hinein, das sich in große glänzende Kirchen voller Bilder und Altäre öffnete; sie segelten auf dem schönen Meere nach dem rauchenden Vesuv hinüber, und das Gebirge erschien wie Krystall; sie sahen, wie das Feuer da drinnen kochte und braus'te; sie besuchten unter der Erde die alten Städte, von denen er erzählen gehört hatte, und alle die Bewohner wurden lebendig; er sah ihren Reichthum und ihre Pracht, noch größer, als die Ueberreste sie uns zeigen.

Sie lös'te die Flügel ab und band sie an seine Schultern, denn selbst ohne diese war sie leicht wie die Luft, sie brauchte jene nicht. So flogen sie über die Orangenwälder, über die Gebirge, über die üppig grünen Sümpfe nach dem alten Rom, in die todte Campagna hin, flogen dann über das schöne, blaue Meer weit an Capri vorüber, verweilten auf den rothen, glänzenden Wolken, und das kleine Mädchen küßte ihn, nannte sich die Phantasie, zeigte ihm die schöne, von Luft und Strahlen erbaute Burg ihrer Mutter, und sie spielten dort so glücklich und froh. Aber

so wie der Knabe größer wurde, kam das kleine Mädchen immer seltener; nur im Mondschein guckte sie zwischen den bunten Weinlauben und den Orangen hindurch, nickte ihm zu, und er wurde betrübt und gedankenvoll. Er mußte seinem Vater auf dem Meere helfen, lernte die Ruder gebrauchen, die Segel einziehen und im Sturm das Boot lenken. Aber so wie er emporwuchs, hafteten auch seine Gedanken fester an der lieben Spielgenossin, die nicht mehr erschien. Oft in der mondhellen Nacht, wenn er auf der windstillen See schwebte, ließ er das Ruder ruhen und starrte durch das tiefe, klare Wasser den sandigen gewächsvollen Boden an. Die Phantasie blickte dann mit dem dunkeln, schönen Auge zu ihm hinauf, schien ihm zu winken und ihn hinab zu rufen. Eines Morgens fanden sich mehrere Fischer am Ufer zusammen. In den Strahlen der aufgehenden Sonne schwamm unweit Capri eine neue, schöne, von den Farben des Regenbogens erbaute Insel, mit glänzenden Thürmen, Sternen und klaren, purpurgefärbten Wolken. „**Fata morgana!**“ riefen sie Alle und jauchzten froh ob der schönen Erscheinung; aber der junge Fischer kannte sie gut. Dort hatte er mit der wunderschönen Phantasie gespielt und gewohnt; seltsame Wehmuth und Sehnsucht ergriff seine Seele, aber durch seine Thränen erblaßte und verschwand ihm das ganze wohlbekannte Bild.

Am mondhellen Abend erschien aufs Neue die aus Duft und Strahlen gebildete Insel sammt dem Schlosse. Von dem Vorgebirge, wo die Fischer standen, sahen sie, mit der Schnelligkeit des Pfeiles, ein Boot auf die selt-

same Insel zu die Wogen durchschneiden und verschwinden. Plötzlich erlosch das ganze Strahlengebäude, eine kohlschwarze Wolke verbreitete sich über das Meer, eine Wasserhose bewegte sich über die ruhige Fläche, die nun in dunkelgrünen Wogen sich erhob. Als jene verschwand, wurde die See wieder ruhig. Der Mond schien hell an dem blauen Wasser, aber kein Boot wurde gesehen; der junge Fischer war mit der schönen „**Fata morgana**“ verschwunden!

Derselbe Beifall, wie vorher, begrüßte mich wieder; mein Muth stieg mit meiner Begeisterung. In jedem aufgegebenen Gegenstand fand ich Erinnerungen aus meinem Leben, die ich nur auszumalen brauchte. Nun sollte ich von Tasso improvisiren. Er war ich selbst; Leonore war Annunziata; wir sahen uns an Ferrara's Hof; ich duldete mit ihm im Gefängnisse, athmete, mit dem Tode im Herzen, die Freiheit wieder, während ich von Sorrento hinüber auf das wogende Meer nach Neapel schaute, saß mit ihm unter der Eiche an Sanct Onophrius Kloster; die Glocken des Capitoliums läuteten zu seiner Krönungsfeier, aber der Todesengel kam und reichte ihm seine Krone, die der Unsterblichkeit, zuerst hin.

Mein Herz klopfte heftig — ich war angegriffen, war in dem Fluge der Gedanken mit fortgerissen worden; nur ein Gedicht gab ich noch, das letzte: Sappho's Tod. Die Qual der Eifersucht empfand ich bei der Erinnerung an Bernardo. Annunziata's Kuß auf seine Stirn brannte in meiner Seele. Sappho's Schönheit war ja die Annunziata's,

aber ihr Liebesschmerz der meinige. Die Wogen schlossen sich über Sappho. —

Mein Gedicht hatte zu Thränen gerührt, mächtiger Beifall erklang von allen Seiten; nach der Herablassung des Vorhanges wurde ich zweimal hervorgerufen. Eine Wonne, eine namenlose Freude durchströmte mich, preßte aber zugleich mein Herz so zusammen, als müsse es brechen. Als ich von der Bühne trat, wurde ich umarmt, und mir ward Glück gewünscht. Mich überfiel ein heftiges, krampfhaftes Schluchzen.

Mit Sontini, Federigo und einigen der Sänger wurde ein lustiger Abend zugebracht; es wurde auf mein Wohlergehen getrunken. Ich war glücklich, aber meine Lippe wie gebunden.

„Er ist eine Perle!“ ließ sich Federigo in seiner Lustigkeit über mich aus; „sein einziger Fehler ist, daß er ein Joseph der Zweite ist, den wir, um ihn nicht mit einem Kaiser zu verwechseln, den man solcher Fehler nicht beschuldigt, lieber Joseph, den Sohn Jacobs, nennen wollen! Genieße das Leben, Antonio! Pflücke die Rose, eh' sie verblüht.“

Spät kam ich nach Hause, und unter Gebet und Dank an die Göttliche, die mich nicht verlassen hatte, schlief ich bald tief und fest ein.

XIX.

Santa. Die Eruption. Alte Verhältnisse.

Den nächsten Morgen stand ich, ein neugeborner Mensch, vor Federigo. Ich konnte meine Freude aussprechen, das vermochte ich den Abend vorher nicht, das Leben rings um mich sprach mich mehr an; ich fühlte mich älter, schien mir selbst durch den Thau der Ermunterung, der auf meinen Lebensbaum gefallen war, reifer geworden zu sein. Bei der Signora Santa mußte ich einen Besuch abstatten; sie hatte mich den Abend vorher ja gehört, und ich sehnte mich, auch hier das Lob, das nicht fehlen konnte, zu ärnten.

Maretti empfing mich entzückt, allein Santa hatte, nachdem sie aus dem Theater zurückgekehrt war, die ganze Nacht hindurch sehr vom Fieber gelitten. In diesem Augenblicke schlummerte sie und der Schlaf sollte sie stärken; ich mußte versprechen gegen Abend zurückzukehren. Den Mittag brachte ich mit Federigo und meinen neuen Freunden zu; Gesundheiten auf Gesundheiten wurden getrunken; der weiße Lacrymae Christi wechselte mit dem Calabreser-Wein; ich wollte nicht mehr trinken, mein Blut flammte; der Champagner sollte kühlen. Froh und heiter trennten wir uns; als wir auf die Straße gelangten, war die Luft vom Vesuv und vom starken Lavastrom erhellt. Mehrere fuhren schon hinaus, um das furchtbar schöne Schau-

spiel zu sehen; ich ging zu Santa; es war kurz nach Ave Maria. Sie wäre allein und befände sich viel besser, sagte das Dienstmädchen; der Schlaf hatte sie gestärkt; ich durfte hineingehen, sonst Niemand.

Ein schönes trauliches Zimmer, mit langen dichten Vorhängen vor den Fenstern, mit einer schönen marmornen Statue, Amor seine Pfeile wetzend, und einer argandischen Lampe, die dem Ganzen ein magisches Licht verlieh, ward mir geöffnet. Santa ruhte im leichten Nachtkleide auf dem weichen seidenen Sopha. Sie richtete sich halb in die Höhe, als ich eintrat, hielt mit der einen Hand die leichte sie umgebende Decke und streckte mir die andere entgegen.

„Antonio!“ rief sie. „Es ist ja trefflich gegangen, glücklicher Mensch! Sie haben Alle hingerissen! Ach! Sie wissen nicht, welche Angst ich Ihretwegen ausgestanden, wie mein Herz klopfte, und mit welcher Wonne ich wieder aufathmete, als Sie so meine größte Erwartung übertrafen.“

Ich verneigte mich vor ihr, fragte nach ihrem Befinden, sie reichte mir die Hand und versicherte, daß sie sich besser fühle: „Ja! viel besser, und,“ fügte sie hinzu, „Sie sehen ja auch wie neugeboren aus. Sie waren schön, sehr schön, als die Begeisterung Sie hinriß, ganz wie mein Ideal. Sie sah ich in jedem Gedichte! Bei dem kleinen Knaben mit dem Maler in den Katakomben mußte ich an Sie und Federigo denken!“

„Wir waren es auch,“ unterbrach ich sie, „ich habe, was ich gesungen, selbst erlebt!“

„Ja,“ entgegnete sie, „Alles haben Sie selbst erlebt,

Liebesglück, Liebesschmerz! Mögen sie so glücklich werden, als Sie es verdienen:"

Ich erzählte ihr, welche Veränderung mit meinem ganzen Wesen vorgegangen sei, wie ganz anders das Leben nun vor mir stehe; sie faßte meine Hand und sah mir mit dem dunklen, ausdrucksvollen Auge in die Seele hinein; sie war schön, schöner als gewöhnlich, eine feine Röthe belebte die Wangen, das schwarze glänzende Haar hing von der schön geformten Stirn glatt zurück. Die üppige Gestalt glich einer Juno, so schön, als ein Phidias sie nur hätte meißeln können.

„Ja, für die Welt müssen Sie leben!" rief sie. „Sie sind ihr Eigenthum, Millionen werden Sie erfreuen und entzücken; lassen Sie daher nicht den Gedanken an eine Einzige störend in Ihr Glück hineingreifen. Sie sind der Liebe werth, Alles reißen Sie hin durch Ihren Geist, durch Ihr Talent, durch —" — sie zog mich zu sich auf das Sopha nieder. — „Wir müssen ernsthaft mit einander reden, wir haben ja seit jenem Abend, wo Ihnen der Gram so schwer auf dem Herzen lag, kein vernünftiges Wort zusammen gesprochen. Sie schienen damals, ja! wie soll ich es nennen? — mich mißverstanden zu haben."

Das hatte ja wirklich mein Herz, und oft habe ich mir darüber Vorwürfe gemacht. „Ich bin Ihrer Güte nicht werth," sagte ich, einen Kuß auf ihre Hand drückend, und sah ihr mit Reinheit der Seele und der Gedanken in das dunkle Auge; dennoch brannte ihr Blick, ernst, beinahe kann ich sagen durchbohrend, auf mir ruhend. Hätte ein

Fremder uns gesehen, er würde dort Schatten erblickt haben, wo nur Reinheit und Licht war. Es war, mein Herz durfte es laut sagen, als begegneten sich hier Bruder und Schwester, Auge und Gedanken.

Sie war selbst bewegt, ich sah ihren Busen stärker wogen; sie lösete eine Bandschleife, um freier zu athmen.

„Sie sind meiner würdig, Geist und Schönheit sind jedem Weibe theuer!" sagte sie, ihren Arm um meine Schulter legend, und sah mir ins Auge; dann fuhr sie mit einem unaussprechlich beredten Lächeln fort: „und ich konnte glauben, daß Sie nur in einer Welt der Ideale träumten. Sie besitzen Feinheit und Klugheit, und diese tragen den Sieg davon. Daher brannte das Fieber in meinem Blute, daher war ich krank. Sie hatten mich ganz in Ihrer Gewalt, Antonio! Ihr Kuß, Ihre Liebe, sind mein Traum und mein Gedanke!"

Sie drückte mich fest an ihre Brust, ihre Lippen waren Gluth, versengende Gluth meinem Blute, meiner Seele, meinen Gedanken. — Ewige Mutter Gottes! Da stürzte Dein heiliges Bild von der Wand auf meinen Kopf nieder. Es war kein Zufall, nein, Du selbst berührtest meine Stirne, erfaßtest mich, indem ich im Begriff war, in den Strom der Leidenschaften unterzutauchen.

„Nein! nein!" rief ich aufspringend; mein Blut war kochende Lava.

„Antonio!" rief sie, „tödte mich! tödte mich, aber entferne Dich nicht!"

Ihre Wangen, ihre Augen, ihr Blick, jeder Ausdruck,

Alles war Leidenschaft, und dennoch war sie schön, ein mit Flammen gemaltes Bild der Schönheit; ein heftiges Zittern durchrieselte alle meine Nerven; ohne Antwort zu geben, verließ ich das Zimmer und stürzte die Treppe hinab, als verfolgte mich ein böser Geist.

Alles draußen war Flamme, so wie mein Blut; der Luftstrom wogte Wärme herab; der Vesuv stand in sprühendem Feuer, die Eruptionen erhellten Alles ringsum! Luft, Luft verlangte mein Herz! ich eilte nach dem Molo hin, an den offenen Meerbusen, wo die Brandung sich brach. Das Blut drängte sich bis in die Augen; ich kühlte meine Stirn mit dem salzigen Wasser, riß mein Kleid auf, damit jeder Luftzug hineindringen konnte, aber Alles war Flamme. Das Meer selbst zitterte im rothen Wiederscheine von der glühenden, den Berg herabströmenden Lava; wo ich hinsah, stand Santa's Bild in Flammen und schaute mit dem flehenden, versengenden Feuerblick in meine Seele hinein. „Tödte mich, aber entferne Dich nicht!" erklang es in meinem Ohre; ich preßte die Augen zu, richtete meine Gedanken auf Gott, aber ich sank in mich zurück; es war, als hätte die Flamme der Sünde alles Geistige in mir versengt. Ein böses Gewissen muß zermalmen können, da allein der Gedanke an Sünde schon Muth und Stärke lähmt.

„Beliebt Euch, Eccellenza, ein Boot nach Torre dell' Annunziata?" fragte eine Stimme dicht neben mir; — der Name Annunziata hauchte wieder Bewegung in meine Seele.

„Der Lavastrom fließt drei Ellen in der Minute," fuhr der Bursche fort, der mit dem Ruder das Boot dicht am Lande hielt; „in einer halben Stunde werden wir da sein."

„Das Meer wird kühlen!" dachte ich und sprang in das Boot; der Bursche stieß vom Lande ab, zog das Segel auf, und nun flogen wir, wie vom Winde getragen, über die blutrothen glühenden Wogen; ein kühler Wind wehte mir um die Wangen, ich athmete freier und fühlte mich ruhiger und besser, als wir an der andern Seite des Meerbusens landeten.

„Nie mehr will ich Santa sehen;" beschloß ich tief in meinem Herzen, „entfliehen will ich der Schlange der Schönheit, die mir die Frucht der Erkenntniß zeigt. Tausende werden mich verspotten, aber lieber ihr Gelächter, als das Wehegeschrei meines Herzens! Madonna ließ ihr heiliges Bild von der Wand herabfallen, damit ich nicht fallen sollte!" Tief empfand ich ihre beschirmende Gnade.

Eine wunderbare Freude durchströmte mich; alles Edle und Gute in meinem Herzen jauchzte Siegeshymnen; ich war wieder Kind an Seele und Gedanken: „Vater, lenke Alles zum Besten!" betete ich, und lebensfroh, als wäre mein Glück auf ewig begründet, wanderte ich durch die Straßen der kleinen Stadt, bis auf die Landstraße hinaus.

Dort war Alles in Bewegung, Wagen und Cabriolette mit Menschen überladen jagten an mir vorüber. Es wurde geschrien, gejubelt, gesungen. Alles ringsumher wurde von den Flammen beleuchtet. Der Lavastrom hatte eine der kleinen Städte erreicht, die an der Bergseite liegen;

ganze Familien kamen in voller Flucht daher; ich bemerkte Frauen mit kleinen Kindern an der Brust und ein kleines Bündel unter dem Arm, hörte ihren Jammer, und mußte mit den ersteren die kleine Summe theilen, die ich bei mir hatte. Ich folgte dem Gewimmel, hinauf zwischen den von weißen Mauern eingezäunten Weingärten, nahe dem Orte, wohin die Lava ihre Richtung nahm. Ein großes Weinfeld lag zwischen ihr und uns und wie glühender Schlamm bewegte sich der Feuerstrom mehrere Faden hoch vorwärts über Gebäude und Mauern. Das Jammern der Fliehenden, das Jauchzen der Fremden über das Ehrfurcht gebietende Schauspiel; das Schreien der Kutscher und Verkäufer, die Gruppen von betrunkenen Bauern, die haufenweise um die Körbe mit Branntwein standen; die Fahrenden und Reitenden: Alles, von dem rothen Feuer beleuchtet, war ein Gemälde, von dem eine treue Darstellung nicht wiedergegeben werden kann. Man konnte dem Lavastrom, der seinen bestimmten Lauf gemächlich fortsetzte, ganz nahe treten. Viele steckten ihre Stöcke hinein oder auch ein Geldstück, das sie, in ein Lavastück eingeklemmt, wieder herauszogen.

Furchtbar schön war die Erscheinung, wenn ein Theil der Feuermasse wegen der Höhe derselben sich losriß, es war wie die Brandung des Meers; das herabgefallene Lavastück lag wie ein strahlender Stern außerhalb des Stromes; die Luft kühlte zuerst die hervorragenden Ecken ab, sie wurden schwarz, und das ganze Stück erschien dann wie strahlendes Gold in einem kohlschwarzen Netze. An einem der Weinstöcke hatte man, in der frommen Hoffnung, daß

der Strom vor dem Heiligen in Stocken gerathen würde, ein Madonnenbild angebracht, allein jener schritt dennoch in demselben einförmigen Lauf vorwärts; die Hitze versengte die Blätter an den hohen Bäumen, sie neigten sich mit der Krone zu der Feuermasse hinab, als wollten sie um Gnade flehen. Erwartungsvoll verweilte mancher Blick an dem Madonnenbilde, allein es neigte sich mit dem Rebenstamme tief gegen den Feuerstrom hinab; es war nur wenige Ellen davon entfernt.

Da sah ich einen Capuzinermönch dicht neben mir die Arme in die Höhe heben und rufen, daß das Madonnenbild brenne! „Rettet sie,“ fuhr er fort, „wie sie Euch von den Flammen des Feuers retten wird.“ Alle bebten, dahin starrend, zurück; da stürzte ein Weib, Madonna's Namen ausrufend, hervor und eilte dem glühenden Tode entgegen, aber in demselben Augenblicke sah ich einen jungen Offizier zu Pferde mit gezogenem Degen sie zurücktreiben, obgleich das Feuer wie eine Felsenmauer sich neben ihnen erhob.

„Wahnsinnige!“ rief er, „Madonna braucht Deine Hülfe nicht, sie will, daß ihr schlecht gemaltes, von den Händen eines Sünders entweihtes Bild verbrennen soll!“

Es war Bernardo, ich erkannte seine Stimme; seine rasche Entschlossenheit hatte ein Menschenleben gerettet, seine Rede jedem Aergernisse vorgebeugt; ich mußte ihn achten, und wünschte in meinem Herzen, daß wir nie getrennt worden wären. Aber stärker klopften alle meine Pulse, ich fühlte, daß ich weder Muth noch Lust hatte, ihn von Angesicht zu Angesicht zu sehen.

Der Feuerstrom hatte schon den Weinstock und das Madonnenbild verschlungen, ich hatte mich weiter davon entfernt und lehnte an einer Mauer, an welcher mehrere Fremde um einen Tisch saßen.

„Antonio! bist Du es wirklich!“ hörte ich eine Stimme ausrufen, ich glaubte Bernardo zu hören; eine Hand faßte mit einem freundlichen Druck die meinige; es war aber nicht Bernardo, es war Fabiani, der Schwiegersohn der Eccellenza, der mich als Kind gekannt hatte und von dem ich, nach dem erhaltenen Briefe zu schließen, voraussetzen mußte, daß er ebenfalls erzürnt auf mich sei und, wie die Andern, mich verstoßen habe.

„Ei! müssen wir uns hier treffen?“ fuhr er fort. „Es wird Signora Francesca freuen, Dich zu sehen. Aber schön ist es nicht von Dir, daß Du uns nicht aufgesucht hast; seit acht Tagen sind wir ja schon in Castellamare.“

„Davon habe ich gar nichts gewußt,“ gab ich zur Antwort. — „Außerdem —„

„Ja, Du bist ja auf einmal ein ganz anderer Mensch geworden, bist in Liebe gerathen, und“ fügte er ernster hinzu, „sogar in Duelle! weshalb Du förmlich uns fliehst; was mir gar nicht gefällt! Eccellenza hat es uns so obenhin gemeldet, und wir erstaunten darüber. Er hat Dir wohl geschrieben, und zwar nicht in den gewogensten Ausdrücken.“

Mein Herz klopfte heftig; ich fühlte mich ganz in den vorigen Fesseln, in welche Wohlthaten mich geschmiedet hatten, und äußerte betrübt meinen Schmerz, so ganz von ihnen allen verstoßen zu sein.

„Nein! nein, Antonio! So schlimm ist es nicht! Folge mir in meinem Wagen. Signora Francesca soll heute Abend durch Deine Erscheinung überrascht werden. Wir werden bald Castellamare erreichen, und im Gasthofe wird wohl ein Zimmer für Dich sein. Du sollst mir Alles, was vorgefallen ist, erzählen. Verzweifeln ist Thorheit; Eccellenza ist heftig; Du kennst ihn ja, aber er läßt sich bald besänftigen. Alles wird bald wieder gut werden!“

„Nein, nein! es wird nie wieder gut!“ erwiederte ich halb laut, in das volle Gefühl des erneuerten Schmerzes zurückfallend.

„Es soll und wird!“ sagte Fabiani entschlossen, und führte mich nach dem Wagen.

Ich mußte ihm Alles erzählen. „Du improvisirst doch nicht etwa?“ fragte er lächelnd, als ich ihm meine Flucht und von Fulvia in der Räuberhöhle erzählte. „Es klingt ja so poetisch, als spielte hier Deine Phantasie und nicht Dein Gedächtniß die Hauptrolle.“

„Streng, gar zu streng!“ ließ er sich aus, als ich ihm Eccellenza's Brief mittheilte; „allein eben weil er viel auf Dich hält, war das Schreiben so hart. Du hast doch nicht etwa seitdem eine Bühne betreten?“

„Gestern Abend!“ gab ich zur Antwort.

„Wie verwegen!“ rief er. „Und wie ist es abgelaufen?“

„Glücklich! herrlich!“ erwiederte ich froh; „ich erhielt großen Beifall, wurde zwei Mal herausgerufen.“

„Du hast Glück gemacht! Ist es möglich?“

Es lag in diesen Worten ein Zweifel, der mich tief

verletzte; aber die Verhältnisse der Dankbarkeit banden meine Zunge und selbst meine Gedanken. Ich empfand eine Art von Verlegenheit, vor Francesca zu treten, ich wußte ja, wie ernst und streng sie sein konnte. Fabiani tröstete mich halb scherzend damit, daß keine Buß- und Strafpredigt gehalten werden solle, obgleich ich sie wohl verdient hätte.

Wir langten in dem Gasthofe an.

„Ach, Fabiani!" rief ein junger geputzter, frisirter Herr, uns entgegen hüpfend. „Gut, daß Du kommst! Deine Signora ist ganz ungeduldig. — Ach!" unterbrach er sich plötzlich, mich bemerkend: „Du bringst den jungen Improvisator mit! Cenci, nicht wahr?"

„Cenci?" wiederholte Fabiani, und sah mich verwundert an.

„Mein Name auf dem Anschlagzettel," gab ich zur Antwort.

„Auch gut!" sagte er. „Nun, das war doch recht vernünftig!"

„Er kann von der Liebe singen!" versetzte der mir Unbekannte. „Du solltest gestern in San Carlo gewesen sein. Das ist ein Talent!"

Er reichte mir verbindlich die Hand und bezeugte seine Freude, meine Bekanntschaft zu machen. „Ich esse mit Euch heute Abend," sagte er zu Fabiani; „ich lade mich selbst zu Eurem trefflichen Sänger ein. Du und Deine Gemahlin werden mir doch den Zutritt nicht verweigern?"

„Du weißt, daß Du immer willkommen bist!" entgegnete Fabiani.

„Aber so stelle mich doch dem fremden Herrn vor!“

„Ceremonien sind hier nicht vonnöthen,“ fuhr Fabiani fort. „Wir, er und ich, sind genaue Bekannte, meine Freunde bedürfen nicht ihm vorgestellt zu werden. Es wird ihm eine große Ehre sein, Deine Bekanntschaft zu machen.“

Ich verneigte mich, doch war ich nicht ganz mit der Art zufrieden, in welcher Fabiani sich ausdrückte.

„Nun, so muß ich mich selbst vorstellen!“ sagte der junge Mann. “Sie habe ich schon die Ehre zu kennen; mein Name ist Gennaro, Offizier bei König Fernando's Leibwache, und“ — fügte er lachend hinzu — „von guter neapolitanischer Familie. Viele geben ihr sogar Nummer Eins. Es kann sein, daß es richtig ist; wenigstens halten meine Tanten viel darauf. Unaussprechlich freut es mich, einen jungen Mann von Ihren Talenten kennen zu lernen, der — “

„Still doch!“ unterbrach ihn Fabiani; „dergleichen Redensarten ist er nicht gewohnt. Jetzt kennt Ihr Euch ja! Signora Francesca harret unser; es steht eine Versöhnungsscene zwischen ihr und Deinem Improvisator bevor; vielleicht wirst Du da Gelegenheit finden, Deine Beredsamkeit zu zeigen.“

Es war mir nicht lieb, daß Fabiani so sprach; allein sie waren ja Freunde, und wie konnte er sich in meine peinliche Lage hineindenken? Er führte uns in Francesca's Gemach; unwillkürlich hielt ich mich einige Schritte zurück.

„Endlich, mein trefflicher Fabiani!“ rief sie.

„Endlich,“ wiederholte er; — „aber ich bringe auch zwei Gäste mit.“

„Antonio!“ rief sie aus, und wiederholte mit leiserer Stimme: „Signor Antonio?“ — Sie richtete einen strengen ernsten Blick auf mich und Fabiani. Ich verbeugte mich, wollte ihre Hand fassen und küssen, doch schien sie es nicht zu bemerken, reichte sie dem jungen Herrn und äußerte ihre Freude, ihn bei dem Abendtische zu sehen. — „Erzähle mir etwas von der Eruption,“ sagte sie zu Fabiani, „hat der Lavastrom seine Richtung verändert?“

Fabiani erzählte und schloß damit, daß er mich dort getroffen, daß ich sein Gast sei und daß nun Gnade vor Recht ergehen solle.

„Ja!“ rief Gennaro, „zwar weiß ich nicht, wodurch er sich versündigt hat, aber dem Genie muß man Alles verzeihen!“

„Sie sind ja heute in trefflicher Laune,“ sagte sie, mir jetzt recht gnädig zunickend, während sie Gennaro versicherte, daß sie gar nichts zu verzeihen habe. — „Was bringen Sie sonst Neues?“ fragte sie ihn. „Was berichten die französischen Zeitungen? Wie verbrachten Sie den gestrigen Abend?“

Die erste Frage fertigte er bald ab, der zweiten entledigte er sich mit größerer Theilnahme. — „Ich war im Theater,“ sagte er, „und hörte den letzten Act vom Barbier. Josephine sang wie ein Engel; wenn man aber Annunziata gehört hat, kann Niemand mehr befriedigen! Ich

war auch eigentlich nur hingegangen, um den Improvisator zu hören."

„Waren Sie mit ihm zufrieden?" fragte Francesca.

„Er übertraf meine höchste Erwartung, so wie die Aller!" gab er zur Antwort. „Ich sage das nicht, um ihm zu schmeicheln, denn was könnte ihm wohl an meinem Urtheil gelegen sein, aber das nenne ich Improvisation! Er war durchaus Herr seines Gegenstandes und riß uns Alle mit sich fort! Er war Gefühl, Phantasie! Er sang von Tasso, von Sappho, von den Katakomben. Es waren Gedichte, die aufbewahrt zu werden verdienten."

„Ein glückliches Talent, das man nicht genug schätzen und bewundern kann!" sagte Francesca. „Ich wünschte da gewesen zu sein."

„Aber wir haben ja den Mann selbst bei uns," sagte Gennaro, auf mich deutend.

„Antonio?" rief sie wie fragend. „Er hat improvisirt?"

„Ja, und zwar wie ein Meister!" erwiederte Gennaro; „allein Sie kennen ihn ja und müssen ihn folglich gehört haben."

„Ja, recht oft!" gab sie lachend zur Antwort; „wir haben ihn schon als einen kleinen Jungen bewundert."

„Ich selbst habe ihn schon das erste Mal, als ich ihn hörte, bekränzt," sagte Fabiani ebenfalls im Scherz. „Er besang Signora, als wir noch nicht verheirathet waren, und als Liebender huldigte ich also ihr selbst in ihrem Sänger. Aber jetzt zu Tisch! Du führst Signora Francesca, und

da wir keine Damen mehr haben, nehme ich den Improvisator. Signor Antonio, Deine Hand!"

Bald saßen wir um den Tisch.

„Allein Du hast mir nie Cenci, oder wie unser junger Freund eigentlich heißt, genannt," sagte Gennaro.

„Wir nennen ihn Antonio!" erwiederte Fabiani. „Es ist uns ja gar nicht eingefallen, daß er derjenige sei, der als Improvisator aufgetreten ist. Sieh, das ist eben die Ursache der erwähnten Versöhnungsscene. Du mußt wissen, er ist, so zu sagen, Sohn vom Hause. Nicht wahr, Antonio?" — Ich verbeugte mich mit einem dankbaren Blick. „Er ist ein trefflicher Junge! an seinem Charakter ist gar nichts auszusetzen, aber er will nichts lernen."

„Allein, wenn er nun Alles viel leichter aus dem großen Buche der Natur herauslesen kann, warum sollte er denn das nicht?"

„Sie dürfen ihn nicht durch Ihr Lob verderben;" sagte Signora scherzend. „Wir glaubten, daß er mitten unter seinen Klassikern, bis an die Ohren in der Physik und Mathematik säße, und statt dessen schwärmt er in Liebe zu einer jungen Sängerin aus Neapel!"

„Das beweis't, daß er empfindet!" entgegnete Gennaro. „Ist sie schön? Wie heißt sie?"

„Annunziata," versetzte Francesca; „ein seltsames Talent, ein ganz ausgezeichnetes Weib!"

„In die bin ich selbst einmal verliebt gewesen! Er hat Geschmack — auf Annunziata's Wohlergehen, Herr Improvisator!"

Er stieß mit mir an. Ich konnte kein Wort hervorbringen. Es marterte mich, daß Fabiani so schonungslos meine Wunden entblößte, allein er sah ja das Ganze mit andern Augen an, als ich.

„Ja," fuhr er fort. „Er hat sich sogar ihretwegen duellirt, den Neffen des Senators verwundet; sie waren Nebenbuhler; deshalb mußte er fort. Gott mag wissen, wie er über die Grenze gekommen ist. Nun tritt er in San Carlo auf; in der That, eine Kühnheit, die ich ihm nicht zugetraut hätte!"

„Den Neffen des Senators!" wiederholte Gennaro. „Ei, das interessirt mich sehr. Er ist in diesen Tagen hier angekommen und in den königlichen Dienst getreten, ein schöner, interessanter junger Mann; — ach, jetzt ist mir Alles klar! Annunziata wird auch bald herkommen, der Liebende ist vorausgeflogen, wird sich ein Nest bauen, und bald werden wir an den Straßenecken lesen: daß die Sängerin „zum letzten Mal," „zum allerletzten Mal" auftritt."

„Sie glauben, daß er sie heirathen wird?" fragte Signora Francesca. „Das würde doch ein Scandal für die Familie sein!"

„Man hat Beispiele," sagte ich mit bebender Stimme, „daß schon früher ein Adeliger durch die Ehe mit einer Künstlerin sich geehrt und glücklich gefühlt hat."

Glücklich vielleicht," unterbrach sie, „aber geehrt nie!"

„Doch, meine gnädige Signora," nahm Gennaro das Wort; „ich würde mich geehrt fühlen, fiel ihre Wahl auf mich, und dasselbe glaube ich von jedem Andern." —

Sie sprachen viel, recht viel von ihr und Bernardo, dachten aber nicht daran, wie schwer jedes Wort mir aufs Herz fiel.

„Aber Sie müssen uns durch eine Improvisation erfreuen. Signora wird Ihnen ein Thema aufgeben."

„Ja!" sagte Signora Francesca lachend. „Besinge uns die Liebe! Das ist etwas, das Gennaro interessirt und das Du ja auch kennst!"

„Ja, ja! die Liebe und Annunziata!" rief Gennaro.

„Ein andres Mal gern Alles, was Sie von mir verlangen," erwiederte ich, „heute Abend ist es mir aber unmöglich. Ich befinde mich nicht ganz wohl; ich bin ohne Mantel über den See geschifft. Bei dem Lavastrom war es gar zu heiß, und dann bin ich in der kühlen Nacht hieher gefahren."

Gennaro bat mich dringend, zu improvisiren; aber an diesem Orte und über dies Thema vermochte ich es nicht.

„Er hat schon die Künstlermanier," sagte Fabiani, „er will genöthigt sein! Willst Du uns denn auch nicht nach Pästum begleiten? Dort wirst Du Stoff genug zur Dichtung finden. — Willst Du Dich nicht ein wenig kostbar machen? Es ist doch wohl kaum etwas in Neapel, das Dich bindet!"

Ich verneigte mich verlegen, indem ich fühlte, daß ich es nicht gut verweigern konnte.

„Ja, er muß mit!" rief Gennaro, „und wenn er in den griechischen Tempeln steht, wird der Geist über ihn kommen und er wird wie ein Pindar singen."

„Morgen reisen wir," versetzte Fabiani. „Die ganze

Fahrt ist in vier Tagen gemacht. Auf dem Rückwege besehen wir Amalfi und Capri. Du gehst also mit?"

Ein Nein hätte, wie die Folge zeigen wird, vielleicht mein ganzes Geschick verändert. Die vier Tage der kurzen Reise raubten mir, so darf ich sagen, sechs Jugendjahre! — und der Mensch nennt sich frei? — Freilich, wir können frei in die vor uns liegenden Fäden eingreifen, aber wie sie verschlungen sind, sehen wir nicht. Ich gab mit Dank meine Zustimmung — und faßte so den Faden, der den Vorhang meiner Zukunft dichter zusammenzog.

„Morgen sprechen wir uns!" sagte Signora Francesca, als wir uns nach Tische trennten und sie mir ihre Hand zum Kuß reichte.

„Noch heute Abend schreibe ich an Eccellenza," flüsterte mir Fabiani ins Ohr. „Ich will die Versöhnung einleiten."

„Und ich will von Annunziata träumen!" rief Gennaro. „Deshalb habe ich doch wohl keine Herausforderung zu befürchten?" fügte er lachend, mir die Hand drückend, hinzu.

Ich schrieb ein paar Worte an Federigo, erzählte ihm mein Zusammentreffen mit der Borghesischen Familie und daß ich auf wenige Tage einen kleinen Ausflug nach dem Süden mit dieser machen würde. Ich hatte den Brief geschlossen, tausend Empfindungen bewegten meine Brust. Wie viel hatte mir dieser Abend gebracht! Wie viele Begebenheiten kreuzten sich durcheinander!

Ich dachte an Santa, an Bernardo bei dem brennenden Madonnenbilde und an die letzten unter alten Verhältnissen verlebten Stunden. Gestern hatte mir ein ganz

fremdes Publicum Beifall zugejauchzt. Ich hatte mich bewundert, geehrt gesehen; heute Abend noch hatte ein an Schönheit reiches Weib mich um einen liebevollen Blick angefleht, und wenige Stunden darauf stand ich unter Bekannten und Freunden, denen ich Alles zu verdanken hatte, und war wieder blos das arme Kind, dessen erste Pflicht Dankbarkeit sein mußte.

Aber Fabiani und Signora Francesca waren ja gütig gegen mich gewesen. Sie hatten den verlornen Sohn aufgenommen, mir einen Platz an ihrem Tische angewiesen, mich zu der morgenden Lustfahrt eingeladen, Wohlthat auf Wohlthat gehäuft; ich war ihnen werth. Ach, das mit leichter Hand gereichte Geschenk des Reichen liegt schwer auf dem Herzen des Armen!

XX.

Reise nach Pästum. Die griechischen Tempel. Das blinde Mädchen.

Die Schönheit Italiens findet man nicht in der Campagna, nicht in Rom; ich kannte sie nur von der Wanderung am See Nemi und aus dem, was ich auf meiner Reise nach Neapel gesehen hatte. Doppelt mußte ich daher, ja beinahe mehr als der Fremde, der die Schönheit anderer Länder gesehen hat und also vergleichen kann, von der reichen

Herrlichkeit hier ergriffen werden. Wie eine Feenwelt, die ich im Traume gesehen, ja in der ich gelebt, liegen die Erscheinungen dieser Tage vor mir; wie aber kann ich das Bild, das meine Seele in sich aufnahm und gleichsam in das Blut übergehen ließ, wiedergeben?

Naturschönheiten können nie durch Erzählung dargestellt werden. Die Worte reihen sich wie lose Mosaikstücke an einander, das ganze Bild wird stückweise zusammengesetzt, man wird nicht, wie in der Natur, von der Größe des Ganzen ergriffen — immer bleiben Lücken. Man giebt die einzelnen Theile und läßt den Fremden selbst sich dieselben zu einem Ganzen zusammensetzen; könnte man aber die Auffassung des Bildes von jedem Einzelnen sehen, so würde man dasselbe in hundert verschiedenen Gestalten wiedererblicken. Es geht mit der Natur, wie mit einem schönen Gesichte; durch die Beschreibung der Einzelheiten wird das Ganze doch nicht verständlich, man muß seine Zuflucht zu einem bekannten Gegenstande nehmen, und nur, wenn man mit mathematischer Bestimmtheit sagen kann, beide sind einander, diese oder jene Einzelheit ausgenommen, ähnlich, entsteht ein gewissermaßen befriedigender Begriff.

Würde mir aber aufgegeben, über Hesperiens Schönheit zu improvisiren, so wollte ich mit wahren Zügen darstellen, was mein Auge hier erblickte, und Du, der nie das südliche Italien gesehen, vergebens dürfte Deine Phantasie jede Schönheit noch mehr ausschmücken, das Bild würde doch nicht reich genug werden — die Phantasie der Natur übertrifft die der Menschen.

An dem schönsten Morgen fuhren wir von Castellamare ab. Noch sehe ich den rauchenden Vesuv, das schöne Bergthal mit den großen Weingärten, wo die grünen saftigen Ranken von Baum zu Baum hängen, die weißen Gebirgsschlösser an den grünen Felsen kleben oder in den dunkeln Olivenwäldern halb verborgen stehen. Noch sehe ich Vesta's alten Tempel mit seinen marmornen Säulen und seiner Kuppel, jetzt eine Kirche, genannt Santa Maria Maggiore. Ein Stück der Mauer war herabgestürzt, Todtenschädel und Knochen verschlossen die Oeffnung, allein die grüne Weinranke wuchs wild über sie hin und schien mit ihren frischen Blättern die Macht und die Herrschaft des Todes verbergen zu wollen.

Noch erblicke ich die wilde Bergformation, die einsamen Thürme, wo Netze ausgespannt waren, um die fliegenden Seevögel zu fangen; tief unter uns lag Salerno am dunkelblauen Meere, und uns begegnete ein Zug, der mir das ganze Bild um so stärker einprägte. Zwei weiße Ochsen mit ellenlangen Hörnern zogen einen Wagen, auf welchem vier gefesselte Räuber mit bösem Blicke und häßlichem Hohngelächter lagen. Schwarzäugige, schöngebaute Calabresen, mit Gewehren über der Schulter, ritten zur Seite.

Salerno, die gelehrte Stadt des Mittelalters, war das Ziel unserer ersten Tagereise.

„Folianten vermodern," rief Gennaro; „der gelehrte Glanz von Salerno erbleicht, aber das Buch der Natur erlebt alle Jahre eine neue Auflage, und unser Antonio

denkt wie ich; aus dem Buche kann man mehr, als aus dem gelehrten Moder lernen.“

„Aus beiden sollen wir lernen!“ erwiederte ich. „Wein und Brot müssen Gefährten sein.“

Signora Francesca fand, daß ich vernünftig gesprochen hatte.

„An der Rede gebricht's ihm nicht,“ bemerkte Fabiani, „aber an der That. Nun geziemt es Dir, auch die zu zeigen, Antonio, wenn Du nach Rom kommst!“

„Nach Rom? Ich nach Rom?“ — Der Gedanke war mir noch nicht eingefallen; meine Lippen schwiegen, aber mein Innerstes empfand, daß ich Rom weder wiedersehen, noch in die alten Verhältnisse treten wollte oder konnte.

Fabiani plauderte fort, so auch die Uebrigen, und bald waren wir in Salerno. Unser erster Besuch galt der Kirche.

„Hier kann ich Cicerone sein,“ sagte Gennaro. „Dies ist die Capelle Gregors des Siebenten, des heiligen Vaters, der in Salerno starb. Sein Marmorbild steht vor uns da, auf dem Altare. Hier liegt Alexander der Große,“ fuhr er, auf einen großen Sarkophag deutend, fort.

„Alexander der Große?“ wiederholte Fabiani fragend.

„Freilich! — Ist es nicht so?“ fragte Gennaro den Kirchendiener.

„Wie Eccellenza sagt!“ gab dieser zur Antwort.

„Das ist ein Irrthum!“ rief ich, das Denkmal genau betrachtend. „Alexander ist ja nicht hier begraben; das ist gegen alle Geschichte! Seht nur, Alexanders Triumph-

zug ist's, der auf dem Sarkophag abgebildet ist; daher schreibt sich wohl der Name."

Gleich als wir in die Kirche getreten waren, hatte man uns einen ähnlichen Sarkophag mit dem Triumphzug des Bacchus gezeigt, den man von den Tempeln in Pästum genommen und zu dem Grabmal eines salernitanischen Prinzen, dessen modernes marmornes Bild in Lebensgröße darüber angebracht war, benutzt hatte. Daran hielt ich mich und meinte, daß dies auch mit dem sogenannten Alexanders-Grab der Fall sein müsse. Selbst über meinen Scharfsinn erfreut wurde ich immer beredter, Gennaro aber erwiederte nur kalt: „Vielleicht," und Signora Francesca raunte mir ins Ohr, daß es unschicklich von mir sei, klüger als Gennaro sein zu wollen; ich wüßte es ja doch nicht. — Schweigend und ehrerbietig trat ich zurück. —

Um die Zeit des Ave Maria saß ich allein mit Signora Francesca auf dem großen Altan des Hauses. Fabiani und Gennaro waren spazieren gegangen, ich sollte die gnädige Frau unterhalten.

„Welch herrliches Farbenspiel!" sagte ich, auf das Meer deutend, das sich von der mit breiten Lavafliesen gepflasterten Straße bis an den rosenroth glänzenden Horizont milchweiß erstreckte. Die Gebirgsküste war indigoblau; diese Farbenpracht hatte ich in Rom nicht gekannt.

„Die Wolke hat schon felicissima notte gesagt," sagte Signora Francesca, auf das Gebirge deutend, wo eine Wolke hoch über den Villen und Olivenwäldern und den-

noch tief unter der alten Burg ruhte, die mit ihren zwei Thürmen bis an den Gebirgsgipfel hinaufreichte.

„Dort möchte ich leben und wohnen!“ — rief ich, — „hoch über der Wolke, über das ewig wechselnde Meer hinaussehen.“

„Dort könntest Du improvisiren,“ — sagte sie lächelnd, — „aber Niemand würde Dich hören, und das wäre doch ein großes Unglück, Antonio!“

„O ja!“ gab ich ebenfalls scherzend zur Antwort. „Soll ich ganz aufrichtig sein? — ganz ohne Beifall leben ist wie ein Baum ohne Sonnenschein. Das hat gewiß in dem Gefängnisse eben so sehr, als seine unglückliche Liebe, an Tasso's Lebensblume genagt.“

„Lieber Freund!“ — unterbrach sie mich ein wenig ernsthaft, — „jetzt reden wir von Dir, und nicht von Tasso; was hat er hier zu thun?“

„Das war ein Beispiel,“ — gab ich zur Antwort — „Tasso war Dichter, und — “

„Du glaubst es nun auch zu sein! Um des Himmels Willen, lieber Antonio, nenne doch nie einen unsterblichen Namen, wenn von Deinem die Rede ist! Glaube doch nicht, daß Du ein Dichter, ein Improvisator bist, weil Du ein leicht bewegliches Gemüth besitzest und Auffassungsgabe: das haben Tausende wie Du! Mache Dich doch nicht selbst dadurch unglücklich.“

„Aber Tausende haben mir doch vor Kurzem Beifall zugeklatscht,“ — entgegnete ich mit glühenden Wangen; — „es ist also natürlich, daß ich diesen Gedanken, diese Ueber-

zeugung hege, — und ich weiß ja, daß Sie sich an meinem Glück, an dem, was an mir Gutes ist, erfreuen!"

„Keiner von allen Deinen Freunden kann das mehr als ich! Wir schätzen Alle Dein vortreffliches Herz, Deinen edlen Charakter; um beider willen wird unsere Eccellenza Dir auch verzeihen, das darf ich versprechen. — Du hast herrliche Anlagen, die entwickelt werden können; aber das ist auch wirklich nothwendig, Antonio! Es kömmt nichts von selbst, man muß auch arbeiten. Dein Talent ist ein schönes gesellschaftliches Talent. Viele Freunde kannst Du dadurch erfreuen, allein es ist nicht bedeutend genug für die Oeffentlichkeit. —"

„Allein," — wagte ich zu sagen — „Gennaro, der mich nicht kannte, war ja doch von meinem ersten Auftreten entzückt."

„Gennaro?" — wiederholte sie. — „Nun trotz der Achtung, die ich für ihn hege, schätze ich doch sein Kunsturtheil nicht so hoch; und nun das des großen Publicums! Ach! in diesem Falle hört der Künstler oft mit ganz andern Ohren, als alle Anderen; es ist schon gut, daß Du nicht ausgezischt worden bist, das würde mich sehr geschmerzt haben. Nun, es ist recht still abgegangen und bald wird Alles vergessen sein, sowohl Du als Deine Improvisation. Du tratest ja auch unter einem fremden Namen auf. In drei Tagen sind wir wieder in Neapel, und den Tag darauf geht's nach Rom zurück! Betrachte dann das Ganze wie einen Traum, — was es auch wirklich gewesen ist, — und zeige uns durch Fleiß und Ausdauer, daß Du wieder erwacht

bist; nun sprich nur kein Wort. Ich meine es gut mit Dir und bin die Einzige, die Dir die Wahrheit sagt.“ Sie reichte mir die Hand und ich durfte sie küssen.

Den nächsten Morgen fuhren wir in früher Morgendämmerung fort, um Pästum zu erreichen, uns einige Stunden dort aufhalten und noch denselben Tag in Salerno zurück sein zu können, denn übernachten kann man in Pästum nicht und der Weg dahin ist unsicher. Reitende Gensd'armen folgten uns als Escorte.

Orangengärten, Wälder möchte ich sie nennen, lagen uns zu beiden Seiten; wir fuhren über den Fluß Sela, wo Thränenweiden und Lorbeerhecken sich in dem klaren Wasser spiegelten. Die wilde Bergformation umschloß ein fruchtbares Kornland. Aloe und Cactus wuchsen wild am Wege; Alles war Ueppigkeit und Fülle, und jetzt sahen wir vor uns die mehr als zweitausend Jahre alten, in dem reinsten und schönsten Styl erbauten Tempel; diese, eine elende Schenke, drei geringe Häuser und einige Rohrhütten machten jetzt die einst berühmte Stadt aus. — Keine einzige Rosenhecke erblickten wir, und der Menge und Fülle der Rosen hatte doch einst Pästum seinen Ruf zu verdanken; damals ruhte ein Purpurschein auf diesen Feldern, jetzt waren sie blau, unendlich blau, wie die Kette der Gebirge; duftende Veilchen bedeckten die große Ebene, sie keimten zwischen Disteln und Hecken empor. Eine Wildniß der Fruchtbarkeit schoß von allen Seiten auf. Die Aloe, wilde Feigen und das rothe Pyretrum indicum schlangen sich um einander.

Hier sieht man Siciliens Natur, seine Fülle und Wildheit, seine griechischen Tempel und seine Armuth. Ganze Haufen von Bettlern, den Wilden auf den Inseln des Südmeers ähnlich, umgaben uns: Männer in langen Schaafpelzen, mit der rauhen Seite nach außen, mit nackten schwarzbraunen Füßen und den langen schwarzen Haaren, über das braungelbe Gesicht herabhängend; Mädchen von den schönsten Formen, halb nackt, mit dem schwarzen zerlumpten Rock, über die Kniee zerrissen, mit einer Art Mantel vom häßlichsten braunen Zeuge um die nackten Schultern und dem langen schwarzen Haar, in einen Knoten gebunden, das Auge Flammen sprühend!

Ein junges Mädchen, kaum mehr als eilf Jahre alt, erblickte ich unter diesen, lieblich wie die Göttin der Schönheit, und dennoch sah sie nicht Annunziata, auch nicht Santa ähnlich; ich mußte an die mediceische Venus denken, von der Annunziata mir erzählt hatte. Lieben konnte ich sie nicht, nur bewundern, vor den schönen Formen mich tief verneigen.

Sie stand ein wenig von den anderen Bettlern entfernt; ein braunes viereckiges Stück Zeug hing locker um die eine Schulter; die andre, Brust und Arme waren, so wie die Füße, ganz entblößt. Daß sie indessen Sinn und Gedanken für Putz hatte, bewies das glatt aufgebundene Haar, in welchem ein Strauß blauer Veilchen befestigt war und über die schöne Stirn herab hing. Scham, Geist und ein seltsamer tiefer Schmerz leuchteten aus ihrem Antlitz.

Das Auge war niedergeschlagen, als suchte sie etwas auf der Erde.

Gennaro wurde sie zuerst gewahr, und obgleich sie noch kein Wort gesprochen hatte, reichte er ihr eine milde Gabe, faßte sie unter das Kinn und äußerte, daß sie viel zu schön für ihre Umgebung sei. Fabiani und Signora Francesca theilten seine Meinung. — Ich sah eine feine Röthe unter der braunen Haut des Mädchens sich verbreiten, sie erhob das Auge und ich bemerkte, daß sie blind war.

Gern hätte auch ich ihr Geld gegeben, aber ich wagte es nicht. — Als die Andern, von den Bettlern verfolgt, in den Gasthof traten, kehrte ich schnell um und drückte ihr einen Scudo in die Hand. Durch das Gefühl glaubte sie dessen Werth zu erkennen, ihre Wange glühte, sie verneigte sich tief, die frischen Lippen der Schönheit, der Gesundheit berührten meine Hand, es fuhr mir durchs Blut; ich riß mich los und folgte den Andern.

Reiser und Zweige brannten in einem großen Flammenhaufen in dem Kamin, der fast die ganze Breite des Zimmers einnahm. Der Rauch wirbelte unter der rußigen Decke hin, wir konnten es drinnen nicht aushalten; unter den hohen schattigen Thränenweiden wurde unser Frühstück zubereitet, während wir die Tempel besuchten. Wir mußten durch Gesträuch und auf ungebahnten Wegen dahin gehen. Fabiani und Gennaro faßten sich kreuzweise an den Händen und bildeten so einen Tragsessel für die Signora. —

„Eine furchtbare Lustwanderung!“ rief sie lachend.

„O Eccellenza,“ sagte einer der Führer, „jetzt geht's

trefflich; vor drei Jahren war hier vor Disteln nicht durchzukommen, und als ich ein Kind war, waren die Säulen halb in Sand und Erde versenkt."

Die Menge pflichtete ihm bei, und wir wanderten, von der ganzen Bettlerschaar, die uns schweigend betrachtete, begleitet, vorwärts; begegnete unser Blick einem davon, so streckte er sogleich die Hand mechanisch aus und ein miserabili klang von seinen Lippen. — Das schöne blinde Mädchen erblickte ich nicht mehr, sie saß wohl jetzt ganz allein am Wege. — Wir gingen durch die Ueberreste eines Theaters und eines Tempels des Friedens. —

„Theater und Friede!" bemerkte Gennaro, — „wie konnten diese beiden so nahe an einander sich aufrecht halten."

Der Tempel des Neptun lag vor uns; dieser, die sogenannte Basilika und ein Tempel der Ceres sind die herrlichen stolzen Ueberreste, die, wie ein Pompeji, in unserm Zeitalter aus Vergessenheit und Nacht wieder hervorgestiegen sind. Unter Wildniß und Schutt lagen sie Jahrhunderte hindurch verborgen, bis ein fremder Maler, der nach Studien forschte, an diesen Ort kam und das obere Ende der Säulen entdeckte; ihre Schönheit zog ihn an; er machte eine Skizze davon, sie wurden bekannt, Schutt und Gestrüppe wurden hinweggeschafft, und wie gestern erbaut stehen nun die großen offenen Hallen da. — Die Säulen sind von gelbem Travertin, wilder Wein wächst an ihnen hinauf, Feigenbäume schlingen sich über den Boden hin,

und in Rissen und Klüften keimen Veilchen und die dunkelrothe Levkoje auf.

Wir saßen auf dem Fußstück einer abgebrochenen Säule. Gennaro hatte die Bettler fortgejagt; still genossen wir die reiche Natur ringsum. Die blauen Gebirge, das nahe Meer, der Ort selbst, wo wir waren, ergriffen mich seltsam. — „Improvisiren Sie uns jetzt etwas vor!“ — hatte Fabiani gesagt und Signora Francesca nickte mir denselben Wunsch zu. —

Ich lehnte mich an die nächste Säule und besang zu einer Melodie aus meinen Kinderjahren, was das Auge erblickte: die Schönheit der Natur, die herrlichen Denkmäler der Kunst, und ich dachte an das arme blinde Mädchen, dem alle diese Herrlichkeiten verschlossen waren; sie war doppelt arm, doppelt verlassen. Thränen traten mir in das Auge, Gennaro klatschte in die Hände und Fabiani und seine Gemahlin räumten ein, daß ich „Empfindung habe!“

Sie stiegen von den Stufen des Tempels herab, ich folgte langsam nach; hinter der Säule, an der ich gestanden, unter der duftenden Myrtenhecke, saß oder lag vielmehr ein Geschöpf, mit dem Kopf in den Schooß herabgebeugt und die Hände fest über den Nacken gefaltet; es war das blinde Mädchen.

Sie hatte meinen Gesang gehört, hatte mich ihre Sehnsucht, Alles, was sie entbehrte, besingen gehört; es schnitt mir durch die Seele. — Ich neigte mich über sie hinab; sie hörte die Blätter rasseln und erhob den Kopf, mir schien,

als sähe sie blässer aus. Ich wagte mich nicht zu bewegen. Sie horchte!

„Angela!" rief sie halb laut.

Ich weiß nicht warum, aber ich hielt den Athem zurück; sie saß einen Augenblick schweigend da. Es war die Schönheitsgöttin Griechenlands, mit dem Auge ohne Sehkraft, die doch in die Seele hinein sah, wie Annunziata sie mir geschildert hatte. Sie saß auf dem Fußstück des Tempels zwischen den wilden Feigen und der duftenden Myrtenhecke und drückte lächelnd einen Gegenstand an ihre Lippen. Es war mein Scudo, den sie in der Hand hatte, mir wurde ganz warm dabei — unwillkürlich neigte ich mich noch tiefer — mein Kuß brannte auf ihrer Stirn. —

Sie stieß ein Geschrei aus, ein durchdringendes Geschrei, das mir ein Todes-Grauen durch die Seele jagte. Wie ein verscheuchtes Reh sprang sie auf und war verschwunden — Alles drehte sich mit mir um; durch Disteln und Gestrüpp flog ich von hinnen.

„Antonio! Antonio!" — hörte ich Fabiani weit hinter mir rufen, und gelangte bald wieder zur vorigen Fassung.

„Jagst Du Hasen auf?" — fragte er, — „oder hast Du nur einen poetischen Flug genommen?"

„Er will uns zeigen," sagte Gennaro, — „daß er fliegen kann, wo wir andern kaum schrittweise durchkommen können; dennoch darf ich es wohl mit ihm aufnehmen." Er stellte sich neben mich, um einen Anlauf zu nehmen.

„Glaubt Ihr denn, daß ich mit meiner Signora am

Arme Schritt mit Euch halten kann?“ — rief Fabiani, und Gennaro blieb stehen.

Als wir nach dem Gasthof zurückgekommen waren, suchte mein Auge vergebens das blinde Mädchen; immerfort erklang ihr Geschrei in meinem Ohr; es war, als hörte ich dabei das Klopfen meines eignen Herzens. Mir war zu Muthe, als hätte ich eine Sünde begangen. Erst hatte ich ja, zwar unschuldig, Trauer und Schmerz in ihre Seele hineingesungen, indem ich ihr ihren Verlust deutlich gemacht hatte, ihr Angst und Schrecken eingejagt, einen Kuß, den ersten, den ich je einem Weibe gegeben, auf ihre Stirn gedrückt. — Hätte sie mich angesehen, so würde ich es nicht gewagt haben; ihr Unglück, ihre Wehrlosigkeit hatten mir Muth gegeben. Und ich richtete Bernardo so streng; ich, der ich ein Kind der Sünde war, wie er, wie Alle. Ich hätte vor ihr niederknieen und sie um Verzeihung bitten können. Sie war nirgends zu entdecken.

Wir stiegen in den Wagen, um nach Salerno zurückzufahren; noch einmal sah ich mich nach ihr um, aber ich wagte nicht nach ihr zu fragen. Da sagte auf einmal Gennaro: „Wo ist das blinde Mädchen?“

„Lara?“ fragte unser Führer. — „Sie sitzt wohl im Tempel des Neptun, da hält sie sich gern auf.“

„**Bella divina**!“ — rief Gennaro, und warf mit der Hand einen Kuß gegen den Tempel hin. „Wir wollen weiter.“

„Lara“ war also ihr Name. Ich saß mit dem Rücken dem Kutscher zugekehrt und sah, wie allmälig die Tempelsäu-

len sich in der Entfernung verloren, allein in meinem Herzen tönte das Angstgeschrei des Mädchens, mein eigner Schmerz. Auf dem Wege hatte ein Haufen Zigeuner sich gelagert und ein großes Feuer in dem Graben angezündet, an welchem sie kochten und brieten. Die alte Zigeunermutter schlug das Tambourin und wollte uns wahrsagen, wir fuhren aber vorüber. Zwei schwarzäugige Mädchen verfolgten uns eine lange Strecke. Sie waren schön, und Gennaro ergötzte sich an ihrem leichten Gange und ihren brennenden Blicken; aber schön und edel wie Lara waren sie nicht.

Gegen Abend langten wir in Salerno an, um den nächsten Morgen nach Amalfi und von da nach Capri zu gehen.

„Nur einen Tag" — sagte Fabiani — „bleiben wir in Neapel, wenn wir zurückkommen; in den letzten Tagen der Woche müssen wir in Rom zurück sein. Du kannst wohl bald Deine Sachen in Ordnung bringen, Antonio?"

Ich konnte und wollte nicht nach Rom zurück, aber eine gewisse Schüchternheit und Furcht, welche Armuth und Dankbarkeit alle meine Lebensjahre hindurch mir eingeflößt hatten, machten, daß ich nur hervorzustammeln wagte: „die Eccellenza würde gewiß über meine Verwegenheit zurückzukehren erzürnt sein."

„Wir werden Alles auf uns nehmen," unterbrach mich Fabiani.

„Verzeihen Sie, aber ich kann nicht," stammelte ich, der Signora Francesca Hand ergreifend. — „Ich fühle tief, wieviel ich Ihnen schuldig bin."

„Nichts davon, Antonio!“ erwiederte sie, die Hand auf meinen Mund legend. —

In demselben Augenblick wurde ein Besuch angemeldet. Ich zog mich schweigend in einen Winkel zurück und empfand tief meine Schwäche. Noch vor zwei Tagen war ich frei und unabhängig, wie der Vogel in der Luft, und er, der keinen Sperling zur Erde fallen läßt, würde auch für mich gesorgt haben. Dennoch ließ ich den ersten dünnen Faden, der um meinen Fuß geschlungen wurde, zur Fessel wachsen. In Rom, dachte ich, hast du wahre Freunde, wahre und aufrichtige, wenn auch nicht so höfliche, wie die neapolitanischen. Ich dachte an Santa, die ich nie wieder sehen wollte, an Bernardo, dem ich ja täglich in Neapel begegnen konnte, an Annunziata, die dahin kommen sollte, an sein und ihr Liebesglück. Nach Rom, nach Rom, da ist es weit besser! flüsterte mein Herz, während meine Seele nach Freiheit und Unabhängigkeit strebte.

Ende des zweiten Bandes.

Schnellpressendruck von Fr. Nies in Leipzig.

H. C. Andersen's

Gesammelte Werke.

Vom

Verfasser selbst besorgte Ausgabe.

Fünfter Band.

Der Improvisator.

Dritter Theil.

Leipzig

Verlag von Carl B. Lorck.

1847.

Der

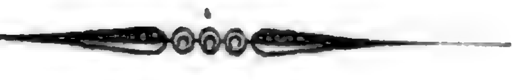
Improvisator.

Roman

von

H. C. Andersen.

Dritter Theil.



Leipzig

Verlag von Carl B. Lorck.

1847.

Inhalt

des dritten Bandes.

Der

Improvisator.

XXI.

Das Abenteuer in Amalfi. Capri. Die blaue Grotte.

Wie schön nahm sich Salerno vom Meere aus, als wir in der herrlichen Morgenstunde von dort fortschifften. Sechs rasche Burschen handhabten die Ruder. Am Steuer saß ein zum Malen schöner Knabe. Er hieß Alfonso. Das Wasser war glasgrün. Die ganze Küste rechts erschien als die großartigsten hängenden Gärten, wie sie nur eine Semiramis mit der dreistesten Phantasie anlegen konnte. Wie Bogengänge lagen unten am Meere offene und tiefe Höhlen, lange Brandungen spielten darin. Auf der hervorspringenden Felsenspitze lag ein Castell, eine Wolke schwebte unter ihrer Mauerkrone hin. Wir sahen Minuri und Majuri, und gleich darauf Masaniello's und Flavio Gioja's, des Erfinders des Compasses, Geburtsort, Amalfi, das durch die grünen Weingärten hervorblickte.

Die große Fülle der Schönheit überwältigte mich. Möchten doch alle Geschlechter der Erde diese Herrlichkeit schauen können! Kein Sturm von Nord oder West bringt diesem

blühenden Garten, auf dessen Terrassen Amalfi liegt, Winter und Kälte. Nur von Ost und Süd weht der Luftstrom, der warme Luftstrom vom Lande der Palmen und Orangen über das schöne Meer hin.

An der Küste, hoch oben an der Seite des Gebirgs, hängt die Stadt mit ihren weißen Häusern mit den flachen, morgenländischen Dächern, noch höher steigen die Weingärten hinauf. Eine einsame Pinie erhebt ihren grünen Schirm in die blaue Luft, wo auf dem Gebirgsrücken das alte Castell mit seiner Ringmauer der Wolke zum Lager dient.

Die Fischer mußten uns durch die Brandung ans Land tragen. Tiefe Höhlen in den Felsen erstreckten sich bis unter die Stadt, in einigen rauschte das Wasser hoch hinauf, andere standen leer; die Böte lagen auf der Seite, und in ihnen spielte ein Gewimmel froher Kinder, die meisten nur im Hemde oder in einer kleinen Jacke, die ihre ganze Kleidung ausmachte. Halbnackte Lazzaroni streckten sich, die braune Kapuze über die Ohren gezogen, in dem warmen Sande; dies war ihre vornehmste Bedeckung, während sie ihre Mittagsruhe genossen. Alle Kirchenglocken läuteten, ein Zug von jungen Geistlichen in lillafarbigen Kleidern ging mit Psalmengesang an uns vorüber. Ein frischer Blumenkranz hing um das Bild des Gekreuzigten.

Links, hoch über der Stadt, steht ein prächtiges Kloster, dicht vor einer tiefen Gebirgshöhle; dies ist die Herberge aller Reisenden. Signora Francesca kam in einem Tragsessel an; wir Anderen folgten hinterher den in Felsen gehauenen Weg hinauf. Das klare, blaue Meer lag tief

unter uns. Wir standen vor dem Thor des Klosters, die tiefe Felsenhöhle gähnte uns dicht daneben entgegen.

In dieser standen drei Kreuze mit dem Erlöser und den Räubern, und über ihnen, auf den Steinen des Felsens, knieten Engel in bunten Kleidern und mit großen, weißen Schwingen; es war kein Kunstwerk, roh aus Holz geschnitzt und bunt bemalt, aber ein frommes, gläubiges Herz haucht die eigne Schönheit in das rohgeformte Bild.

Durch den kleinen Klosterhof stiegen wir bald zu den uns angewiesenen Räumen hinauf. Von meinem Fenster überschaute ich das unendliche Meer, bis nach Sicilien hin; als silberweiße Punkte standen die Schiffe an dem fernen Horizont.

„Herr Improvisator," fragte Gennaro, „wollen wir nicht in die niederen Regionen hinabsteigen, um zu sehen, ob die Schönheit auch dort so groß sei als hier? Die weibliche wird es gewiß sein! Denn die englischen Damen, die wir hier zu Nachbarn haben, sind doch gar zu kalt und blaß. Sie haben ja doch Sinn für die Weiber! Die sind es ja eben, die Sie in die Welt hinausgetrieben und mir einen angenehmen Abend und eine interessante Bekanntschaft verschafft haben."

Wir stiegen den Felsenpfad hinab.

„Das blinde Mädchen in Pästum war doch schön," bemerkte Gennaro. „Ich denke, daß ich sie nach Neapel verschreibe, wenn ich mir Calabreserwein kommen lasse. Beides bringt mein Blut in Wallung."

Wir gelangten nun in die Stadt, die, wenn ich so sagen

darf, wunderlich über einander gethürmt dastand. Dagegen würde das enge Ghetto in Rom ein Corso sein. Die Straßen waren schmale Gänge zwischen den hohen Häusern. Bald kam man durch eine Thür in einen langen Vorsaal mit kleinen Oeffnungen an den Seiten zu dunkeln Zimmern, bald betrat man eine enge Gasse zwischen Mauern und Felsenwänden oder stieg auf und ab in einem halbdunklen Labyrinth von schmutzigen Gängen; oft wußte ich nicht, ob es ein Zimmer oder eine Gasse sei, wo ich mich befand. An den meisten Stellen brannten auch Lampen, sonst wäre es, obgleich mitten am Tage, dunkle Nacht gewesen.

Endlich athmeten wir freier auf; wir standen auf einer großen, gemauerten Brücke, welche zwei Felsenrücken mit einander verband. Der kleine Platz tief unter uns war gewiß der größte in der Stadt. Zwei Mädchen tanzten dort den Saltarello, und ein kleiner, völlig nackter Knabe, schön gebaut, mit braunen Gliedmaßen, stand wie ein Amor dabei und sah zu. Hier friert man nie, sagte man mir; die strengste Kälte, die Amalfi seit mehreren Jahren gekannt hatte, war acht Grad Wärme.

Dicht an dem kleinen Thurm, auf dem vorspringenden Felsengrund, von dem man die schöne Bucht bis Minuri und Majuri überblickt, schlängelte sich ein kleiner Pfad zwischen Aloen und Myrthen, und bald überschatteten uns die hohen Bogen der Weinranken. Wir empfanden einen brennenden Durst und eilten nun nach einer kleinen, weißen Wohnung hin, die gegen das Meer zu zwischen dem frischen Grün höchst freundlich hervorblickte. Die milde, laue

Luft war mit lieblichen Düften gewürzt, schöne bunte Insecten summten rings um uns.

Das bald erreichte Haus war höchst malerisch. An der Wand waren zum Schmuck einige marmorne Capitäler und ein in dem Schutt gefundener schöner Arm und Fuß eingemauert. Vom Dache selbst lächelte ein schöner Garten von Orangen und üppigen Schlingpflanzen, die wie grüne, sammtne Teppiche über die Mauer herabhingen. Vor dem Hause blühte eine Wildniß von Monatsrosen. Zwei kleine, schöne Mädchen von sechs bis sieben Jahren spielten und flochten Kränze; aber am schönsten war doch die junge Frau mit dem weißen Leinentuch über dem Haar, die uns an der Schwelle entgegenkam. Der seelenvolle Blick, die langen, dunkeln Augenwimpern, die edlen Formen übertreffen jede Beschreibung. Wir begrüßten sie mit staunender Bewunderung.

„Das schönste Weib ist also Besitzerin dieses Hauses?" sagte Gennaro. „Beliebt es der Hausfrau, zwei müden Wanderern einen Labetrunk zu spenden?"

„Die Hausfrau thut es gern!" erwiederte sie lächelnd; die schneeweißen Zähne erhoben die Frische der rothen Lippen. „Ich werde den Wein hier heraus bringen, allein ich habe nur eine Sorte."

„Wenn Ihr ihn einschenkt, wird er immer vortrefflich sein," sagte Gennaro; „ich trinke ihn am liebsten, wenn ein junges Mädchen, schön wie Ihr, mir ihn kredenzt."

„Aber Eccellenza muß heute mit der Frau vorlieb nehmen."

„Ihr seid verheirathet?“ fragte Gennaro lachend, „so jung!“

„Oh! ich bin sehr alt!“ versetzte sie lächelnd.

„Wie alt?“ fragte ich.

Sie sah mir schelmisch in die Augen und erwiederte: „Achtundzwanzig Jahre.“ Sie war kaum über die Funfzehn, aber herrlich entwickelt. Eine Hebe konnte nicht schöner gebaut sein.

„Achtundzwanzig!“ erwiederte Gennaro; „ein schönes Alter, das Euch gut steht. Seid Ihr schon lange verheirathet?“

„Seit zwanzig Jahren,“ entgegnete sie. „Fragt nur meine Töchter!“ Die kleinen Mädchen, die wir so eben spielen gesehen hatten, nahten sich schüchtern.

„Ist das Eure Mutter?“ fragte ich, obgleich ich wohl wußte, daß es nicht so sei. Sie sahen sie lächelnd an, nickten darauf beipflichtend und schmiegten sich zärtlich an sie. Sie brachte uns den Wein, herrlichen Wein, wir tranken auf ihr Wohlergehen.

„Sieh, das ist ein Dichter, ein Improvisator!“ sagte Gennaro, auf mich zeigend. „Er hat allen Damen in Neapel den Kopf verdreht. — Allein er ist von Stein, ein seltsamer Bursche — denkt Euch — er haßt alle Frauen. Er hat noch nie ein Weib geküßt.“

„Das ist unmöglich!“ sagte sie lachend.

„Ich dagegen bin von einem andern Schlage! Ich liebe alles Schöne, küsse alle süßen Lippen, bin sein treuer Begleiter, und versöhne so die Welt und die Weiber, wo wir

auftreten. — Es gelingt mir auch, ich behaupte es wie ein Recht bei jeder schönen Frau, und erwarte nun auch hier meinen Tribut!“ — Er ergriff ihre Hand.

„Ich erlasse dieses sowohl Euch, als der anderen Eccellenza; auch habe ich mit aller Tributzahlung nichts zu thun; das gleicht mein Gatte immer aus.“

„Und wo ist der?“

„Nicht gar zu weit,“ erwiederte sie.

„Eine so schöne Hand habe ich in Neapel noch nicht gesehen!“ rief Gennaro. „Was kostet ein Kuß darauf?“

„Einen Scudo,“ sagte sie.

„Ein Kuß auf die Lippen also das Doppelte?“ sagte Gennaro.

„Der ist gar nicht zu haben, die hat mein Mann gepachtet!“ und nun goß sie wieder den erwärmenden starken Wein ein, scherzte und lachte mit uns. Unter dem Scherze aber erfuhren wir doch, daß sie nur vierzehn Jahre alt und seit dem vorigen Jahr mit einem schönen jungen Manne, der gegenwärtig in Neapel war und erst den folgenden Tag zurückerwartet wurde, verheirathet sei. Die kleinen Mädchen waren ihre Schwestern und bei ihr zum Besuche, bis der Mann zurückkehre. — Gennaro ersuchte sie um einen Rosenstrauß, den sie zu pflücken eilte; er hatte ihr dafür einen Carlin versprochen.

Vergebens bat er die Frau um einen Kuß, sagte ihr tausend süße Schmeichelworte, schlang seinen Arm um ihren Leib; sie riß sich los, schmollte, kehrte aber immer zurück, denn es belustigte sie doch. — Gennaro ließ einen Louisd'or zwischen seinen Fingern spielen, rechnete ihr vor-

wie viele schöne Bänder dafür gekauft werden könnten, wie sehr sie ihre dunkeln Haare schmücken würden; und diese ganze Pracht konnte sie jetzt um einen, nur einen ihm gegebenen Kuß erhalten.

„Die andere Eccellenza ist viel besser," sagte sie, auf mich deutend. — Mein Blut kochte, ich faßte ihre Hand, sagte, daß sie ihn gar nicht anhören, sein versuchendes Geld nicht ansehen solle; daß er ein böser Mensch sei, an dem sie sich durch einen mir gestatteten Kuß rächen müsse. —

Sie sah mich an.

„Er hat in seinem ganzen Geschwätze nur ein einziges wahres Wort geredet, nämlich, daß ich noch nie ein Weib geküßt hätte. Ich habe meine Lippen rein bewahrt, bis ich die Schönste gefunden, daher hoffe ich auch, daß Ihr die Tugend belohnen werdet."

„Das nenne ich einen feinen Verführer!" rief Gennaro; „übertrifft er doch mich, der es in dem Handwerke so weit gebracht!"

„Ihr seid mit Eurem Golde ein böser Mensch," sagte sie, „und damit Ihr sehet, daß ich mir weder aus dem Golde, noch aus einem Kusse etwas mache, so soll der Dichter ihn haben." Nun drückten ihre Hände leicht meine Wangen, ihre Lippen berührten die meinigen, und sie verschwand hinter dem Hause.

Als die Sonne untergegangen war, saß ich in meiner kleinen Zelle oben im Kloster und betrachtete vom Fenster aus das Meer. Es war rosenroth und brandete heftig.

Die Fischer zogen ihre Böte auf den Sand, und so wie die Dunkelheit zunahm, brannten die Lichter heller, die Brandungen wurden schwefelblau. Ueberall herrschte eine unbeschreibliche Stille; da sangen die Fischer mit Frauen und Kindern einen Choral am Ufer. Die kindlichen klaren Stimmen mischten sich in den tiefen Baß und Wehmuth erfüllte meine Seele. Eine Sternschnuppe fiel vom Himmel und versank hinter den Weingärten, wo die junge heitere Frau mich geküßt hatte. — Ich gedachte ihrer Schönheit, gedachte des blinden Mädchens, des Schönheitsbildes in den Tempelüberresten, allein im Hintergrunde stand Annunziata geistig und körperlich schön — also doppelt schön. Meine Brust erweiterte sich, meine Seele brannte vor Liebe, Sehnsucht und Entbehrung. Dies reine Feuer, das Annunziata in meinem Herzen angefacht, die Altarflamme, deren Priesterin sie war, hatte sie selbst umgestürzt und verlassen, diese loderte nun wild durch das ganze Gebäude. — „Ewige Mutter Gottes,“ betete ich, „sieh, meine Brust ist voller Liebe; mein Herz bricht vor Sehnsucht!“ — und ich ergriff die Rosen im Glase, drückte die schönste an meine Lippen und gedachte Annunziata's.

Länger konnte ich es nicht ertragen; ich ging zum Meere hinab, wo die leuchtenden Brandungen sich brachen, wo der Fischer sang und der Wind wehte. Ich bestieg wieder die gemauerte Brücke, wo ich am Tage gestanden hatte. Eine in einen großen Mantel gehüllte Gestalt schlich dicht an mir vorüber; ich erkannte Gennaro. Er schlug den Pfad nach dem weißen Häuschen ein; ich folgte ihm. Jetzt schwebte er

dicht am Fenster vorüber, durch welches das Licht zu uns heraus schien.

Hier versteckte ich mich hinter dem herabhängenden Weinlaub und konnte nun in das Zimmer hineinsehen. Es war auf der entgegengesetzten Seite des Hauses; gerade gegenüber war ein ähnliches Fenster; eine hohe Treppe führte in das Nebenzimmer. Die beiden kleinen Mädchen lagen beinahe ganz entkleidet, nur mit locker umgebundenem Rock, singend auf den Knieen vor dem kleinen Tisch, worauf das Crucifix und die Lampen standen. Die ältere Schwester, die Hausfrau, kniete in der Mitte. Es war Madonna mit zwei Engeln; ein lebendiges Altarbild, wie von Rafael gemalt, sah ich vor mir. Ihr dunkles Auge war in die Höhe gerichtet, das Haar hing in reicher Fülle über die nackten Schultern herab; die Hände falteten sich über dem jugendlich schönen Busen.

Meine Pulse flogen; ich wagte kaum zu athmen. Nun erhoben sich alle drei; sie begleitete die kleinen Mädchen die Treppe zum Nebenzimmer hinauf, machte die Thüre zu und ging nun geschäftig in dem vordern Zimmer umher. Ich sah, daß sie aus einer Schublade eine rothe Brieftasche hervorzog, sie von allen Seiten besah und lächelte; sie schien sogar im Begriff sie zu öffnen, schüttelte aber in demselben Augenblick den Kopf und warf sie wieder so schnell in die Schublade, als würde sie von Jemand überrascht.

Kurz darauf vernahm ich ein leises Klopfen an dem Fenster mir gegenüber; erschrocken sah sie hin und horchte;

es klopfte wieder, ich hörte Jemand sprechen, doch vermochte ich kein Wort aufzufassen.

„Eccellenza?“ rief sie nun laut. „Was wollt Ihr? Warum kommt Ihr zu dieser Stunde hieher? Um des Himmels Willen! Ich bin erzürnt, sehr erzürnt darüber.“

Er sprach wieder etwas.

„Ja, freilich; so ist's!“ rief sie, „Ihr habt Eure Brieftasche vergessen; meine kleine Schwester ist unten im Gasthofe gewesen, um sie Euch zu bringen, allein Ihr wohnt gewiß oben im Kloster. Morgen früh würde sie Euch dort aufgesucht haben. Hier ist sie.“

Sie nahm sie hervor; er sprach wieder einige Worte. Sie schüttelte den Kopf.

„Nein, nein! Woran denkt Ihr? Die Thüre mache ich nicht auf. Ihr kommt nicht herein!“ Mit diesen Worten nahte sie sich dem Fenster und machte es auf, um ihm sein Eigenthum zu reichen. Er faßte nach ihrer Hand, sie ließ die Brieftasche fallen, die auf dem Fensterbret liegen blieb. Gennaro steckte den Kopf herein; die junge Frau sprang schnell zu dem Fenster hin, hinter welchem ich stand, und jetzt konnte ich jedes Wort, das Gennaro sprach, verstehen.

„Und Ihr wollt mir nicht gestatten, Eure schöne Hand zum Dank zu küssen? Nicht den geringsten Finderlohn annehmen, mir nicht einmal einen Becher Wein reichen? Ich brenne vor Durst! Darin liegt doch gar nichts Böses. — Warum mir nicht vergönnen herein zu treten?“

„Nein!“ erwiederte sie. „Wir haben zu dieser Stunde

nichts mit einander zu reden. Nehmt, was Ihr vergessen habt, damit ich das Fenster zumachen kann."

„Ich gehe nicht," versetzte Gennaro, „bevor Ihr mir nicht die Hand reicht und den Kuß gestattet, um den Ihr mich heute betrogen und den Ihr dem albernen Jungen gegeben habt."

„Nein! nein!" rief sie erzürnt, dabei aber doch lachend. „Ihr wollt erzwingen, was Euch nicht freiwillig gegeben wird; daher will und thue ich es nicht!"

„Es ist das letzte Mal!" flehte Gennaro mit weicher Stimme. „Gewiß das letzte Mal, daß wir uns sehen, und Ihr könnt Euch weigern mir nur die Hand zu reichen? Mehr verlange ich nicht, obschon mein Herz Euch noch tausend Dinge zu sagen hätte. Madonna will ja selbst, daß wir Menschen uns wie Brüder und Schwestern lieben sollen! Als Bruder will ich mein Gold brüderlich mit Euch theilen. Ihr sollt Euch putzen und doppelt so schön werden, wie Ihr seid! Alle Freundinnen sollen Euch beneiden; Niemand soll unser Glück erfahren!" — und mit einem raschen Sprung stand er im Zimmer.

Sie schrie laut auf: „Jesus Maria!" Ich rüttelte gewaltsam am Fenster, wo ich stand; die Scheiben klirrten, und wie von einer unsichtbaren Gewalt getrieben eilte ich um das Haus herum, nach dem offenen Fenster hin, indem ich eine Latte, die über der Weinlaube lag, losriß, um doch eine Art Waffe zu haben.

„Bist Du es, Nicolo?" rief sie laut.

„Ich bin's!" versetzte ich mit tiefer fester Stimme. Ich

sah Gennaro aus dem Fenster entfliehen; sein Mantel flatterte im Winde und die Lampe erlosch, es wurde ganz dunkel im Zimmer.

„Nicolo!“ rief sie am Fenster, ihre Stimme bebte. „Du hier zurück? Madonna sei gelobt!“

„Signora!“ stammelte ich.

„Oh! alle ihr Heiligen!“ hörte ich sie aufschreien. Das Fenster flog zu. Ich stand draußen wie festgewurzelt. Nach Verlauf einiger Augenblicke hörte ich sie über den Fußboden hingehen, hörte die Thür zum Nebenzimmer sich öffnen und wieder zumachen. Es ward drinnen gehämmert, als würden Riegel und Nägel zum Verschließen gebraucht.

„Jetzt ist sie sicher gestellt,“ dachte ich, und schlich leise fort; ich fühlte mich so wohl, so wundersam froh ums Herz. „Nun habe ich doch den Kuß bezahlt, den ich heute erhalten,“ sagte ich zu mir selbst: „vielleicht wäre mir noch einer geworden, hätte sie gewußt, welch ein beschirmender Engel ich ihr gewesen.“

Als ich im Kloster angelangt war, wurde eben zum Abendessen gerufen; aber Gennaro erschien nicht. Francesca war unruhig. Fabiani schickte Boten über Boten aus. Endlich erschien er. Er hatte sich in den Gebirgen umhergetrieben und sich verirrt, erzählte er, zum Glück sei er aber auf einen Bauer gestoßen, der ihn wieder auf den rechten Weg gebracht.

„Ihr Kleid ist auch ganz zerrissen!“ sagte Francesca.

„Ja!“ rief Gennaro, nach dem Zipfel greifend; „das, was davon fehlt, hängt an einem Dornbusche fest; ich habe

es wohl gemerkt. Der Himmel mag wissen, wie ich mich so verirren konnte! Es rührt von dem schönen Abend her; die Dunkelheit überfiel mich, und ich dachte den Weg abzukürzen, wodurch ich eben davon abkam.“

Wir lachten über sein Abenteuer, das ich besser kannte, und tranken auf sein Wohlergehen; der Wein war trefflich; wir wurden alle recht munter. Als wir später in unsern Zellen waren, meine war neben der Gennaro's, trat er halb ausgezogen zu mir ein, legte traulich die Hand auf meine Schulter und rieth mir, nicht zu viel von der schönen Frau zu träumen, die wir heute gesehen hatten.

„Den Kuß erhielt doch ich!“ sagte ich scherzend.

„Freilich!“ erwiederte er lachend, „allein glauben Sie, daß ich deshalb den Kürzern gezogen habe?“

„Mir kommt es doch so vor,“ entgegnete ich.

„Den Kürzern habe ich noch nie gezogen!“ versetzte er in einem kalten Tone, in dem beinahe etwas Bitteres lag, jedoch spielte ein leichtes Lächeln ihm fast zu gleicher Zeit um den Mund, indem er flüsterte: „Wenn Sie zu schweigen wissen, könnte ich Ihnen etwas erzählen.“

„Erzählen Sie!“ bat ich. „Kein Mensch soll eine Sylbe davon erfahren.“ Ich erwartete nun sein Bedauern über das schlecht abgelaufene Abenteuer zu hören. Und so lautete es auch anfangs.

„Ich vergaß heute mit Fleiß meine Brieftasche drüben bei der schönen Frau, um einen Vorwand zu haben, des Abends wiederzukehren, denn dann sind die Frauen nicht so streng; ich bin auch dort gewesen; den Frack habe ich

bei der Ueberkletterung der Gartenmauer, an der Hecke, zerrissen."

„Und die schöne Frau?" fragte ich.

„Sie war doppelt schön!" fuhr er mit einem bedeutungsvollen Kopfnicken fort. „Doppelt schön, und gar nicht so streng, als wir allein waren! Das wußte ich wohl. Dir gab sie nur einen Kuß, mir gab sie tausend und ihr Herz als Zugabe. Ich werde die ganze Nacht von meinem Glück träumen. Armer Antonio!" Er warf mir mit den Fingern einen Kuß zu und begab sich auf sein Zimmer.

Der Morgenhimmel war wie mit einem grauen Flor bedeckt, als wir das Kloster verließen; am Strande harrten unser die flinken Ruderer, die uns wieder in das Boot hinein trugen. Die Reise ging nach Capri. Der Flor des Himmels zerrann in leichte Wolken, die Luft wurde wieder hell, keine Woge bewegte sich, wie ein gewässertes Tuch war das leichte Gekräusel des Meeres. Das schöne Amalfi verschwand hinter dem Felsen. Gennaro warf einen Kuß zurück, indem er mir ins Ohr raunte: „Dort haben wir Rosen gepflückt!"

„Du geriethest wenigstens in die Dornen," dachte ich, und nickte zustimmend.

Das große unendliche Meer bis nach Sicilien und Africa breitete sich vor uns aus, links lag Italiens Felsenküste mit ihren seltsamen Höhlen; vor einigen derselben stehen kleine Städte, sie schienen aus den Höhlen getreten zu sein, um sich zu sonnen; tief in andern saßen Fischer, die hinter der hohen Brandung ihr Essen kochten und ihre Böte theerten.

Das Meer schien ein fettes blaues Oel zu sein; wir tauchten die Hände hinein, und sie schienen blau, wie jenes selbst. Der Schatten, den das Boot auf das Wasser warf, trug die Farbe des reinsten Schwarzblau, und die Schatten der Ruder erschienen wie eine bewegliche Schlange in allen Nüancen von Blau.

„Herrliches Meer!“ jauchzte ich. „Nichts in der ganzen Natur, den Himmel ausgenommen, ist schön wie du!“ ich gedachte, wie oft ich als Kind mich auf den Rücken gelegt und mich hinauf in die unendliche blaue Luft geträumt hatte; jetzt schien mein Traum Wirklichkeit geworden zu sein.

Wir kamen an drei kleinen Felseninseln vorüber; es waren gewaltige auf einander geworfene Steine, aus der Tiefe gestiegene Riesenblöcke, und andere wieder auf diese gewälzt. Die blaue Brandung schlug an den grünlichen Steinmassen hinauf. Im Sturme müssen sie eine Scylla mit ihren heulenden Hunden sein.

Die Wasserfläche ruhte rings um das nackte steinige Vorgebirge Minerva, wo die alte Zeit die Sirenen wohnen ließ; vor uns lag das romantische Capri, wo Tiber in Wollust geschwelgt und über den Meerbusen nach Neapels Küsten hingeschaut hatte. Das Segel in unserm Boote wurde aufgespannt, und von Wind und Wogen getragen nahten wir der Insel. Jetzt bemerkten wir erst die außerordentliche Klarheit und Reinheit des Wassers; es war so völlig durchsichtig, als segelten wir in der Luft; jeder Stein, jedes Rohr, fadentief unter uns, war dem Auge deutlich; mir

schwindelte, wenn ich von dem kleinen Boot in die Tiefe hinabblickte, über die wir hinglitten.

Nur von einer Seite ist die Insel Capri zugänglich; ringsum erheben sich steile, wagerechte Felsenwände, gegen Neapel dehnen sich amphitheatralisch Weingärten, Orangen- und Olivenwälder aus. Unten am Strande stehen einige Fischer-Wohnungen und eine Wache; etwas höher, zwischen den grünen Gärten, sieht die Stadt Capri hervor; eine Zugbrücke und ein kleines Thor führen in dieselbe hinein. Im Gasthofe bei Pagani, wo der hohe Palmbaum vor der Thüre steht, beschlossen wir auszuruhen.

Nach Tische wollten wir auf Eseln zu den Ruinen von Tibers Villa hinaufreiten, jetzt aber harrte unser das Frühstück, und zwischen diesem und der folgenden Mahlzeit wollten Fabiani und Signora Francesca ausruhen, um zu der bevorstehenden Spazierfahrt Kräfte zu sammeln. Gennaro und ich fühlten dazu kein Bedürfniß. Die Insel kam mir so klein vor, daß wir sie wohl in ein Paar Stunden umrudern und die hohen Felsenthore besehen konnten, die gegen Süden sich einzeln aus dem Wasser erheben.

Wir nahmen ein Boot und zwei Ruderer; es wehte ein wenig, so daß wir den halben Weg das Segel gebrauchen konnten. Die See brach sich an den niedrigen Riffen. Fischernetze lagen zwischen ihnen ausgespannt; wir mußten sie ziemlich weit umgehen. Es war eine schöne lustige Fahrt in dem kleinen Boote. Bald erblickten wir vom Meeere, gen Himmel hinauf schauend, nur senkrechte Felsen, graue steinerne Massen, aus deren Riffen zwar hier und da eine Aloe

oder eine wilde Levkoje emporsproßte, wo aber die Gemse selbst keinen Punkt, den Fuß zu setzen, finden konnte. Unten an der Brandung, die wie blaue Flammen hinaufschlug, wachsen auf dem Felsen blutrothe Seeäpfel, die, vom Wasser benetzt, doppelten Glanz haben. Es schien als blutete der Felsen bei jedem Wellenschlag.

Jetzt hatten wir rechts das offne Meer, links die Insel. Tiefe Höhlen, deren Oeffnung, doch nur der Obertheil derselben, ein wenig über dem Wasser hervorragte, zeigten sich in den Felsen; einzelne wurden nur in der Brandung sichtbar. Da unten hausen die Sirenen; das blühende Capri, an dem wir herumkletterten, ist nur das Dach ihrer Felsenburg.

„Ja, es hausen da böse Geister," sagte der eine Ruderer, ein alter Mann mit silberweißen Haaren. „Schön soll es da unten sein, aber sie lassen ihre Beute nicht los, und kommt auch Jemand wieder heraus, so hat er doch den Sinn für diese Welt verloren." Und nun zeigte er uns etwas weiter hin eine Oeffnung, größer als die anderen, doch so klein, daß unser Boot, selbst ohne Segel und wenn wir uns auch der Länge nach in demselben hinstreckten, wegen mangelnder Breite und Weite nicht hineinkommen konnte.

„Das ist das Hexenloch," flüsterte der Jüngere, der am Steuerruder saß und jetzt mehr vom Felsen abwärts lenkte. „Drinnen ist Alles Gold und Edelstein, allein man lodert in Flammen auf, kömmt man hinein. Santa Lucia, bitte für uns!"

„Ich möchte wohl eine der Sirenen hier im Boote haben," sagte Gennaro. „Aber schön müßte sie sein; dann würde sich wohl Alles finden."

„Ihr Glück bei den Frauen," sagte ich lachend, „würde sich auch hier geltend machen!"

„Eben auf dem schwellenden Meere sollte man küssen und umarmen, das ist ja das ewige Spiel der Wogen. Ach!" seufzte er, „hätten wir doch hier die schöne Frau von Amalfi. Das war ein Weib! nicht wahr? Sie haben ja auch von dem Nectar ihrer Lippen ein wenig gekostet. Wie zurückhaltend und züchtig sie sich zeigen konnte! Sie sollten sie gestern Abend gesehen haben; sie brannte noch leidenschaftlicher als ich!"

„Oh, nein!" sagte ich, seiner unverschämten Großsprecherei überdrüssig. „So war es nicht; das weiß ich besser!"

„Wie soll ich das verstehen?" fragte er, mir verwundert in die Augen schauend.

„Weil ich Zeuge davon war," fuhr ich entschlossen fort. „Der Zufall führte mich hin. Ich bezweifle übrigens Ihr großes Glück nicht, aber dies Mal wollen Sie nur Scherz mit mir treiben." — Er sah mich noch immer schweigend an. — „Ich gehe nicht," ahmte ich Gennaro lachend nach, „bevor Ihr mir nicht den Kuß gebt, um den Ihr mich betrogen und den Ihr dem albernen Jungen gegeben habt!"

„Signore! Sie haben mich belauscht!" rief er ernst, blaß wie eine Leiche werdend. „Wie können Sie wagen, mich zu beleidigen? Sie werden sich mit mir schlagen, oder ich verachte Sie."

Diese Wirkung meiner Rede hatte ich nicht erwartet.

„Gennaro, das ist Ihr Ernst nicht!“ sagte ich, seine Hand fassend; er zog sie zurück und gab mir keine Antwort, sondern gebot den Ruderern, uns ans Land zu setzen.

„Wir müssen um die Insel ganz herum,“ sagte der Alte; „nur da, wo wir ausgelaufen sind, können wir wieder hinein.“

Sie brauchten die Ruder gut, und bald nahten wir dem hohen Felsenbogen in dem blauen schwellenden Meere; aber Zorn und Betrübniß erfüllten mein Gemüth; ich sah Gennaro an, der mit seinem Stock ins Wasser schlug.

„**Una tromba**!“ rief der Jüngste der Seeleute; und von dem Cap Minerva her schwebte eine pechschwarze Wolkensäule in schräger Richtung, vom Meere gen Himmel hinauf, über die See hin. Rings um sie herum schien das Wasser zu kochen; schnell wurde das Segel auf unserm Boote herabgelassen.

„Wo steuern wir hin?“ fragte Gennaro.

„Zurück! zurück!“ rief der jüngere Ruderer.

„Aufs neue um die ganze Insel herum?“ fragte ich.

„Ans Land hin, dicht an die Felsenwand, die Wasserhose nimmt die Richtung weiter hinaus.

„Die Brandung aber wird das Boot an den Felsen zerschellen!“ sagte der Alte, die Ruder rasch ergreifend.

„Ewiger Gott!“ stammelte ich; denn die schwarze Wolkensäule schritt mit Windesschnelle über das Wasser hin, als wollte sie an Capri's Felsenwand, in deren Nähe wir waren, entlang gehen. Sie konnte uns mit sich hinauf wirbeln oder dicht an ein senkrechtes Felsenufer in die

Tiefe hinabdrücken. Ich faßte die Ruder des Alten mit an, Gennaro half dem Jüngeren, allein wir hörten schon den Wind heulen und das Wasser am Fuße der Wasserhose kochen; es war als trieb sie uns selbst von sich fort.

„Rette uns, heilige Lucia!“ riefen beide Seeleute, ließen die Ruder fallen und fielen auf die Knie.

„Fasset doch das Ruder!“ rief Gennaro, aber todtenblaß sahen sie nur gen Himmel. Da saus'te der Orkan über unsre Häupter hin; links, nicht weit von uns, schwebte die schwarze Nacht über den Wogen; sie hoben uns hoch, hoch in die Höhe und schlugen, weiß von Schaum, über das Boot. Die Luft drückte, als sollte das Blut durch die Augen brechen; es wurde Nacht, die Nacht des Todes. Nur eins wurde ich noch gewahr, daß das Meer über mich hinbraus'te, daß ich, daß wir alle eine Beute des Todes waren; ich verlor das Bewußtsein.

Größer als die Gewalt des Orkans, erschütternder als die Trennung von Annunziata steht vor mir die Erscheinung, die mir vorschwebte, als ich aufs neue die Augen öffnete. Ueber mir, tief unter mir, rings um mich war Alles blauer Aether. Ich bewegte den Arm, und wie electrische Funken glänzten Millionen Sternschnuppen um mich. Von dem Strome der Luft wurde ich getragen; ohne Zweifel war ich todt und schwebte nun durch den Aether zu Gottes Himmel hinauf; jedoch ruhte auf meinem Kopf eine schweres Gewicht, es war meine irdische Sünde; die zog mich niederwärts, der Luftstrom saus'te um meinen Kopf, er war wie das kalte Meer. Mechanisch tappte ich vor mir hin; ich

fühlte einen festen Gegenstand und klammerte mich an ihn an; Todesmüdigkeit durchdrang mein ganzes Wesen; ich empfand, daß weder Blut noch Mark in mir war; meine Leiche ruhte gewiß auf dem Boden des Meers, indeß meine Seele ihrem Verhängnisse entgegenstieg. „Annunziata!“ seufzte ich. Mein Auge schloß sich wieder. Diese Ohnmacht muß gewiß lange gedauert haben. Ich athmete aufs neue und fühlte mich gestärkter, mein Bewußtsein war zurückgekehrt. Ich lag auf einer festen kalten Masse, wie auf einer Felsenspitze, hoch in dem unendlichen blauen Aether, der ringsum leuchtete. Ueber mir wölbte sich der Himmel mit seltsamen kegelförmigen Wolken, blau, wie jener; Alles war Ruhe, Alles unbeschreiblich still, aber eine eisige Kälte durchdrang meinen ganzen Körper; langsam erhob ich den Kopf. Meine Kleider waren blaue Flammen, meine Hände glitzerten wie Silber, und doch fühlte ich sie als Glieder meines Körpers. Meine Gedanken strengten sich an: gehörte ich dem Leben oder dem Tode? Ich tauchte die Hand in die seltsame leuchtende Luft unter mir hinab. Es war die Woge, in die ich griff, und doch war die Flamme blau wie brennender Weingeist, aber kalt wie Wasser. Wie die Wasserhose auf dem Meere, aber kleiner und blau funkelnd, stand eine Säule formlos und hoch, dicht neben mir. War es Schrecken oder Erinnerung, die mir dies Bild zeigten? Nach einigen Augenblicken wagte ich, es leise zu berühren; es war fest wie Stein, kalt wie dieser; ich streckte die Hand in den halbdunkeln Raum hinter mir und berührte feste, glatte, aber wie der Nachthimmel dunkelblaue Mauern.

Wo war ich? Was ich unter mir für Luft angesehen hatte, war ein glänzender See, der schwefelblau, aber ohne Hitze brannte. War er es, der Alles ringsum erhellte, oder leuchteten die Felsenwände, der Bogen hoch über mir; befand ich mich in der Wohnung des Todes, in der Grabzelle meines unsterblichen Geistes? In allen Nüancen von Blau glänzte jeder Gegenstand; ich selbst war von diesem Glanz umgeben.

Dicht neben mir befand sich eine in Felsen gehauene Treppe, die aus gewaltigen Sapphiren, jede Stufe aus ungeheuren Blöcken dieses funkelnden Gesteins zu bestehn schien; ich stieg diese hinauf, aber Felsenstücke verschlossen mir den Ausgang. War ich nicht würdig, mich den Himmlischen zu nähern? Mit dem Zorn eines Menschen belastet hatte ich die Welt verlassen. Wo war Gennaro geblieben? wo die beiden Ruderer? — Ich war allein, ganz allein! Ich dachte an meine Mutter, an Domenica, an Francesca, an sie Alle, und fühlte, daß meine Phantasie kein Blendwerk bildete; der Glanz, den ich schaute, war da, so wie ich selbst geistig oder körperlich da war. In einer Felsenspalte stand ein loser Gegenstand, den ich berührte. Es war ein großes schweres Becken. Es war mit goldenen und silbernen Münzen gefüllt; ich betastete die einzelnen Stücke und mein Aufenthalt kam mir noch seltsamer vor. Tief an der Wasserfläche, unweit welcher ich stand, erblickte ich einen hellen blauen Stern; er warf einen langen, einzigen, ätherreinen Strahl über den Wasserspiegel hin, und so wie ich ihn anblickte, verfinsterte er sich wie der Mond; ein schwarzer Gegenstand kam zum Vorschein und ein kleiner

Kahn glitt über das blaue brennende Wasser hin; es war als stieg er aus der Tiefe herauf und schwebte leicht über dieselbe hin. Ein alter Mann ruderte langsam vorwärts; bei jedem Ruderschlage glänzte das Wasser rosenroth.

Im Hintertheile des Kahns saß noch eine menschliche Gestalt; ich konnte unterscheiden, daß diese ein Mädchen war. Schweigend, unbeweglich wie steinerne Bilder saßen sie da, nur die Arme des Alten bewegten sich mit dem Ruder. Ein wundersamer tiefer Seufzer erreichte mein Ohr, es war als müßte ich diesen Laut wiedererkennen. In einem Kreise umherrudernd näherten sie sich der Stelle, wo ich stand. Der Alte zog das Ruder in den Kahn hinein. Das Mädchen hob die Hände in die Höhe und sprach tief und schmerzlich: „Heilige Mutter Gottes, verlaß mich nicht! — Hier bin ich ja, wie Du es geboten!“

„Lara!“ — rief ich laut. Sie war es. — Ich erkannte die Stimme, erkannte die Gestalt; es war Lara, das blinde Mädchen von der Tempel-Ruine in Pästum.

„Gieb mir das Licht des Auges! Laß mich Gottes schöne Welt schauen!“ — rief sie; es war als hätte eine Todte gesprochen, es zitterte mir durch die Seele; die Schönheit der Welt, von der ich eine Ahnung in ihre Brust gehaucht hatte, forderte sie ja von mir. Meine Lippen verstummten, schweigend breitete ich die Arme aus, sie erhob sich nochmals. „Gieb mir,“ stammelten ihre Lippen, und sie sank in den Kahn zurück. — Das Wasser spritzte wie Feuertropfen um ihn hinauf.

Einen Augenblick stand der Alte über sie gebückt und stieg

dann hinauf, wo ich stand; sein Blick ruhte auf mir, ich sah ihn das Zeichen des heiligen Kreuzes in der Luft machen; darauf faßte er das schwere kupferne Becken, stellte es in den Kahn und stieg selbst hinein. Ich folgte ihm instinctmäßig nach; sein wunderlich düsterer Blick ruhte unbeweglich auf mir; nun ergriff er das Ruder, wir schifften gegen den leuchtenden Stern hin, ein kalter Luftstrom drang uns entgegen, ich neigte mich über Lara, ein enges Felsengewölbe umschloß uns, doch nur einen Augenblick; dann lag das Meer, das große Meer in seiner unendlichen Ausdehnung vor uns, und hinter uns erhoben sich gen Himmel die senkrechten Felsen. Aus einer kleinen dunkeln Oeffnung waren wir herausgekommen, dicht an einer niedrigen, mit einzelnen Gebüschen und dunkelrothen Blumen bewachsenen Fläche. Der Mond schien wunderbar hell. —

Lara erhob sich; ich wagte nicht ihre Hand zu berühren; sie war ja ein Geist, das Ganze ein Geisterspuk, das fühlte ich, kein Traumbild meiner Phantasie. —

„Gieb mir die Kräuter!" — flüsterte sie und streckte die Hand aus. Es war mir, als müßte ich der Geisterstimme gehorchen. Mein Blick fiel auf die grünen Gebüsche, auf die rothen Blumen, die an der niedrigen Abdachung unter dem hohen Felsen prangten; ich stieg aus dem Kahn und pflückte die Blumen, sie dufteten seltsam; — ich reichte ihr den Strauß hin, Todesmüdigkeit beschlich alle meine Glieder, ich sank auf die Knie, noch aber bemerkte mein Auge, daß der Alte das Zeichen des Kreuzes machte, die Blumen faßte, Lara in ein größeres Boot, das seitwärts lag, hineinhob, den

kleineren Kahn daran befestigte, das Segel darin aufzog und fort über die See schiffte. Ich streckte die Hände nach ihnen aus, aber der Tod faßte mein Herz schwer; es war, als bräche es.

„Er lebt!“ — war das erste Wort, das ich wieder vernahm. Ich schlug das Auge auf und erblickte Fabiani und Signora Francesca. Neben mir stand noch ein Fremder; er hielt meine Hand umfaßt, und sah mir ernst und sinnend ins Auge. Ich lag in einem schönen großen Zimmer. — Es war heller Tag. — Wo befand ich mich wohl? Fieberhitze brannte in meinem Blute; nur erst nach und nach erfuhr ich, wie ich hergekommen, wie ich gerettet worden war.

Als Gennaro und ich gestern nicht zurückkehrten, wurde man unsertwegen sehr unruhig; von den Fischern wurde auch nichts vernommen, und da eine südlich um die Küste schwebende Wasserhose gesehen ward, schien unser Schicksal entschieden. Zwei Fischerböte wurden sogleich ausgeschickt, um die Insel zu umsegeln, so daß sie einander begegnen mußten; allein weder von uns noch von dem Boote wurde die gerinste Spur entdeckt. Signora Francesca hatte geweint; sie war mir doch gut; sie bedauerte auch Gennaro und die armen Schiffsleute. — Fabiani konnte sich nicht zufrieden geben, selbst mußte er zur Nachforschung fort, in jeder kleinen Felsenkluft wollte er nachspähen, ob Niemand von uns durch Schwimmen sich dahin gerettet hatte und nun vielleicht dem schrecklichsten Tod, dem der Angst und des Hungers, entgegen sähe; denn von keiner Seite war es möglich, zu den Menschen hinauf zu steigen.

Ganz früh des Morgens schiffte er mit vier flinken Ruderern hinaus und untersuchte die freistehenden Felsenthore in der See, die einzelnen Felsenriffe. Die Ruderer wollten dem furchtbaren Hexenloche nicht nahen, aber Fabiani gebot ihnen, nach der kleinen grünen Abdachung hinzusteuern.

Als er der Stelle nahte, erblickte er nur wenig davon entfernt, eine liegende Gestalt; ich war es, der wie eine Leiche neben den grünen Gebüschen lag; meine Kleider waren von dem Winde halb getrocknet; sie nahmen mich in das Boot, er deckte mich mit seinem Mantel zu, rieb mir die Brust und die Hände, und bemerkte endlich, daß ich leise athmete. So brachten sie mich ans Land unter die Hände des Arztes — ich befand mich wieder unter der Zahl der Lebendigen — Gennaro und die beiden Schiffer waren ertrunken.

Ich mußte Alles, was mir erinnerlich war, berichten, und erzählte von der wunderbar strahlenden Höhle, von meinem Erwachen, von dem Kahn, von dem alten Fischer und dem blinden Mädchen, aber Alle meinten, daß es nur ein Phantasiespiel, ein Fiebertraum in der Nachtluft gewesen sei, ich selbst mußte es ja glauben, doch konnte ich es nicht. Es stand Alles gar zu lebendig vor meiner Seele.

„Am Hexenloche haben Sie ihn gefunden?“ — sagte der Arzt, den Kopf schüttelnd.

„Sie glauben doch nicht, daß dieser Ort geheime und größere Kräfte als jeder andere besitzt?“ — fragte Fabiani.

„Die Natur besteht aus einer Kette von Räthseln," erwiederte der Arzt; — „die wenigsten haben wir gelös't."

Es wurde wieder Tag in meiner Seele. Das Hexenloch! die Welt, von der unsere Schiffer erzählt hatten — wo Alles glänzend, Alles Feuer und Strahlen war! Hatte die See mich dahinein geworfen? — Ich gedachte der engen Oeffnung, durch welche wir hervorgeschifft waren; war es Wirklichkeit oder Traum gewesen? Hatte ich in eine Geisterwelt hinein geschaut? — Wie dem auch sei, Madonna's Gnade hatte mich beschützt und gerettet. Mein Gedanke träumte sich in die strahlende schöne Halle zurück, wo mein Schutzgeist Lara hieß. — Das Ganze war Wahrheit und kein Traum! Ich hatte gesehen, was erst Jahre nachher entdeckt wurde und jetzt Capri's, ja Italiens schönste Erscheinung ist: die blaue Grotte; die weibliche Gestalt war wirklich Lara, das blinde Mädchen von Pästum. — Allein wie konnte ich das damals glauben, damals nur denken? — Es war ja gar zu seltsam; ich faltete nur die Hände und gedachte meines Schutzengels.

XXII.

Die Heimreise.

Fabiani und Signora Francesca blieben noch zwei Tage auf Capri, damit wir die Reise nach Neapel zusammen

machen konnten. Hatte ich mich auch vorher zuweilen durch ihre Reden und die Weise, wie sie mich behandelten, verletzt gefühlt, so begegneten sie mir nun mit doch so vieler Sorgfalt und Liebe, daß ich mich von ganzem Herzen an sie anschloß.

„Du mußt mit uns nach Rom zurückkehren," sagten sie, — „das ist das Vernünftigste und Beste."

Meine seltsame Rettung, die wunderbare Erscheinung in der Höhle wirkte auf mein aufgeregtes Gemüth ein; ich fühlte mich so ganz in der Hand des unsichtbaren Lenkers der liebevoll Alles zum Besten leitet, daß ich jetzt völlig entsagend alles Zufällige wie eine Fügung betrachtete, und als Signora Francesca meine Hand freundlich drückte und mich fragte: ob ich Lust hätte, mit Bernardo die neapolitanische Luft einzuathmen? — versicherte ich, daß ich nach Rom müsse und wolle.

„Wir würden viele Thränen um Dich geweint haben, Antonio," sagte Signora Francesca, und drückte meine Hand: — „Du bist unser gutes Kind; Madonna hat ihre beschützende Hand über Dich gehalten."

„Eccellenza soll erfahren," — sagte Fabiani — „daß der Antonio, auf den er erzürnt war, im mittelländischen Meere ertrunken ist, und daß wir den alten trefflichen Antonio mit uns in die Heimath bringen."

„Der arme Gennaro!" — seufzte dann Signora Francesca. „Er besaß ein edles Herz, Geist und Lebensfreude, in Allem war er ein Meister."

Der Arzt saß mehrere Stunden neben mir; er war

eigentlich von Neapel und nur zum Besuche auf Capri. Am dritten Tage kehrte er mit uns zurück. Ich wäre nun völlig hergestellt, sagte er. — Nun, körperlich vielleicht, geistig nicht; ich hatte in das Reich des Todes hineingeschaut, den Kuß des Todesengels auf meiner Stirne gefühlt. Die Mimose der Jugendblüthe hatte ihre Blätter zusammengerollt. Als wir in das Boot stiegen, in welchem der Arzt uns begleitete, und ich das klare, durchsichtige, tiefe Wasser erblickte, schnürten die Erinnerungen die Seele heftig zusammen, ich erwog, wie nahe ich dem Tode gewesen, und meine wunderbare Rettung. Die Sonne schien so warm auf das herrliche blaue Meer herab. Das Leben ist doch so schön, und bei diesem Gefühl drangen Thränen aus meinen Augen. Alle drei beschäftigten sich nur mit mir, ja Signora Francesca selbst sprach von meinem schönen Talente, nannte mich einen Dichter, und als der Arzt erfuhr, daß ich es sei, der in Neapel improvisirt hatte, erzählte er, wie glücklich ich alle seine Freunde gemacht, wie entzückt alle gewesen wären.

Der Wind war überaus günstig, und statt nach Salerno zu steuern, wie es anfangs bestimmt war, und von dort zu Land nach Neapel zu gehen, segelten wir sofort nach der Residenz.

In meiner Wohnung fand ich drei Briefe vor. Einer war von Federigo, der gestern nach Ischia gereist war und erst in drei Tagen zurückkehrte; es betrübte mich; ich konnte ihm also nicht Lebewohl sagen, denn unsere Abreise war auf den folgenden Mittag bestimmt. Der zweite Brief — sagte mir der Cameriere — war den Morgen nach meiner

Abreise eingetroffen; ich las: „Ein treues Herz, das es gut und ehrlich mit Ihnen meint, harret Ihrer vor Abend. — Ihre alte Freundin.“ Es war kein Name darunter, nur Straße und Hausnummer war am Rande bemerkt. Der dritte war von derselben Hand und den vorigen Abend angelangt. Der Inhalt war: „Kommen Sie, Antonio! der Schrecken von dem letzten unglücklichen Augenblick, als wir uns das letzte Mal sahen, ist glücklich überstanden. — Kommen Sie bald! Alles ist Mißverständniß — Alles kann noch gut werden, verschieben sie nur keinen Augenblick unser Wiedersehen.“ — Straße und Hausnummer waren wieder angezeigt.

Es war klar, daß diese Zeilen von Signora Santa waren, obgleich sie ein fremdes Haus zu unserer Zusammenkunft gewählt hatte. Ich wollte sie nicht sehen, sondern schrieb in der Eile einige höfliche Worte an ihren Gatten, in welchen ich ihm auf Veranlassung meiner Abreise von Neapel, weil die Eile, womit diese vor sich ging, mir einen persönlichen Besuch nicht erlaubte, Lebewohl sagte; ich dankte ihm und der Signora für die mir erzeigte Freundschaft und bat, meiner nicht zu vergessen. — Ich legte ein kleines Billet an Federigo bei, und versprach ihm einen umständlichen Brief aus Rom, weil ich mich jetzt nicht zum Schreiben aufgelegt fühlte.

Nirgends ging ich hin; ich wollte nicht mit Bernardo zusammentreffen und keinen meiner neuen Freunde sehen; nur den Arzt besuchte ich, ich fuhr mit Fabiani zu ihm. Seine Wohnung war traulich und freundlich; seine unverheirathete ältere Schwester führte den Hausstand; sie hatte

in ihrem Wesen etwas Zutrauliches und Liebreiches, das mich anzog; ich mußte an die alte Domenica denken; jedoch war diese Schwester gebildet, besaß Talente und größere Vollkommenheiten.

Am folgenden Morgen, der mein letzter in Neapel war, hing mein Blick mit Wehmuth an dem Vesuv, den ich nun zum letzten Mal sah, aber dicke Wolken umhüllten den Gipfel, es war, als wollte er mir nicht Lebewohl sagen. Das Meer war windstill, ich dachte an mein Traumbild: Lara in der strahlenden Grotte; bald sollte Alles, mein ganzer Aufent- in Neapel wie ein Traum sein. Ich ergriff die Zeitung: **Diario di Napoli**, welche der Cameriere gebracht hatte; meinen angenommenen Namen erblickte ich darin: es war eine Kritik meines ersten Auftretens.

Begierig las ich sie: meine reiche Phantasie, meine schönen Verse wurden besonders hervorgehoben. Es hätte den Anschein, meinte der Verfasser, daß ich von Pangetti's Schule sei, nur wäre ich meinem Meister gar zu sehr gefolgt. Ich kannte diesen gar nicht; ich wußte nur zu gut, daß ich kein Vorbild hatte, die Natur und mein eignes Gefühl waren allein meine Führer gewesen; allein die meisten Kritiker sind selbst so wenig originell, daß sie glauben, man müsse immer ein Vorbild gehabt haben. Das Publikum hatte mir einen größeren Beifall gespendet, als dieser Kritiker, obgleich er bemerkte: daß ich mit der Zeit ein Meister werden könne, daß ich schon jetzt ein ungemeines Talent besitze, reich an Phantasie, Gefühl und Begeisterung. Ich hob das Blatt auf; es sollte mir einmal zum Zeichen dienen, daß doch

nicht Alles Traum gewesen, was ich hier erlebt. Ich hatte Neapel gesehen, mich dort bewegt, viel verloren und viel gewonnen — hatte Fulvia's glänzende Wahrsagung schon ihr Ende erreicht?

Wir verließen Neapel; die hohen Weingärten entzogen es unseren Augen. In vier Tagen legten wir den Weg nach Rom zurück, denselben, den ich zwei Monate vorher mit Federigo und Signora Santa gemacht hatte. Ich sah **Mola di Gaeta** mit seinen Orangen-Gärten wieder; jetzt dufteten die mit Blüthen geschmückten Bäume. Ich ging in dem Garten herum, wo Santa versteckt gesessen und die Abenteuer meines Lebens gehört hatte; wie viele andere Begebenheiten hatten nicht in der kurzen Zeit sich jenen angeschlossen! Wir fuhren durch das enge Itri, und ich dachte an Federigo. An der Grenze, wo die Pässe durchgesehen wurden, standen noch die Ziegen in der großen Felsenhöhle, die er abgezeichnet hatte; das Hirtenknäbchen sah ich nicht. Die Nacht brachten wir in Terracina zu.

Die Morgenluft war unbeschreiblich klar; ich sagte dem Meere, das mich in seine Arme gedrückt, in den schönsten Traum gewiegt und mir Lara, das Bild der Schönheit, gezeigt hatte, mein Lebewohl. Weit hinaus an dem fernen Horizont gewahrte ich noch den Vesuv mit seiner hellblauen Wolkensäule; das Ganze schien ein auf das leuchtende Firmament hingehauchter Duft.

„Lebewohl! lebewohl! nach der römischen Heimath hin; dort harret mein Grab!“ seufzte ich, während der Wagen über die grünen Sümpfe nach Velletri hinrollte. Ich begrüßte

die Gebirge, wo ich mit Fulvia gewandert, sah Genzano wieder, fuhr über den Platz, wo meine Mutter gestorben war, wo ich als Kind mein Alles auf die Welt verloren hatte. Nun erschien ich als ein vornehmer Herr. Die Bettler auf der Straße nannten mich Eccellenza! War ich jetzt wohl glücklicher als damals? Wir fuhren durch Albano; die Campagna lag vor uns, des Ascanius Grab mit dem dichten Epheu am Wege, weiter hin die Grabmäler, die lange Wasserleitung und Rom mit der Peters-Kuppel.

„Ein heiteres Gesicht, Antonio!" sagte Fabiani, als wir durch die **Porta San Giovanni** hineinrollten. Die Lateran-Kirche, der hohe Obelisk, das Colosseum und der Trajans-Platz, Alles sagte mir, daß ich wieder zu Hause sei. Wie ein nächtlicher Traum und doch wie ein Jahr meines Lebens schwebten die Begebenheiten der letzten Zeit vor meiner Seele. — Wie war hier Alles gegen Neapel stumm und todt! Der lange Corso ist keine Toledostraße. Ringsum erblickte ich bekannte Gesichter. Habbas Dahdah trippelte an uns vorüber und begrüßte uns, als er den Wagen erkannte. An der Ecke der **via condotti** saß Peppo, mit den hölzernen Klötzen an den Händen.

„Jetzt sind wir zu Hause!" sagte Signora Francesca.

„Ja wohl, zu Hause!" wiederholte ich, und tausend Empfindungen bewegten sich in meiner Brust. In wenigen Augenblicken sollte ich der Eccellenza Beichte ablegen; mir graute vor seinem Anblick, und doch schien es mir, als flögen die Pferde nicht schnell genug.

Wir hielten vor dem Palaste Borghese.

Zwei kleine Zimmer im obersten Stock wurden mir angewiesen. Noch hatte ich die Eccellenza nicht gesehen. Wir wurden zu Tisch gerufen. Ich verneigte mich tief vor ihm.

„Antonio wird wohl zwischen mir und Signora Francesca sitzen müssen,“ waren die ersten Worte, die ich aus seinem Munde hörte.

Das Gespräch war leicht und natürlich. Jeden Augenblick war ich einer bittern Bemerkung gewärtig; allein kein Wort, nicht die geringste Anspielung auf meine Abwesenheit oder auf die unmuthige Stimmung gegen mich, die der Brief der Eccellenza aussprach, wurde geäußert. Diese Milde rührte mich. Doppelt schätzte ich die Liebe, die mir entgegenkam, und dennoch stellten sich Stunden ein, in welchen mein Stolz sich gekränkt fühlte, nicht gescholten worden zu sein.

XXIII.

Die Erziehung. Die kleine Aebtissin.

Palazzo Borghese war jetzt meine Heimath; ich wurde mit mehr Freundlichkeit und Milde behandelt. Nur zuweilen kehrte der alte belehrende Ton wieder, die verletzende leichte Weise, mich zu nehmen, allein ich wußte, daß sie es gut mit mir meinten.

In den heißen Monaten verließen sie Rom; ich war dann in dem großen Palast allein. Gegen den Winter

kehrten sie zurück und die alten Verhältnisse traten wieder ein. Man vergaß indessen, daß auch ich älter wurde, daß ich nicht mehr das Kind von der Campagna war, das jedes ausgesprochene Wort als einen Glaubensartikel ansah, oder der Jesuitenschüler, der immer und immer erzogen werden mußte.

Wie ein mächtiger See, wo eine Woge die andere verschlingt, liegt ein Zeitraum von sechs Jahren vor mir; ich habe ihn, Gottlob! durchschwommen. Du, der du mir in dem Abenteuer meines Lebens folgst, fliege schnell nach. Den Eindruck des Ganzen will ich dir in wenigen Zügen vor die Augen führen. Es war der Kampf meiner geistigen Erziehung; der Gesell wurde als Lehrling behandelt, damit er als Meister auftreten konnte.

Ich galt für einen trefflichen, jungen Mann von Talent, aus dem etwas werden könne, und Alle nahmen sich meiner Erziehung an. Meine Abhängigkeit gestattete es Denen, mit welchen ich in Verhältnissen stand, meine Gutmüthigkeit den Anderen. Lebhaft und tief fühlte ich das Bittre meiner Lage, und dennoch ertrug ich sie. Das war ein Erziehen!

Die Eccellenza klagte über meinen Mangel an Gründlichkeit. Es half wenig, wie viel ich auch las; es war nur der süße Honig, der für meinen Kram paßte, den ich aus den Büchern zog. Die Freunde vom Hause und meine Gönner verglichen mich immer mit dem Ideal ihrer Vorstellungen, wobei ich allemal übel wegkam. Der Mathematiker behauptete, daß ich zu viel Phantasie und zu wenig Nachdenken besäße, der Philolog, daß ich mich nicht genug mit dem Lateinischen befaßte; der Politiker fragte mich immer in unserm

gesellschaftlichen Kreise nach politischen Neuigkeiten, obgleich ich in der Politik nicht bewandert war, und fragte nur, um meine Armuth zu kränken. Ein junger Nobile, der nur für seine Reitpferde lebte, jammerte über meine geringen Kenntnisse im Punkt der Pferde, und stimmte mit den Anderen ein **miserere** darüber an, daß ich mich mehr für mich selbst als für seine Pferde interessirte. Eine adelige Freundin vom Hause, die durch ihren Rang und eine seltene Selbstgefälligkeit den Ruf erworben hatte, viel Klugheit und Urtheil zu besitzen, allein durchaus nicht den Geist hatte, den sie darzustellen wußte, erbot sich, meine Gedichte hinsichtlich der Schönheit und der Form durchzusehen, sie mußten ihr aber auf gebrochenen Bogen zugestellt werden. Habbas Dahdah sah mich als ein Talent an, das einmal viel versprochen hatte, aber längst erstorben war. Der erste Tänzer der Stadt sah höhnisch auf mich nieder, weil ich nicht Aufsehen in einem Ballsaal erregen konnte; der Grammatiker, weil ich ein Punktum hinstellte, wo er sich des Semicolons bediente; und Signora Francesca meinte, daß ich dadurch verdorben würde, weil man so viel Aufhebens von mir machte, weshalb sie streng und erziehend sein müsse. Jeder goß einen Tropfen Gift in mein Herz; ich fühlte, daß es abgehärtet werden müsse, wenn es nicht verbluten sollte.

Das Schöne und Edle in jeder Sache riß mich hin. In ruhigen Augenblicken gedachte ich oft prüfend aller meiner Erzieher, und es kam mir dann vor, als ständen sie in der ganzen Natur und dem Weltleben, für welche meine Ge-

danken und meine Seele einzig lebten, als geschäftige Handwerker da. Die Welt selbst kam mir wie eine junge Schönheit vor, deren Geist, Gestalt und Anzug meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch genommen hatten. Aber der Schuster sagte: Betrachte doch ihre Schuhe, sie sind ganz vorzüglich — sie sind die Hauptsache! Die Schneiderin rief: Nein! das Kleid! sieh nur, welcher Schnitt! der sollte Dich ganz allein beschäftigen; sieh nur auf die Farben, auf den Besatz: studire sie recht genau! Nein! rief der Friseur; dies Haargeflecht mußt Du zergliedern, alle Aufmerksamkeit nur darauf verwenden! Die Sprache steht doch höher, äußerte der Grammatiker. Nein, der Anstand, meinte der Tanzmeister. — Gütiger Gott! seufzte ich. Mich ergreift das Ganze; ich sehe wohl die Schönheit der einzelnen Theile; allein um Euch einen Gefallen zu thun, kann ich doch weder Schneider noch Schuhmacher werden; mein Beruf ist, die Schönheit des Ganzen aufzufassen. Ihr guten Männer und Frauen, zürnt mir darum nicht und verdammt mich nicht. Es ist ihm zu niedrig, seinem poetischen Geiste nicht hoch genug! spöttelten sie Alle.

Kein Thier ist doch so grausam wie der Mensch! Wäre ich reich und unabhängig gewesen, so hätten die Ansichten bald gewechselt. Alle waren klüger, gründlicher, vernünftiger als ich. Ich lernte verbindlich lächeln, wo ich hätte weinen mögen, mich vor dem verbeugen, den ich geringschätzte, das leere Geschwätz der Thoren aufmerksam anhören. Verstellung, Bitterkeit, Ueberdruß des Lebens waren die Früchte der Erziehung, welche die Umstände und die Leute mir auf-

drangen. Immer ward auf meine Fehler hingedeutet. Sollte ich denn gar keine gute Eigenschaften besitzen? Selbst mußte ich sie herausfinden und mich bemühen, sie geltend zu machen. Man richtete meine Gedanken auf mein eignes Ich und machte mir hernach den Vorwurf, mit mir selber beschäftigt zu sein.

Der Politiker nannte mich einen Egoisten, weil ich mich nicht ausschließlich mit seinem Kram beschäftigte. Ein junger Dilettant in der Aesthetik, ein Verwandter der Borghese's, belehrte mich, wie ich denken, dichten und urtheilen müsse, und zwar immer auf eine Weise, bei welcher jeder Fremde gewahr ward, daß es der Edelmann sei, der den Hirtenknaben, den Armen belehrte, der doppelt dankbar sein mußte, weil jener sich zu ihm herabließ. Der Pferdeliebhaber, der durchaus nur für Pferde Sinn hatte, nannte mich den eitelsten Menschen, weil ich mich auch noch für etwas Anderes, als für seine Pferde interessirte. Waren sie nicht alle zusammen Egoisten? oder hatten sie Recht? Vielleicht! Ich war ein armes Kind, für das man so viel gethan hatte. Besaß auch mein Name keinen ererbten Adel, so war doch mein Geist um so stolzer, und unendlich tief empfand dieser die kleinste Demüthigung. Ich, der ich mich mit ganzer Seele an die Menschen festgeklammert hätte, wurde nun wie Loths Weib in eine bittre Salzsäule verwandelt; es entstand Trotz in meiner Seele. Es gab Augenblicke, in welchen mein geistiges Bewußtsein sich erhob und in seinen Fesseln zum Hochmuthsteufel ward, der auf die Thorheiten seiner klugen Lehrer herabsah und mir eitel

ins Ohr raunte: Dein Name wird leben und genannt werden, wenn alle diese vergessen sind, oder höchstens werden sie deinetwegen, als deine Umgebung, als Bodensatz und bittre Tropfen, die in den Becher deines Lebens fielen, erwähnt werden. Dann dachte ich an Tasso, an die eitle Leonora, den stolzen Hof von Ferrara, dessen Ruhm nur allein an Tasso's Namen hängt, dessen Schloß in Trümmer zerfallen ist, während das Gefängniß des Dichters als ein Wallfahrtsort dasteht. Ich fühlte selbst, wie eitel mein Herz schlug, aber bei der Weise, auf welche ich erzogen wurde, mußte es so werden oder verbluten. Milde und Ermunterung würden meine Gedanken rein, meine Seele voll Liebe bewahrt haben; jedes freundliche Lächeln oder Wort war ein Sonnenstrahl, der eine der eisigen Wurzeln der Eitelkeit schmolz, aber es fielen mehr Gifttropfen als Sonnenstrahlen darauf.

Ich war nicht mehr so gut, wie ich früher gewesen; dennoch hieß ich: ein trefflicher, ein ausgezeichneter Mensch. Ich studirte Bücher, die Natur, die Welt und mich selbst; und doch hieß es: er will nichts lernen. Diese Erziehung dauerte sechs bis sieben Jahre fort, allein am Schlusse des sechsten Jahres erhielten die Wellen meiner Lebenssee eine neue Bewegung. Aus den sechs langen Jahren wären gewiß mehr hervortretende Ereignisse, als aus den früher erwähnten, mitzutheilen; allein alle schmolzen in einen Gifttropfen zusammen, den jedes Talent, das sich nicht des Geldes und eines angesehenen Geschlechts erfreut, so gut wie das Athemholen kennt.

Ich war Abbate und hatte in Rom als Improvisator einen gewissen Namen, denn in der Accademia Tiberina hatte ich improvisirt und Gedichte vorgelesen, die mit stürmischem Beifall aufgenommen worden waren; allein Signora Francesca hatte auch hier Recht; Alles, was dort gelesen wurde, erhielt Beifall. Habbas Dahdah stand als einer der Ersten der Akademie da, das will sagen: er war derjenige, der am meisten sprach und schrieb. Alle seine Collegen behaupteten, daß er gar zu einseitig, mürrisch und ungerecht sei; dennoch duldeten sie ihn unter sich, und er schrieb und schrieb immer fort. Er hatte meine Aquarell-Stücke, wie er sie nannte, durchgelesen, allein die Spur von Talent, die er einst, als ich in der Schule mich seiner Meinung beugte, bei mir gefunden hatte, war in der Geburt erstickt. Meine Freunde sollten es sich angelegen sein lassen, zu verhindern, daß meine Gedichte, die nur poetische Mißgeburten wären, ans Licht kämen. Das Unglück sei, daß ausgezeichnete Genie's schon in der Jugend geschrieben hätten, und so wollte ich es nun auch machen!

Nie hörte ich von Annunziaten. Sie stand vor mir wie eine Verstorbene, die im Augenblicke des Sterbens ihre kalte Hand zermalmend auf mein Herz gelegt hatte, damit dies empfänglicher für jede schmerzliche Berührung werde. Mein Aufenthalt in Neapel, alle Erinnerungen aus jener Zeit waren mir wie ein versteinerndes Medusenhaupt der Schönheit. Wenn der heiße Sirocco wehete, dachte ich an die gelinden Lüfte in Pästum, an Lara und die strahlende Grotte, in welcher ich sie zum zweiten Mal gesehen. Wenn

ich, wie ein Schulknabe, vor meinen männlichen und weiblichen Erziehern dastand, kam mir der Beifall in der Räuberhöhle, wie in dem großen San Carlo ins Gedächtniß. Wenn ich unbeachtet in einer Ecke stand, gedachte ich der guten Santa, die ihre Arme nach mir ausstreckend rief: „Tödte mich, aber verlasse mich nicht!" Es waren sechs lange, lehrreiche Jahre, ich hatte nun mein sechs und zwanzigstes erreicht.

Flaminia, die kleine Aebtissin, wie sie einst genannt wurde, Fabiani's und der Signora Francesca Tochter, die schon in der Wiege von dem heiligen Vater zur Himmelsbraut geweiht worden war, hatte ich nicht gesehen, seitdem ich sie auf meinen Armen hatte tanzen lassen und ihr heitere Bilder gezeichnet hatte. Sie wurde in Rom in dem Nonnenkloster bei quattro Fontane erzogen, aus dem sie nie herauskam. Fabiani hatte sie in sechs langen Jahren nicht erblickt, nur Francesca durfte als Mutter und Frau sie besuchen. Sie war schön, so erzählte man, körperlich entwickelt, und die frommen Schwestern hatten ihren Geist zu ähnlicher Reife gebracht. Nach alter Sitte sollte nun die kleine Aebtissin auf einige Monate zurück, an aller Lust und Freude der Welt Antheil nehmen, und dann ihnen und ihr ein ewiges Lebewohl sagen. Sie durfte dann sogar, so hieß es, zwischen der lärmenden Welt und dem stillen Klosterleben wählen, allein schon von dem frühen Kinderspiele mit als Nonnen gekleideten Puppen bis zur Erziehung im Kloster war ja Alles geschehn, um ihre Seele und ihre Gedanken an dasselbe zu fesseln.

Oft, wenn ich an **quattro Fontane**, wo das Kloster steht, vorüber kam, dachte ich an das freundliche Kind, mit dem ich so oft herumgetanzt hatte, und sah im Geiste, wie verändert sie worden war, wie still sie innerhalb der engen Mauern lebte. Ein einziges Mal war auch ich in der Klosterkirche gewesen und hatte den Gesang der Nonnen hinter dem Gitter gehört. Ob die kleine Aebtissin unter ihnen sitzt? dachte ich, wagte aber nicht zu fragen, ob die Kostgängerinnen auch Antheil an dem Gesange und der Kirchenmusik nähmen. Eine Stimme erklang so hoch und wehmüthig vor allen andern; sie hatte viel Aehnlichkeit mit der Annunziata's; mir war, als hörte ich sie wieder, und alle Erinnerungen aus jener Zeit wurden in meiner Seele wieder wach.

„Am nächsten Montag wird unsre kleine Aebtissin ankommen!" sagte die Eccellenza. Ich sehnte mich unaussprechlich, sie zu sehen. Sie kam mir vor, wie ein gefangener Vogel, wie ich selbst, den sie aus den Käfig ließen, damit er, mit dem Faden um das Bein, die Freiheit in Gottes Natur genießen könne.

An der Mittagstafel sah ich sie zum ersten Mal wieder. Sie war, wie ich schon gehört hatte, ziemlich entwickelt, aber etwas blaß; beim ersten Anblick konnte Niemand sagen, daß sie schön sei, aber es lag so etwas herzlich Gutes in ihrem Gesichte; eine eigenthümliche Milde war darüber verbreitet.

Zu Tische waren nur einige sehr nahe Verwandte. Niemand sagte ihr, wer ich sei; sie schien mich nicht zu kennen; aber mit einer Freundlichkeit, die ich nicht gewohnt war,

erwiederte sie die einzelnen Worte, die ich sprach. Ich fühlte, daß sie keinen Unterschied unter uns machte, und mischte mich in das Gespräch; sie kennt mich gewiß nicht, dachte ich.

Alle waren heiter und erzählten Anekdoten und komische Züge aus dem täglichen Leben, bei denen die kleine Aebtissin lachte. Das machte mir Muth, und ich brachte einige Wortspiele vor, die zu jener Zeit in mehreren Cirkeln der Stadt Beifall gefunden hatten; allein nur die kleine Aebtissin lachte; die Uebrigen brachen ihr Lächeln kurz ab und meinten, daß es schlechter Witz, nicht des Erzählens werth sei; ich versicherte, daß beinahe überall in Rom darüber gelacht würde.

„Es ist ja nur Wortgeklingel," sagte Signora Francesca. „Wie kann man an solchen Oberflächlichkeiten Vergnügen finden! Was doch alles ein Menschengehirn beschäftigen kann!"

Es beschäftigte mich in der That nur sehr wenig; allein ich wollte auch das Meinige zur Heiterkeit beitragen, und was ich vortrug, kam mir recht ergötzlich vor und wurde auch im Allgemeinen dafür angesehen. Ich fühlte mich verstimmt und schwieg.

Am Abend waren viele Fremde da; ich hielt mich bescheiden zurück. Der große Kreis hatte sich um den trefflichen Perini versammelt. Er war von meinem Alter, aber ein Edelmann, heiter, sehr unterhaltend, und besaß alle möglichen gesellschaftlichen Talente; man wußte, daß er witzig und belustigend war, und fand nun auch Alles, was er sagte, so. Ich stand etwas zurück und hörte, wie

sie Alle, besonders Eccellenza, lachten. Nun trat ich näher; was Perini zum Besten gab, waren eben dieselben Wortspiele, welche ich heute so unglücklich gewesen war, zum ersten Mal über die Lippen kommen zu lassen. Er nahm weder etwas hinweg, noch fügte er etwas Neues hinzu, sondern erzählte sie alle mit denselben Worten und Geberden, wie ich, und Alle lachten darüber.

„Das ist höchst komisch!“ rief Eccellenza, und klatschte in die Hände. „Höchst komisch! nicht wahr?“ sagte er zu der kleinen Aebtissin, die lachend neben ihm stand.

„Ja, so kam es mir auch diesen Mittag vor, als Antonio es uns vortrug,“ rief sie.

Es war gar nichts Bitteres in diesen Worten, sie wurden mit ihrer gewöhnlichen Milde ausgesprochen. Ich hätte ihr zu Füßen sinken mögen.

„O, es ist köstlich!“ sagte Francesca in Bezug auf die Wortspiele.

Mein Herz klopfte heftig; ich trat an das Fenster, hinter die langen Vorhänge, um freie Luft zu schöpfen.

Ich führe nur diesen kleinen Zug an. Jeder folgende Tag brachte ähnliche hervor; aber die kleine Aebtissin war ein liebliches Kind, das mir sanft und liebevoll ins Auge sah, als wollte sie mich um Verzeihung bitten für die Sünden der Anderen. Ich war auch zu schwach; Eitelkeit hatte ich zwar, aber keinen Stolz. Es lag gewiß an meiner armen Geburt, an meiner ersten Erziehung, an der Abhängigkeit und dem unglücklichen Dankbarkeits-Verhältniß, in dem ich immer gestanden hatte. Immer dachte ich daran,

wie viel ich meiner Umgebung schuldig sei, und dadurch ward meine Zunge gebunden, wie die Entschlüsse meines Stolzes. Hier blieb die reine Absicht doch immer Schwäche.

So wie die Sachen standen, konnte mir eine unabhängige Lage nie zu Theil werden. Mein Pflichtgefühl, meine Gewissenhaftigkeit erkannten sie Alle; dennoch sagten sie: ein Genie wäre ernster Geschäfte nicht fähig; die, welche am höflichsten waren, versicherten, daß ich zu viel Geist dazu habe. — Meinten sie es so, wie sie sagten, wie falsch beurtheilten sie dann einen Mann von Geist! Ich hätte verhungern können, wäre die Eccellenza nicht gewesen; wie viel Dankbarkeit war ich ihm nicht schuldig?

In dieser Zeit vollendete ich ein großes Gedicht: David; meine ganze Seele war ihm eingehaucht. Während der letzten Jahre hatte, trotz des ewigen Erziehens, durch die Erinnerung an meine Flucht nach Neapel, die Ereignisse dort und das Zerwürfniß meiner ersten leidenschaftlichen Liebe, mein ganzes Wesen eine entschiedenere poetische Richtung genommen. Es gab Augenblicke, in welchen das ganze Leben wie ein wahres poetisches Gedicht, worin ich selbst eine Rolle durchführte, vor mir stand; nichts kam mir unbedeutend und alltäglich vor, selbst mein Schmerz und die Ungerechtigkeit gegen mich ward zur Poesie. Es war ein Bedürfniß meines Herzens, sich zu ergießen, und in David fand ich einen Stoff, der meiner Stimmung entsprach. Ich fühlte lebhaft das Treffliche in dem, was ich hier geschrieben hatte, und meine ganze Seele war Dankbarkeit und Liebe; denn Wahrheit ist es: nie habe ich eine Strophe,

die mir gelungen vorkam, gesungen oder gedichtet, ohne mich mit kindlichem Dank dem Ewigen zuzuwenden, tief fühlend, daß es eine Gabe seiner Gnade sei, die er in meine Seele hineinströmen ließ! Ich war glücklich in meinem Gedichte, und hörte mit frommer Gesinnung Alles an, was ich für Unbill gegen mich hielt, indem ich dachte: wenn sie dies einst hören, werden sie empfinden, wie sehr sie mir Unrecht thun, und mit doppelter Liebe mir entgegenkommen. Mein Gedicht war vollendet, kein irdisches Auge, das meine ausgenommen, hatte es noch gesehen. Wie ein vaticanischer Apoll, ein unbeflecktes Bild der Schönheit, nur von Gott und mir gekannt, stand es vor mir; ich freute mich auf den Tag, wo ich es in der **Accademia tiberina** vorlesen durfte. Niemand im Hause sollte bis dahin etwas davon erfahren; allein eines Tages, nicht lange nach der Ankunft der kleinen Aebtissin, waren Fabiani und Signora Francesca recht mild und freundlich gegen mich, und dann konnte ich unmöglich Geheimnisse vor ihnen haben; ich erzählte von meinem Gedichte, und sie meinten, es sei doch angemessener, daß sie es zuerst hörten.

Ich war bereit dazu, jedoch nicht ohne eine Art von Herzklopfen; ich fühlte eine sonderbare Angst. Des Abends, als ich lesen sollte, stattete eben Habbas Dahdah einen Besuch ab. Signora Francesca bat ihn, zu bleiben und mich mit dem Anhören meines Gedichts zu beehren; nichts konnte mir mehr zuwider sein. Ich kannte seine Bitterkeit, sein mürrisches Wesen und böses Blut; die Uebrigen waren ja auch nicht besonders für mich eingenommen, jedoch verlieh

mir die Zuversicht von der Vorzüglichkeit meines Werks eine Art von Muth. Die kleine Aebtissin sah so glückselig aus, sie freuete sich darauf, meinen David zu hören. Als ich in San Carlo auftrat, klopfte mein Herz nicht stärker, als jetzt, da ich vor dieser kleinen Gesellschaft saß. Dies Gedicht sollte ihr Urtheil über mich, ihre Art mich zu behandeln ganz verändern. Es war eine Art geistiger Operation, die ich bei ihnen gern bewirken wollte, und deshalb bebte ich. Ein natürliches Gefühl hatte mich veranlaßt, nur das zu schildern, was ich aus eigener Erfahrung kannte. Davids Hirtenleben, womit ich das Gedicht begann, war aus den Erinnerungen meiner Kinderjahre in Domenica's Hütte geschöpft.

„Aber das bist Du ja selbst," rief Francesca, „Du selbst draußen in der Campagna." —

„Ja, das konnte man voraus wissen!" sagte Eccellenza; „daß er selbst dabei sein muß! Es ist wirklich ein eignes Talent, das der junge Mann hat. In allen Dichtungen weiß er sich selbst anzubringen."

„Die Verse müssen etwas mehr gefeilt werden," sagte Habbas Dahdah. „Ich rathe immer zu der Horazischen Regel: Laßt nur liegen, liegen, und zur Reife kommen."

Es war mir, als hätte man schon ein Glied meiner schönen Bildsäule zerschmettert. Ich las noch einige Stanzen; allein kalte, flüchtige Bemerkungen unterbrachen mich. Wo mein Herz sein eignes Gefühl natürlich aussprach, hatte ich von einem andern Dichter genommen; wo meine Seele begeistert sich erhob, wo ich Entzücken und Aufmerksamkeit

erwartet hatte — begegneten mir Gleichgültigkeit und kalte alltägliche Bemerkungen. Ich brach bei dem Schlusse des zweiten Gesanges ab, es war mir unmöglich weiter zu lesen. Mein Gedicht, das so schön und geistig vor mir gestanden hatte, lag nun wie eine entstellte Puppe da, eine Befana *) mit gläsernen Augen und verdrehten Zügen; es war, als hätte ein giftiger Athem mein Schönheitsbild berührt.

„Der David schlägt die Philister nicht todt!“ sagte Habbas Dahdah. Uebrigens wurde bemerkt, daß recht hübsche Sachen darin wären. Das Kindliche, das Gefühlvolle wüßte ich recht nett auszusprechen. Ich stand schweigend da, mich verbeugend, wie der Verbrecher nach einem gnädigen Urtheil. „Die Horazische Regel!“ flüsterte mir Habbas Dahdah zu, faßte recht freundschaftlich meine Hand und nannte mich einen Dichter; aber einige Augenblicke darauf, als ich mich verlegen in einen Winkel drückte, hörte ich ihn zu Fabiani sagen, daß meine Arbeit verzweifelt zusammengestoppeltes Zeug sei.

Ich und sie wurden verkannt; meine Seele konnte es nicht ertragen; ich ging in den großen Saal nebenan, wo ein Feuer im Kamin brannte. Krampfhaft zerknitterte ich das Gedicht in meinen Händen. Meine ganze Hoffnung, alle meine Träume waren in einem Augenblick zertrümmert worden. Ich fühlte mich so unendlich klein, ein mißlungener Abdruck von dem, nach dessen Bilde ich geschaffen war.

---

*) Eine mißgestaltete Puppe, welche die Kinder in Italien am Vorabend des Dreikönigstages herumtragen oder ans Fenster stellen.

Was ich geliebt, an meine Lippen gedrückt, worin ich meine ganze Seele, meine lebendigsten Gedanken niedergelegt hatte, warf ich von mir, in den Kamin hinein; mein Gedicht loderte auf in den rothen Flammen.

„Antonio!“ rief erschrocken die kleine Aebtissin neben mir und griff in das Feuer nach den brennenden Blättern; ihr Fuß glitt bei der raschen Bewegung aus, sie fiel. Es war ein furchtbarer Anblick; sie schrie laut auf, ich sprang hinzu und hob sie auf; das Gedicht war schon in Flammen aufgegangen; die Andern eilten erschrocken herbei.

„Jesus Maria!“ rief Signora Francesca. Die kleine Aebtissin lag todtenblaß in meinen Armen; sie erhob den Kopf, lächelte und sagte zu der Mutter: „Mein Fuß glitt aus, ich habe mir wohl die Hand ein wenig verbrannt; wäre Antonio nicht gewesen, hätte es viel schlimmer werden können.“

Ich stand wie ein Sünder da, ohne ein Wort hervorstammeln zu können; sie hatte sich die linke Hand stark verbrannt; das ganze Haus gerieth in Bewegung. Niemand erfuhr, daß ich mein Gedicht ins Feuer geworfen hatte; ich erwartete, daß man später darnach fragen würde, da ich es aber nicht erwähnte, wurde seiner auch von Niemand gedacht. Von gar Niemand? doch — von Flaminia, der kleinen Aebtissin; in ihr sah ich den guten Engel des Hauses, durch ihre Milde, ihre schwesterliche Gesinnung kehrte einige Mal mein ganzes kindliches Zutrauen zurück; ich war wie an sie gefesselt. Mehr als vierzehn Tage war

ihre Hand leidend. Die Wunde brannte, allein es brannte auch in meinem Herzen.

„Flaminia, ich bin an dem Ganzen Schuld!“ sagte ich eines Tages, als ich bei ihr saß. „Meinetwegen leiden Sie diese Schmerzen!“

„Antonio!“ entgegnete sie. „Schweige um Gotteswillen davon! Laß Niemand ein solches Wort hören; Du thust Dir ja selbst Unrecht; mein Fuß glitt aus. Es hätte weit unglücklicher ablaufen können, wärest Du nicht dabei gewesen; ich bin Dir ja Dank schuldig, und das fühlen die Eltern auch. Sie halten viel auf Dich, Antonio, weit mehr als Du denkst.“

„Ihnen bin ich Alles schuldig!“ erwiederte ich. „Alle Tage werden neue Wohlthaten hinzugefügt.“

„Rede nicht davon, Antonio! Sie haben ihre eigne Weise, mit Dir zu verfahren; allein sie glauben nun einmal, daß sie die richtige sei. Du weißt nicht, wie viel Gutes die Mutter mir von Dir erzählt hat. Wir haben ja alle Fehler, Antonio! Du selbst,“ sie stockte, — „ja! wie konntest Du so böse sein, das hübsche Gedicht zu verbrennen?“

„Es war nichts Besseres werth!“ fiel ich ein. „Ich hätte es schon längst ins Feuer werfen sollen.“

Flaminia schüttelte den Kopf. „Es ist eine schlimme böse Welt,“ bemerkte sie. „Ach! es ist viel besser bei den Schwestern in dem stillen, ruhigen Kloster.“

„Ja!“ rief ich, „unschuldig und gut, wie Sie, bin ich

nicht, mein Herz gedenkt länger der bitteren Tropfen, als des Labetrunks der Wohlthaten, welche man mir reicht."

„In meinem lieben Kloster war es doch viel besser als hier, wo Ihr mich alle doch auch liebt!" wiederholte sie öfters, wenn wir allein mit einander sprachen. Meine ganze Seele neigte sich zu ihr, denn ich fühlte, daß sie der gute Engel meines besseren Gefühls, meiner Unschuld sei. Es dünkte mich auch, als spürte ich ein größeres Zartgefühl, eine größere Sanftmuth in Worten und Blicken gegen mich bei den Andern, und glaubte, daß es Flaminia sei, die es bewirkte.

Gern sprach sie mit mir von dem, was mich am meisten beschäftigte: von der Poesie, von der herrlichen, göttlichen Poesie; ich erzählte ihr dann von den großen Meistern. Oft wurde meine Seele begeistert, meine Lippen beredt; sie saß dann mit gefalteten Händen, wie ein Engel der Unschuld da und sah mir ins Auge.

„Wie glücklich bist Du doch, Antonio!" sagte sie dann, — „glücklich vor Tausenden; und dennoch scheint es mir, daß es ängstlich sei, in dem Grade, wie Du, wie jeder Dichter es muß, der Welt anzugehören. Wie viel Gutes kann Dein Wort nicht stiften! — Aber auch wie viel Böses!" Sie äußerte ihre Verwunderung darüber, daß die Dichter so oft den irdischen Kampf und Verkehr besängen, es schien ihr, das Lied des Sängers, der ja ein Prophet Gottes sei, müsse nur von dem Unsichtbaren und der ewigen Freude des Himmels ertönen.

„Allein der Dichter besingt Gott in seinen Geschöpfen,"

erwiederte ich. „Er verherrlicht ihn in dem, was er zu seiner Verherrlichung hervorgebracht hat.“

„Ich verstehe dies nicht,“ sagte Flaminia; „ich fühle zwar klar, was ich sagen will, allein ich habe keine Worte dafür. Den ewigen Gott, das Göttliche in seiner Welt und in unserm eigenen Herzen sollte der Dichter aussprechen, dahin sollte er uns führen und nicht in die wilde Welt hinaus.“

Und nun fragte sie mich, wie es denn einem Dichter sei, wie man sich fühle, wenn man improvisire, und ich erklärte ihr, so gut als es mir möglich war, diesen Zustand.

„Den Gedanken, die Idee,“ äußerte sie, „ja Beides verstehe ich wohl. Sie werden in der Seele geboren, kommen von Gott, das wissen wir Alle, allein die schönen Verse, die Weise, wie man dieses Bewußtsein ausspricht, das verstehe ich nicht.“

„Haben Sie nicht oft im Kloster,“ fragte ich, „irgend einen schönen Psalm oder eine heilige Legende in Versen gelernt? Ist nicht oft, wenn Sie am allerwenigsten daran dachten, durch irgend einen äußeren Zustand eine Idee bei Ihnen entstanden, wodurch die Erinnerung an dieses oder jenes Gedicht erregt worden ist? Sie haben es dann niederschreiben können; der Vers, der Reim selbst hat Sie darauf gebracht, sich an das Folgende zu erinnern, indem der Gedanke, der Inhalt Ihnen klar vorschwebte. So geht es auch dem Improvisator, dem Dichter, mir wenigstens. Oft scheint es mir, daß es Erinnerungen, Wiegen-

lieder aus einer andern Welt sind, die in meiner Seele erwachen und die ich wiedergeben muß."

„Wie oft habe ich etwas Aehnliches gefühlt!" sagte Flaminia; „aber nie bin ich im Stande gewesen es auszusprechen, diese wunderbare Sehnsucht, die mich ergriff, ohne daß ich wußte wonach. Mir scheint daher oft, daß ich gar nicht in dieser wilden Welt zu Hause sei. Das Ganze scheint mir ein großer, wunderlicher Traum; daher sehne ich mich auch immer nach meinem Kloster, nach meiner kleinen Zelle. Ich weiß nicht, wie es zugeht, Antonio, aber dort sah ich oft im Traum meinen Bräutigam, Jesus, und die heilige Jungfrau; jetzt besuchen sie mich seltner; ich träume von so viel weltlicher Pracht und Freude, von so vielem Bösen. Ich bin gewiß nicht so gut wie früher, als ich bei den Schwestern war! Warum soll ich auch jetzt so lange von ihnen getrennt sein? Höre, Antonio! Dir will ich es beichten: ich bin nicht mehr unschuldig; ich putze mich gern, und es macht mir Vergnügen, wenn die Leute sagen, daß ich schön sei. Im Kloster sagen sie, daß nur die Kinder der Sünde an dergleichen denken."

„O wäre mein Gedanke unschuldig, wie der Ihrige!" rief ich, mich hinabbeugend, ihre Hand zu küssen. Sie erzählte mir, daß sie sich recht gut erinnern könnte, wie ich mit ihr gespielt, als sie noch klein war, und ihr Bilder gezeichnet hätte.

„Die Sie wieder in Stücken rissen, wenn Sie sie betrachtet hatten," entgegnete ich.

„Es war häßlich von mir; — zürnest Du mir denn nicht?“

„Die Menschen haben die besten Bilder meines Herzens zerrissen, und ich zürne ihnen doch nicht,“ gab ich zur Antwort, und sie streichelte mir liebevoll die Wange. Immer theurer ward Flaminia meinem Herzen, es ward ja von der ganzen Welt zurückgestoßen, sie allein war liebevoll und theilnehmend.

In den zwei wärmsten Sommermonaten zogen sie alle nach Tivoli hinaus, ich folgte ihnen; das hatte ich gewiß Flaminia zu danken. Die herrliche Natur, die reichen Olivenwälder und brausenden Wasserfälle ergriffen meine Seele, so wie das Meer mich entzückt hatte, als ich es das erste Mal bei Terracina erblickte. Ich fühlte mich neu belebt, Rom, der wüsten Campagna, der drückenden Hitze entronnen zu sein. Die frische Luft und die Gebirge mit ihren dunkeln Olivenwäldern brachten Lebensbilder von Neapel aufs Neue in meine Seele zurück.

Gern und oft ritt Flaminia mit ihren Mädchen auf Eseln um das Gebirgsthal von Tivoli herum; ich durfte sie begleiten. Flaminia besaß viel Sinn für das malerisch Schöne der Natur; ich mußte versuchen, Bilder von der reichen Umgebung zu entwerfen: von der unendlichen Campagna, wo die Peters-Kuppel am Horizonte sich erhob, von den üppigen Gebirgsabhängen mit den dichten Olivenwäldern und den Weingärten, von Tivoli selbst, das hoch auf dem Felsen liegt, unter welchem Wasserfall neben Wasserfall schäumend in den Abgrund hinab stürzt.

„Es ist,“ sagte Flaminia, „als stände die ganze Stadt auf losen Felsenstücken, welche das Wasser bald mit sich fortreißen will. Oben in den Straßen läßt man sich nichts davon träumen und geht leichten Fußes über das offene Grab hin.“

„Das thun wir ja immer,“ erwiederte ich. „Es ist weise und glücklich, daß es unseren Augen verborgen ist. Die brausenden Wasserströme, die wir hier hinabstürzen sehen, sind beunruhigend, aber wie viel furchtbarer muß es unter Neapel aussehen, wo das Feuer sprudelt, wie das Wasser hier!“

Ich erzählte ihr dann vom Vesuv, von meiner Wanderung da hinauf, erzählte von Herculanum und Pompeji, und sie horchte auf jedes Wort meiner Lippen. Zu Hause mußte ich ihr von der Schönheit jenseits der Sümpfe noch mehr erzählen.

Das Meer konnte sie sich nicht ganz deutlich vorstellen, denn nur hoch von den Gebirgen hatte sie es wie ein silbernes Band am Horizonte erblickt. Ich sagte ihr, daß es sei, als läge Gottes Himmel auf der Erde ausgespannt, und sie faltete die Hände und meinte: „Gott hat doch die Welt unendlich schön gemacht!“

Gern hätte ich hinzugesetzt: „Darum soll man sich auch nicht von der Herrlichkeit seiner Werke abwenden und in dem düstern Kloster einmauern!“ aber ich wagte es nicht.

Eines Tages standen wir an dem alten Sibyllen-Tempel und sahen auf die zwei großen Wasserfälle hinab, die wie Wolken in den Abgrund zerstoben; eine Säule von

Wasserstaub stieg zwischen den grünen Bäumen hoch hinan in die blaue Luft. Die Sonnenstrahlen fielen auf die Säule und bildeten einen Regenbogen. Innerhalb der Felsenhöhle, über der kleineren Cascade, hatte ein Schwarm Tauben genistet; sie flogen in großen Kreisen unter uns, über die brausende Wassermasse hin, die sich in ihrem Falle brach.

„Wie schön!“ rief Flaminia. „Improvisire nun auch für mich, Antonio! Laß die Gegenwart Dich begeistern!“

Ich gedachte der Träume meines Herzens, die alle wie der Strom hier zerschellt wurden, gab ihrem Wunsche nach und sang. Das Leben war es, das wie der Strom fortbraus'te, aber nicht jeder Tropfen sog Sonnenlicht ein, nur über das Ganze, über ein ganzes Menschengeschlecht verbreitete sich die Glorie der Schönheit.

„Nein, etwas Trauriges will ich nicht hören!“ sagte Flamina; „Du sollst mir nicht vorsingen, wenn Du es nicht gern thust. Ich weiß nicht, wie es zugeht, Antonio, allein Du kommst mir gar nicht vor wie die anderen Signori, die ich kenne. Dir kann ich Alles, was ich denke, sagen; Du scheinst mir eben so nahe, wie Vater und Mutter.“

Ich besaß also auch ihr Vertrauen, wie sie das meinige. Es war so viel, was sich in meiner Seele bewegte, ich bedurfte der Mittheilung. Eines Abends erzählte ich ihr von meinen Kinderjahren, von der Wanderung in den Katakomben, von dem Blumenfest in Genzano, von dem Tode

meiner Mutter, als die Pferde der Eccellenza über uns hinsprengten. Davon hatte sie noch nie etwas gehört.

„O, mein Gott!“ sagte sie, „wir sind also an Deinem Unglücke Schuld, armer Antonio!“ Sie faßte meine Hand und sah mir betrübt ins Auge. Auch für die alte Domenica interessirte sie sich sehr, fragte, ob ich sie fleißig besuchte, und ich schämte mich, gestehen zu müssen, daß ich in dem letzten Jahre nur zweimal bei ihr gewesen; in Rom hatte ich sie dagegen öfter gesehen und dann immer mein kleines Vermögen mit ihr getheilt, allein das war ja nicht der Rede werth.

Sie forderte mich auf, immer mehr zu erzählen, und ich erzählte ihr nun mein ganzes Jugendleben, von Bernardo und Annunziata, und sie sah mir dabei mit dem unbeschreiblich frommen Blick in die Seele hinein. Die Nähe der Unschuld lenkte meine Worte; auch von Neapel erzählte ich, berührte selbst die Schattenseite, aber leicht, sehr leicht, und doch schauderte sie bei dem, was ich erzählte, schauderte vor Santa, der Schönheitsschlange meines Paradieses.

„Nein, nein!“ rief sie, „dahin möchte ich nie! Nicht das Meer, nicht das brennende Gebirge kann die Sünde und Abscheulichkeit aufwiegen, welche die große Stadt einschließt. Du bist fromm und gut, deshalb hat Dich Madonna in ihre Obhut genommen.“

Ich dachte an das Muttergottesbild, das von der Wand herabfiel, als meine Lippen denen Santa's begegneten; allein das konnte ich Flaminia nicht erzählen, würde

sie mich dann gut und fromm genannt haben? Ich war ein Sünder wie Andere. Die Umstände, die Gnade der Mutter Gottes hatten über mich gewacht; in dem Augenblicke der Versuchung war ich schwach wie alle Andere.

Lara wurde ihr unaussprechlich lieb. — „Ja!“ sprach sie, „nur als sich Dein Geist in Gottes Himmel befand, konnte sie zu Dir kommen. — Ich kann sie mir recht deutlich vorstellen, die blaue, strahlende Grotte, wo Du sie zuletzt gesehen.“ — Annunziata wollte ihr nicht ganz gefallen. — „Wie konnte sie den häßlichen Bernardo lieben? Ich möchte auch nicht, daß sie Deine Frau geworden wäre. Ein Weib, das so vor einem ganzen Publicum auftreten kann, ein Weib — ja, ich kann das, was ich meine, nicht recht deutlich machen. Ich fühle wohl, wie schön sie ist, wie klug, wie viel Vorzüge sie vor anderen Frauen besitzt, allein ich möchte nicht, daß sie die Deine würde. Lara könnte Dir ein besserer Schutzengel sein.“

Ich mußte von meiner Improvisation erzählen, und es war ihr bei den Räubern in der Felsenhöhle minder ängstlich zu Muthe, als in dem großen Theater. Ich zeigte ihr das Blatt vom **Diario di Napoli**, in welchem die Beurtheilung meines ersten Auftretens stand; wie oft hatte ich sie seitdem durchgelesen!

Es ergötzte sie, Alles zu lesen, was in der Zeitung der fremden Stadt stand; auf einmal sah sie mich an und rief: „Aber Du hast mir ja nicht gesagt, daß Annunziata zu gleicher Zeit mit Dir in Neapel war. Hier steht es — sie

will morgen auftreten, also an dem Tage, wo Du abgereis't bist!"

„Annunziata!" stammelte ich, und starrte das Blatt an, das ich so oft betrachtet hatte, in welchem ich aber freilich nur das, was mich anging, gelesen hatte.

„Das habe ich nicht gesehen," rief ich, indem wir uns schweigend ansahen. „Gott sei gelobt, daß ich sie nicht gesehen habe, ihr nicht begegnet bin — sie ist ja nicht die Meinige!"

„Aber wenn es nun geschähe?" fragte Flaminia; „würde es Dich denn nicht freuen?"

„Es würde mir nur Schmerz, nur Leiden sein!" rief ich; „die Annunziata, die mich hinriß, die noch wie ein Ideal vor meiner Seele steht, würde ich nicht wiederfinden; diese würde mir ein ganz neues Wesen sein, das nur eine schmerzliche Erinnerung in mir erregt, das ich vergessen, als Eigenthum eines Andern betrachten muß! Sie ruht unter meinen Todten."

An einem sehr warmen Nachmittage trat ich in den großen gemeinsamen Saal, wo die dichten, grünen Schlingpflanzen die Fenster beschatteten. Flaminia saß, mit dem Kopfe auf die Hand gestützt, in einem leichten Schlummer da; es schien, als hielt sie nur aus Scherz die Augen geschlossen. Ihre Brust hob sich; sie träumte. — „Lara!" lispelte sie. Gewiß sah sie im Traume das Traumbild meines Herzens in jener strahlenden Welt, wo ich es zuletzt gesehen hatte. Ein Lächeln spielte um ihre Lippen, sie schlug das Auge auf. — „Antonio, Du hier?" sagte sie,

„ich habe geschlummert und geträumt. Weißt Du wohl, von wem?“

„Von Lara!“ rief ich, denn ihrer mußte auch ich gedenken, als ich Flaminien mit geschlossenen Augen sah.

„Ich träumte von ihr!“ fuhr sie fort, „wir flogen Beide über das große schöne Meer hinaus, von dem Du mir erzählt hast. Aus der Mitte des Wassers erhob sich ein Felsen, auf dem Du so betrübt saßest, als Du es öfters sein kannst. Wir wollen zu ihm hinabschweben, sagte sie, und senkte sich durch die Luft zu Dir hinunter. Ich wollte ihr folgen zu Dir hinab; allein die Luft hielt mich in der Höhe, und bei jedem Flügelschlage, um ihr zu folgen, entfernte ich mich doch immer weiter. Als ich aber glaubte, daß wohl tausend Meilen zwischen uns lägen, war sie an meiner Seite, und Du mit ihr!“

„So wird der Tod uns zusammen bringen,“ rief ich. „Der Tod ist doch reich, der besitzt Alles, was unserm Herzen am theuersten ist!“ — Ich sprach mit ihr von meinen lieben Todten, auch von den Todten meiner Liebe und meiner Gedanken, und oft kehrten wir zu diesen Erinnerungen zurück.

Da fragte sie mich, ob ich auch ihrer gedenken wollte, wenn wir getrennt sein würden. Bald müsse sie ins Kloster zurück und eine Nonne, eine Braut Christi werden — „dann sehen wir uns nie mehr!“ fügte sie hinzu.

Ein tiefer Schmerz ergriff mich bei diesem Gedanken; ich fühlte recht lebhaft, wie theuer Flaminia mir geworden war.

Eines Tages, als sie mit ihrer Mutter und mir in dem zur Villa d'Este gehörenden Garten lustwandelte, wo die hohen Cypressen stehen, gingen wir durch die lange Allee, die von künstlichen Springbrunnen gebildet ist. Hier lag ein zerlumpter Bettler und jätete das Gras aus dem Gange. Als er uns sah, bettelte er um einen Bajocco. Ich gab ihm einen Paolo, Flaminia gab ihm mit freundlichem Lächeln auch einen.

„Madonna vergelte der guten Eccellenza und seiner schönen Braut!“ rief er uns nach.

Signora Francesca lachte laut auf; mir fuhr es siedend heiß durchs Blut. Ich hatte den Muth nicht, Flaminia anzusehen. In meiner Seele war ein Gedanke erregt, den ich nie gewagt hätte mir selbst zu enthüllen. Langsam, aber um so fester, war Flaminia mir ins Herz gewachsen — es mußte, das fühlte ich, verbluten, wenn wir von einander getrennt würden. Sie war die Einzige, an welche meine Seele sich anschloß, die Einzige, die meinen Gedanken und Gefühlen freundlich entgegenkam. — War dies Liebe? liebte ich sie? — Das Gefühl, welches Annunziata in meiner Seele erregt hatte, selbst der Anblick von Lara war etwas Anderes. Das Andenken an diese war mit jenem Gefühle verwandt. Geist und Schönheit rissen mich bei Annunziata hin; bei Lara's Anblick ward ich von ihrer idealen Schönheit geblendet. Nein, so war meine Liebe zu Flaminia nicht; es war keine wilde, brennende Leidenschaft, es war Freundschaft, der wärmste Grad der Bruderliebe. Ich fühlte das Verhältniß, in dem ich hinsichtlich ihrer Verwandten und

ihrer Bestimmung zu ihr stand, und verzweifelte, denn ich konnte mich nicht von ihr trennen. Sie war mein Alles, mein Theuerstes in dieser Welt; allein den Wunsch, sie an mein Herz zu drücken, ihre Lippen zu berühren, hatte ich nicht.

Die Worte: „Die junge Eccellenza und seine schöne Braut!“ welche der Bettler ausgerufen hatte, hallten unaufhörlich in meiner Seele wieder. Ich suchte jeden Wunsch auf Flaminia's Lippen zu lesen, hing wie ihr Schatten an ihr. Wenn die Anderen zugegen waren, wurde ich verstimmt und traurig; ich empfand die tausend Ketten, die mich drückten; ich war stumm und zerstreut, nur bei ihr besaß ich Beredsamkeit. — Sie war mir so theuer, und ich sollte sie verlieren!

„Antonio,“ sagte sie, „Du bist krank, oder ist etwas vorgefallen, das ich nicht wissen darf? — Warum darf ich es nicht?“

Mit ihrer ganzen Seele hing sie an mir. Ich wollte ihr ein liebevoller, getreuer Bruder sein, und dennoch gingen alle meine Worte darauf hinaus, ihre Gedanken auf diese Welt zu lenken. Ich erzählte ihr, wie ich selbst einmal die Absicht gehabt, Mönch zu werden, und wie unglücklich ich, wenn es geschehen, geworden wäre, denn später oder früher verlange doch immer das Herz sein Recht.

„Ich werde,“ sagte sie, „mich glücklich, sehr glücklich durch meine Rückkehr zu den frommen Schwestern fühlen; da bin ich erst recht zu Hause! Oft werde ich dann der Zeit gedenken, die ich in der Welt zubrachte, Alles dessen

gedenken, was Du mir erzählt hast; an Dich denken und auch daran, wie gütig Du gegen mich gewesen bist. Es wird ein schöner Traum sein, ich fühle es im Voraus. Ich werde für Dich beten, beten, daß die böse Welt Dich nie verderbe, daß sie an Deinen Gesängen sich erfreuen möge, daß Du selbst glücklich werden mögest, glücklich durch das lebendige Gefühl der unendlichen Liebe Gottes gegen Dich und uns Alle."

Da traten mir Thränen in die Augen und tief seufzte ich: „Dann werden wir uns nie mehr sehen!"

„Doch, bei Gott und der Madonna!" erwiederte sie fromm lächelnd; „dort sollst Du mir Lara zeigen, dort wird sie auch das Licht ihrer Augen erhalten. Ach ja! ja! bei Madonna ist's doch am besten."

Wir zogen wieder nach Rom; in wenigen Wochen, so ging die Rede, sollte Flaminia schon nach dem Kloster zurück und kurz darauf den Schleier nehmen. Mein Herz wurde von Schmerz zermalmt und dennoch mußte ich es verbergen. — Wie einsam und öde würde ich mich fühlen, wenn sie mich verließ, wie fremd und verlassen würde ich dann dastehen! Welch Herzeleid! — Ich bemühte mich, es zu verbergen — heiter zu sein, ein ganz Anderer zu scheinen, als der ich war.

Sie sprachen von dem Pomp bei ihrer Einkleidung, als wäre sie ein Freudenfest. — Allein konnte sie uns auch verlassen? Ihre Sinne hatten sie bethört, ihren Verstand bethört. — Das schöne lange Haar sollte abgeschnitten, das Leichentuch über die Lebende ausgebreitet werden, sie sollte

die Todtenglocken läuten hören und erst, für uns todt, als Himmelsbraut auferstehen. — Ich sagte es Flaminien; mit Todesangst beschwor ich sie, zu bedenken, was sie thäte, indem sie so lebendig in ihr Grab hinabstiege.

„Laß Niemand hören, was Du sagst, Antonio!" erwiederte sie mit einem Ernste, wie ich ihn früher nie bei ihr bemerkt hatte. „Die Welt hält Dich mit zu festen Banden, sieh mehr gen Himmel!" Dann erröthete sie, faßte meine Hand, und als hätte sie gar zu harte Worte gesprochen, sagte sie mit freundlicher Milde: „Du willst mich ja gewiß nicht betrüben, Antonio?"

Da sank ich ihr zu Füßen; wie eine Heilige stand sie vor mir; meine ganze Seele war ihr zugewendet. Wie viele Thränen kostete mich nicht diese Neigung, die ich als eine Sünde betrachten mußte; sie war ja die Braut des Himmels! Täglich sah ich sie, täglich lernte ich sie höher schätzen; wie eine Schwester redete sie mit mir, sah mir ins Auge, reichte mir die Hand, äußerte, daß sie sich nach mir sehne, daß ich ihr theuer sei. Krampfhaft verbarg ich die Todesnacht meiner Seele, und es gelang mir; Niemand bemerkte sie. — Gott sende dem Herzen, das so leidet, wie ich litt, lieber den Tod!

Der Augenblick der Trennung stand wie ein Schreckensbild vor mir. Ein böser Geist raunte mir ins Ohr: „Du liebst sie!" — und ich liebte sie ja doch nicht, wie ich Annunziata geliebt hatte, mein Herz klopfte nicht so wie damals, als meine Lippen Lara's Stirn berührten. — „Sage Flaminien, daß Du nicht ohne sie leben kannst, sie hängt

ja doch an Dir, wie eine Schwester am Bruder. Sage, daß Du sie liebst! — Eccellenza, die ganze Familie werden Dich verdammen, in die Welt hinausstoßen; allein mit ihr verlierst Du doch einmal Alles! Die Wahl ist leicht."

Wie oft schwebte nicht dies Geständniß auf meinen Lippen, allein mein Herz bebte, ich verstummte. Es war ein Fieber, ein tödtliches Fieber, das mich verzehrte.

Im Palaste wurden Vorkehrungen zu einem glänzenden Ball, zu einem Blumenfeste für das Opferlamm getroffen. Ich sah sie in dem weißen prächtigen Anzuge; sie war unbeschreiblich reizend.

„Sei nun froh wie die Anderen!" flüsterte sie mir zu. — „Es betrübt mich, Dich so traurig zu sehen. Oft werde ich gewiß, wenn ich in meiner Zelle sitze, Deinetwegen an die Welt zurückdenken müssen, und das ist Sünde! Antonio, versprich mir, daß Du heiter werden willst. Versprich mir, den Eltern zu verzeihen, daß sie ein wenig hart mit Dir verfahren; sie meinen es doch gut mit Dir. Versprich mir, die Bitterkeit der Welt nicht so sehr zu achten, und sei immer gut und fromm, wie Du es jetzt bist, dann darf ich auch an Dich denken und froh für Dich beten, denn Madonna ist gut und gnädig."

Ihre Worte durchbohrten mein Herz. Ich sah sie noch den letzten Abend, ehe sie uns verließ; sie war so ruhig, küßte ihren Vater und die alte Eccellenza und sprach von dem Abschiede, als stände nur eine Trennung von einigen Tagen bevor.

„Sage nun auch Antonio Lebewohl!" sprach Fabiani;

er war gerührt, die Andern schienen es nicht zu sein. — Schnell trat ich zu ihr hin und bückte mich, um ihre Hand zu küssen.

„Antonio," lispelte sie mit einer weichen Stimme, „sei glücklich!" Die Thränen stürzten mir aus den Augen.

Ich wollte mich losreißen und vermochte es nicht; zum letzten Male sah ich ihr in das fromme, sanfte Antlitz.

„Lebe wohl!" hauchte sie mir kaum hörbar hervor; sie neigte sich über mich, küßte mich auf die Stirn und sagte: „Dank für Deine treue Liebe, mein theurer Bruder!"

Mehr weiß ich nicht; ich war aus dem Saale, war in meinem Zimmer, wo ich weinen konnte. Es war als versänke unter mir eine Welt.

Und ich sah sie wieder! Als die Zeit erfüllt war, sah ich sie. Die Sonne schien so heiter und warm. Ich erblickte Flaminien in ihrer reichen Pracht und Herrlichkeit, wie sie von der Mutter und dem Vater zum Altare hinauf geführt ward, ich hörte den Gesang, sah viele Leute um mich her, deutlich aber schwebt mir nur das bleiche, milde Antlitz vor; ein Engel war es, der mit dem Priester vor dem Altar niederkniete. — Ich sah, wie sie den kostbaren Schleier von ihrem Haupte nahmen, wie das reiche Haar von ihren Schultern herabfiel, ich hörte die Scheere es abschneiden. Die reichen Kleider wurden ihr abgenommen, sie streckte sich auf das Todtenbette hin; das Leichentuch und der schwarze Teppich mit den Todtenköpfen wurden über sie ausgebreitet. Die Glocken der Kirche läuteten zum Leichenbegängniß, der Gesang für die Todten wurde

angestimmt; ja sie war todt, für diese Welt begraben. Das schwarze Gitter vor dem Eingange zum Innern des Klosters erhob sich, die Schwestern standen da, mit weißen Kopftüchern angethan, und sangen den Bewillkommnungsgruß der Engel an die neue Schwester; der Bischof reichte ihr die Hand: die Todte stand als Himmelsbraut auf. Elisabeth war von jetzt an ihr Name. Ich bemerkte den letzten Blick, den sie auf die Versammlung richtete; darauf reichte sie der nächsten Schwester die Hand und trat in das Grab des Lebens. — Das schwarze Gitter fiel. — Noch sah ich ihre Gestalt, den letzten Zipfel ihres Gewandes — und sie war verschwunden.

XXIV.

Die alte Domenica. Die Entdeckung. Der Abend in Nepi. Terni. Der Gesang des Schiffers. Venedig.

Im Palaste Borghese wurden Glückwünsche angenommen. Flaminia Elisabeth war ja die Braut des Himmels. Signora Francesca's Ernst war nur schlecht hinter ihrem erkünstelten Lächeln verborgen; die Ruhe, die aus ihren Zügen zu sprechen schien, war aus ihrem Herzen entflohen.

Sonderbar bewegt sagte Fabiani zu mir: „Du hast Deine größte Gönnerin verloren; Du hast wohl Ursache, be-

trübt zu sein." — Er steckte mir einige Scudi für die alte Domenica in die Hand. — „Du hast gewiß mit ihr von Deiner alten Pflegemutter gesprochen?" fuhr er fort. „Bringe ihr dies, es ist Flaminiens Geschenk!"

Der Tod lag wie eine Schlange um mein Herz; jeder Gedanke war Lebensüberdruß; ich zitterte vor mir selber, denn der Gedanke an Selbstmord trat mir nahe. Alles in dem großen Saal war todt und leer. „Hinaus ins Freie," dachte ich, „nach der Heimath meiner Kinderjahre, wo Domenica mir Wiegenlieder vorsang, wo ich spielte und träumte."

Wüst und versengt lag die Campagna da. Kein grünes Blättchen sprach von Lebenshoffnung; die gelbe Tiber wälzte ihre Wogen dem Meere zu, um darin zu verschwinden. Ich sah das alte Grabgewölbe, mit dem dichten Epheu über dem Dache und an der Mauer hinab; ich sah die kleine Welt wieder, die ich als Kind mein genannt. Die Thüre stand offen; ein froh-wehmüthiges Gefühl ergriff mich; ich dachte an Domenica's Liebe und ihre Freude, mich zu sehen. — Ein Jahr war gewiß verstrichen, seitdem ich nicht hier gewesen war, und beinahe acht Monate seit der Zeit, da ich sie in Rom gesprochen hatte, und sie hatte mich doch gebeten, recht bald wieder zu ihr hinauszukommen. Oft hatte ich an sie gedacht, oft mit Flaminia von ihr gesprochen, allein der Sommeraufenthalt in Tivoli und meine bewegte Gemüthsstimmung, seitdem ich zurückgekehrt war, hatten mich immer verhindert, in die Campagna hinaus zu gehen. Ich hörte schon im Geiste ihren freudigen Ausruf bei meinem

Anblick und beflügelte meine Schritte, aber als ich der Thüre ganz nahe war, ging ich leise, damit sie mich nicht hören sollte. —

Ich warf einen Blick in den Raum hinein. Mitten auf dem Fußboden stand ein großer eiserner Kessel, worunter Schilf brannte; ein junger Bursche blies die Flamme an. Er sah auf und wurde mich gewahr; es war Pietro, das kleine Kind, das ich hier gewiegt hatte.

„San Giuseppe!“ rief er, rasch aufspringend. „Seid Ihr es, Eccellenza? Es ist lange, lange her, seit Ihr so gnädig gewesen seid, hierher zu kommen.“

Ich reichte ihm die Hand, er wollte sie küssen. —

„Nein, nein, Pietro!“ sagte ich, „beinahe scheint es, als hätte ich meine alten Freunde vergessen, allein das habe ich nicht!“

„Nein! Das sagte auch die gute alte Mutter,“ rief er. „O Madonna! wie würde sie sich gefreut haben, hätte sie Euch jetzt gesehen!“

„Wo ist Domenica?“ fragte ich.

„Ach!“ gab er zur Antwort. „Sie liegt nun schon ein halbes Jahr unter der Erde. Sie starb, während Eccellenza in Tivoli war. Sie war nur wenige Tage krank, allein in der ganzen Zeit sprach sie nur von dem lieben Antonio! Ja, Eccellenza, Ihr werdet nicht zürnen, daß ich Euch bei diesem Namen nenne. Sie hielt große Stücke auf Euch! „„Möchten doch meine Augen ihn sehen, ehe sie sich auf immer schließen!““ sagte sie. Als ich wohl merken konnte, daß sie die nächste Nacht nicht überleben würde, ging

ich des Nachmittags nach Rom. Ich wußte wohl, daß Ihr mein Gesuch nicht abschlagen würdet; ich wollte Euch bitten, mir zu der alten Mutter zu folgen; allein als ich ankam, waret Ihr mit der Herrschaft nach Tivoli gezogen. So kehrte ich betrübt zurück, und als ich nach Hause kam, war sie schon entschlafen.“

Er hielt die Hände vor die Augen und weinte. Jedes von ihm gesprochene Wort fiel mir schwer aufs Herz; sie hatte in ihrer Sterbestunde nur meiner gedacht, und zu derselben Zeit waren meine Gedanken weit von ihr entfernt gewesen. Hätte ich ihr doch Lebewohl gesagt, bevor ich nach Tivoli ging! Ich sagte mir, daß ich kein guter Mensch sei. — Ich gab Pietro die Börse von Flaminien und Alles, was ich bei mir hatte, und er sank auf die Kniee vor mir nieder und nannte mich seinen Schutzengel. Es klang wie Spott in meinem Herzen. Mit zwiefachem Schmerz in der Seele verließ ich die Campagna. Ich weiß nicht, wie ich nach Hause gekommen bin.

Drei Tage lag ich ohne Bewußtsein im heftigen Fieber. Gott weiß, was ich gesprochen haben mag, aber Fabiani kam oft zu mir; man hatte mir die taube Fenella zur Krankenwärterin gegeben. Flaminia wurde nie genannt. Ich war aus der Campagna krank nach Hause gekommen und hatte mich gleich zu Bette gelegt, worauf das Fieber sofort ausgebrochen war.

Langsam kehrten meine Kräfte zurück; vergebens suchte ich Laune und Heiterkeit, die ich nicht besaß, zu erzwingen. Ungefähr sechs Wochen nach der Zeit, wo Flaminia

den Schleier genommen, gestattete mir der Arzt auszugehen. Fast ohne es zu wissen, ging ich nach der **Porta pia**, mein Auge starrte nach den **quattro Fontane** hin; allein ich hatte den Muth nicht, an dem Kloster vorüber zu gehen. Aber wenig Abende darauf, als der Neumond am Himmel stand, zog das Gefühl meines Herzens mich dahin — ich sah die grauen Klostermauern, die zugesperrten Fenster, Flaminiens Grab. „Warum darf ich die Grabstätte der Todten nicht sehen?" sagte ich zu mir selbst, und fand in mir eine Entschuldigung dafür. Jeden Abend führte mich jetzt mein Weg dort vorüber. „Ich besuche so gern die **Villa Albani**!" sagte ich zu denjenigen meiner Bekannten, die mir zufälliger Weise begegneten. „Gott weiß, wie es enden wird!" seufzte mein Herz. „Lange kann ich es nicht ertragen;" — und ich war eben am Ziele.

Es war ein dunkler Abend; ein Lichtstreif fiel vom Klosterfenster die Mauer hinab. Ich lehnte am Eckhause, starrte auf den lichten Punkt hin und dachte an Flaminia.

„Antonio!" sprach eine Stimme dicht neben mir; „Antonio! was machst Du hier? Folge mir nach Hause." Es war Fabiani.

Ich folgte; auf der Straße sprachen wir kein Wort. Er wußte Alles, so gut, wie ich selbst, das fühlte ich. Ich war ein Undankbarer, ich hatte keinen Muth, ihn anzusehen. Wir waren allein im Zimmer.

„Du bist noch krank, Antonio!" sagte er mit sonderbar ernster Stimme. „Du bedarfst Beschäftigung, Zerstreuung. Es wird Dir wohl thun, Dich mehr in der Welt

umzusehen. Einmal erhobst Du schon die Flügel, um zur Freiheit zu gelangen; vielleicht war es unrecht von mir, daß ich den Vogel wieder in den Käfig zog. Der Mensch soll im Grunde immer seinem Willen folgen; stürzt er sich dann ins Verderben, so hat er es nur bei sich selbst zu verantworten. Du bist alt genug, Deine Schritte zu lenken. Eine kleine Reise möchte Dir wohlthätig sein, das meint auch der Arzt. Du hast ja nur Neapel gesehen, besuche nun einmal das nördliche Italien. Ich werde für die Mittel sorgen. Es ist das Beste, was Du thun kannst, nothwendig sogar, und" — fügte er mit einem Ernst, einer Strenge hinzu, die ich früher an ihm nicht gekannt — „ich bin überzeugt, daß Du die Wohlthaten, die wir Dir erwiesen, nie vergessen wirst; nie Kränkung, Sorge und Bekümmerniß, welche Unbesonnenheit oder blinde Leidenschaft herbeiführen könnten, über uns verhängen wirst. Ein Mensch vermag Alles, was er will, wenn er nur das Gute will."

Wie ein Blitzstrahl trafen mich seine Worte; ich kniete vor ihm nieder und drückte seine Hand an meine Lippen.

„Ich weiß wohl," sagte er halb spottend, „daß wir Dir immer Unrecht gethan, ungerecht und streng gegen Dich gewesen sind; Niemand aber kann es aufrichtiger und ehrlicher mit Dir meinen als wir. Du wirst schönere Redensarten, liebevollere Worte hören, aber gewiß nicht mit der wahren Treue, mit der sie von unseren Lippen flossen. Ein Jahr magst Du Dich draußen herumtreiben. Laß uns dann sehen, was sich in Dir rührt, ob wir Dir Unrecht gethan." Er verließ mich.

Hat die Welt noch neue Schmerzen, noch mehr Gift für mich? Selbst der einzige Labetrunk: die Freiheit, in Gottes Welt hinauszufliegen, wird mir vergällt? Hinweg denn von Rom, vom Süden, wo alle Blumen der Erinnerung sprießen! Ueber die Apenninen, hinaus gen Norden! Da liegt der Schnee auf den hohen Gebirgen, da wird die Luft der Alpen die Gluth meines Herzens kühlen; gen Norden, nach der schwimmenden Venetia, der Braut des Meeres! Gott! laß mich nie nach Rom zurückkehren, nach dem Grabe meiner Erinnerungen! Lebewohl, meine Heimath, mein Vaterland!

Der Wagen rollte über die öde Campagna hin. Die Peterskuppel versank unter den Hügeln; wir kamen am Monte Soracte vorüber, über die Gebirge zum engen Nepi. Es war ein mondheller Abend. Ein Mönch predigte vor der Thür der Osteria, die Menge wiederholte sein: Eh viva Santa Maria! und folgte ihm singend durch die Straßen; mich trieb das Menschengewimmel von dannen. Die alten Wasserleitungen mit den dichten Schlingpflanzen und die dunkeln Olivenwälder rings umher gaben ein Bild, das meiner Gemüthsstimmung besser entsprach.

Ich ging aus dem Thor, durch welches ich hineingekommen war. Nahe außerhalb desselben steht die Ruine eines Castells oder Klosters; die große Landstraße geht durch ihre halbeingestürzten Hallen. Ein kleiner Steg führte vom Wege tiefer hinein. Ephen und Venushaar wuchsen an den Wänden der einsamen Zelle; ich trat in eine große Halle.

Hohes Gras erhob sich zwischen dem Schutt und den herabgestürzten Capitälen. Die Weinranke umschattete mit ihren breiten Blättern die großen gothischen Fenster, in welchen nur noch einige lockere, bunte Glasscherben hingen; hoch in der Mauer sproßten Gebüsche und Gestrüpp hervor. Die Strahlen des Mondes fielen auf ein Frescogemälde, San Sebastian vorstellend, der blutend, von den Pfeilen durchbohrt, dastand. Es war, als wenn tiefe Orgeltöne durch den Saal erklängen. Ich folgte den Tönen, trat aus der engen Klosterthür und stand zwischen Myrtenhecken und reichem Weinlaub dicht an einem steilen Abgrund, in welchen ein in dem klaren Mondlicht weißschäumender Wasserfall jäh hinabstürzte.

Die ganze romantische Umgebung mußte jedes Gemüth überraschen; vielleicht würde aber bei meiner tiefen Betrübniß der Eindruck nur sehr schwach geblieben sein, wenn nicht das, was ich außerdem noch sah, mein Herz aufs tiefste ergriffen hätte. Ich folgte dem kleinen, fast verwachsenen Pfade dicht am Abgrunde hin, nach der breiten Landstraße zu. Dicht neben mir von der hohen, weißen Mauer, welche der Mond beleuchtete, herab grins'ten drei bleiche Häupter hinter dem eisernen Gitter, die Köpfe hingerichteter Räuber, die, wie in Rom an der **Porta dell' Angelo**, hier in einem eisernen Käfig zum Schrecken und zur Warnung aufgesteckt waren. Es hatte für mich nichts Grauenhaftes mehr; in früheren Tagen würde die Angst mich von hinnen getrieben haben, der Schmerz aber erzeugt Philosophie. Der kecke Kopf, den Mordgedanken beschäftigten, der kühne Adler der

Gebirge war jetzt ein schweigsamer, gefangener Vogel geworden, saß still und vernünftig wie andere abgerichtete Vögel in seinem Bauer; ich trat ganz nahe hin. Gewiß waren sie erst in den letzten Tagen hingerichtet worden, jeder Zug war noch zu erkennen. Aber so wie ich den mittleren, einen weiblichen Kopf anschaute, schlugen meine Pulse stärker; es war der Kopf eines alten Weibes. Die Haut war gelbbraun, die Augen halb offen; langes, silberweißes Haar hing aus dem Gitter heraus und flatterte im Winde. Meine Augen fielen auf die steinerne Tafel in der Mauer, wo nach alter Sitte die Namen und Verbrechen der Hingerichteten eingegraben waren. „Fulvia" stand da. Ich las auch den Namen ihres Geburtsortes: Frascati, und bis ins Innerste der Seele erschüttert trat ich einige Schritte zurück.

Fulvia, die seltsame Alte, die einmal mein Leben gerettet, sie, die mir Mittel verschafft hatte, nach Neapel zu kommen, sie, den räthselhaften Schutzgeist meines Lebens, mußte ich so wiedersehen! Diese blaßblauen Lippen hatte sie einmal an meine Stirn gedrückt, diese Lippen, die zu der Volksmenge prophetische Worte gesprochen, Leben und Tod gebracht hatten, waren nun verstummt, hauchten durch ihr Schweigen Entsetzen aus. Mein Glück hast Du geweissagt! Dein kühner Adler liegt mit zerschmetterten Flügeln da und erreichte nie die Sonne. Im Kampfe mit seinem Unglück versinkt er in den großen Nemi-See des Lebens! Die Schwungfeder ist ihm gebrochen!

Ich brach in Thränen aus, rief Fulvia's Namen und

ging langsam durch die öden Hallen zurück. Nie werde ich den Abend in Nepi vergessen.

Den folgenden Morgen fuhren wir weiter und gelangten nach Terni, das Italiens schönsten Wasserfall besitzt. Ich ritt aus der Stadt durch den dichten, dunkeln Olivenwald, den ersten, in den ich tiefer eindrang; nasse Wolken hingen um die Gebirgsgipfel. Je nördlicher ich kam, desto düsterer schien mir die Gegend; sie war nicht lachend und schön wie die pontinischen Sümpfe, wie Terracina's Orangengärten, wo die grünen Palmen gedeihen. Vielleicht war es auch mein eigenes Herz, welches dem Ganzen dies düstere Colorit lieh.

Wir kamen durch einen Garten. Eine üppige Orangen-Allee erstreckte sich zwischen der Felsenwand und dem Flusse hin, der pfeilschnell fortbraus'te. Ich sah zwischen den Felsen eine hoch hinaufreichende Wolke von Wasserstaub; der Regenbogen spielte darauf. Wir stiegen durch eine Wildniß von Rosmarin und Myrten hinauf, und hoch vom Gipfel des Gebirges über die schräge Felsenwand hinab stürzte die ungeheure Wassermasse; ein kleinerer Arm des Flusses bewegte sich nicht weit davon wie ein breites, silbernes Band. Unter dem Felsen vereinten sich beide, um einen breiten Fall zu bilden, der milchweiß in den schwarzen Abgrund hinabwirbelte. Ich dachte an die Cascatellen in Tivoli, wo Flaminia mich bat zu improvisiren. Der hochbrausende Strom sang mir mit durchgreifenden Orgeltönen die Erinnerungen meiner Verluste und meiner Schmerzen.

Geknickt werden, sterben und verschwinden ist das Loos der Natur!

„Hier wurde im vorigen Jahr ein Engländer von den Räubern erschossen," sagte unser Führer. „Es war die Bande von den Sabiner-Gebirgen, obgleich man vielmehr sagen kann, daß sie in der ganzen Gebirgsgegend von Rom bis Terni zu Hause sind. Die Behörden machen sich viel zu schaffen, da haben sie ein Paar arme Unglückliche aufgegriffen! Ich sah sie gefesselt auf dem Wagen nach der Stadt fahren. Am Thore saß die kluge Fulvia aus den Sabiner-Gebirgen, wie wir sie nannten; sie war alt und blieb dennoch immer jung; sie wußte mehr als mancher Mönch, der den Cardinals-Hut erhält. Sie prophezeite in Orakelsprüchen, und nun ward gesagt, daß sie im Einverständniß mit ihnen sei. Jetzt haben sie die Alte und mehrere Räuber ergriffen — ihre Stunde war gekommen; nun steckt ihr Kopf grinsend am Thore von Nepi."

Es war, als müßten die Menschen wie die Natur meine Seele mit Nacht und Grauen erfüllen. Ich empfand einen Trieb, mit dem Flug der Winde die Länder zu durchjagen. Die Olivenwälder senkten nur mehr Traurigkeit in meine Seele, die Gebirge erdrückten mich. Nach dem Meere hin, wo die Lüfte wehen; nach dem Meere, wo ein Himmel uns trägt und einer über uns sich wölbt! Mein Blut brannte vor Liebe, mein Herz zersprang vor Sehnsucht; zweimal hatte ich die reine, begeisternde Flamme empfunden. Zu Annunziaten hatte ich hinaufgeschaut und mit meiner ganzen erwachenden Kraft mich an sie geschmiegt; aber sie liebte

einen Andern. Flaminia war langsam in meine Seele hineingewachsen; ich war nicht geblendet, nicht hingerissen worden, ich hatte aber gelernt den Edelstein zu schätzen. Jedes Mal, wenn sie mir schwesterlich die Hand reichte und ich sie an meine Lippen drückte, jedes Mal, wenn sie sanft tröstend zu mir sprach und zu Gott flehte, daß die Welt mich nicht verderben möchte, stieß sie mir den Pfeil tiefer ins Herz. Ich liebte sie nicht wie eine Braut, und dennoch fühlte ich, daß ich es nicht ertragen würde, sie in den Armen eines Andern zu sehen. Jetzt war sie todt, todt für die Welt; kein fremder Mann sollte sie an sein Herz drücken, keiner einen Kuß auf ihre Lippen hauchen, keiner sie besitzen. Diese Höllenqual war mir doch nicht beschieden, damit suchte ich mich zu trösten; denn jetzt nannte ich meine Gefühle Liebe, die starke Leidenschaft der Seele und des Herzens. Hätte ich, der arme, zurückgesetzte Hirtenknabe aus der Campagna, der das Gnadenbrot in dem reichen Palaste aß, hätte ich sie als Braut eines der jungen Nobili gesehen, täglich Zeuge ihres Liebesglückes sein müssen, — hätte sie dann eben so mild und schwesterlich, allein ohne Liebe, vor mir gestanden — gewiß, ich wäre wahnsinnig geworden! Nein, jetzt gehörte sie dem Kloster; Niemand durfte das Auge zu ihr erheben — von Niemanden wurde sie gesehen, und darin fand ich mein Glück. Der Jammer der Welt muß sehr groß sein, denn mein Loos war ja noch beneidenswerth!

Nach dem Meere, dem wundervollen Meere! Das ist mir eine neue Welt. Nach Venetia, der seltsam schwimmen-

den Stadt, Adria's Königin! Aber nicht durch die düsteren Wälder, die erdrückenden Gebirge, sondern schnell im leichten Fluge über die Wogen! — so träumte mein Gedanke.

Es war mein Plan gewesen, erst nach Florenz, dann über Bologna nach Ferrara zu gehen. Ich veränderte ihn, verließ den Vetturino in Spoleto, nahm einen Platz auf der Post, jagte in dunkler Nacht über die Apenninen und durch Loretto, ohne selbst das heilige Haus zu besuchen — verzeihe mir Madonna diese Sünde! Hoch von der Bergstraße hatte ich schon das adriatische Meer, als einen silbernen Streifen am Horizonte, erblickt, die Gebirge lagen wie Riesenwogen unter mir; jetzt schaute ich das blaue, bewegte Meer mit den Wimpeln und Flaggen aller Nationen auf den Schiffen. Ich gedachte bei diesem Anblick Neapels; aber kein Vesuv mit seiner schwarzen Rauchsäule erhob sich, kein Capri schwamm draußen. Ich schlief hier eine Nacht und träumte seltsam von Fulvia und Flaminia. „Die Palme Deines Glücks ist ihrer Blüthe nahe!" sprachen Beide lächelnd; ich erwachte, der Tag strahlte zu mir herein.

„Signore!" sagte der Cameriere, „ein Schiff nach Venedig liegt segelfertig da; allein Sie werden doch wohl erst unsere Stadt besehen?"

„Nach Venedig!" rief ich. „Sogleich, sogleich! das ist eben mein Wunsch."

Ein unerklärliches Gefühl trieb mich fort. Ich bestieg das Schiff, ließ meinen kleinen Mantelsack nachkommen und blickte nun in das unendliche Meer hinaus. „Lebe wohl, mein Vaterland!" Jetzt, als mein Fuß nicht mehr den Erd-

boden betrat, fühlte ich mich erst in einer fremden Welt. Wohl wußte ich, daß Norditalien mir eine veränderte Natur zeigen würde. Venedig selbst, die reichgeschmückte Braut des mächtigen Meeres, war ja von allen italienischen Städten verschieden. Venedigs geflügelter Löwe flatterte schon über mir in der Luft; ein Schiff aus Venedig trug mich. Die Segel, schon vom Winde geschwellt, verbargen mir das Ufer. Ich saß am Schiffsrande rechts und sah über die blaue, wogende See hinaus. Nicht weit von mir befand sich ein junger Bursche, der ein venetianisches Lied vom Glücke der Liebe und von der Kürze des Lebens sang:

„Küsse die rothen Lippen; morgen gehörst Du dem Tode! Liebe, während Dein Herz noch jung, Dein Blut Feuer und Flamme ist! Die grauen Haare sind die Blumen des Todes, dann wird das Blut zu Eis und die Flamme erlischt. Komm in die leichte Gondel, verborgen sitzen wir unter ihrem Dache, die Thür ist verschlossen. Niemand sieht Dich, mein Mädchen, Niemand das Glück unsrer Liebe! Wir schaukeln auf Wellen, die sich umarmen, wie wir uns. Liebe, während die Jugend noch blühet und die schweigende Nacht und die Wellen Dein Glück nur kennen! Das Alter tödtet mit Frost und mit Schnee."

Während des Gesanges nickte und lächelte er den Uebrigen rings umher zu, und sie sangen im Chor von Kuß und Liebe, während das Herz noch jung sei. Es war ein lustiges, ein sehr heitres Lied, und dennoch hallte es in meinem Herzen wie ein wehmüthiger Grabgesang wieder.

Ich hatte eine Empfindung von — wie soll ich es

nennen? — Unzufriedenheit mit mir selbst. Ward durch das wilde Feuer meines Busens mein Verstand versengt? Ich fühlte eine Art Bitterkeit bei dem Gedanken, daß ich der Signora Santa entflohen war. Das heilige Bild der Madonna fiel herab — der verrostete Nagel zerbrach, und die Klosterzucht der Jesuitenschule, die Ziegenmilch in meinem Blute jagten mich mit der Ruthe von dannen. Wie schön war Santa! Ich sah noch ihren brennenden, liebetrunkenen Blick, und ich ärgerte mich über mich selbst. Warum sollte ich nicht Bernardo, nicht Tausenden, nicht allen meinen jungen Freunden gleich sein! Keiner, keiner von Allen war ein Thor, wie ich, gewesen. Liebe wollte mein Herz, wollte selbst Gott, der dies Gefühl in meine Brust gelegt hatte. Allein ich bin noch jung, Venedig ist eine lustige Stadt, voll schöner Frauen! Was giebt mir die Welt für meine Tugend, für mein kindliches Gemüth? Spott! Die Zeit erzeugt Bitterkeit und graues Haar! — und so sang ich im Chor mit den Uebrigen im Schiffe von Kuß und Liebe, während das Herz noch jung sei.

Es war ein Fieber, der Wahnsinn des Schmerzes, der diese Gedanken in meiner Seele hervorbrachte. Er, der mir das Leben, meine Gefühle gab und mein ganzes Verhängniß lenkt, wird mich liebevoll richten. Es giebt Kämpfe, Gedanken selbst, welche die meisten Sterblichen nicht auszusprechen wagen, denn der Engel der Unschuld in unsrer Brust beugt sich vor der Sünde. Wem die Sehnsucht des Herzens gestillt ist, der wird nach den Regeln der Moral über mein Selbstgespräch herrlich philosophiren können.

Richtet aber nicht, damit auch Ihr nicht gerichtet werdet! Ich fühlte den Stachel der Sünde; beten konnte ich nicht, doch schlummerte ich endlich ein, während das Schiff nordwärts nach dem reichen Venedig segelte.

In der Morgendämmerung erblickte ich Venedigs weiße Gebäude und Thürme. Sie glichen einer Schaar von Schiffen mit ausgespannten Segeln; links erstreckte sich das lombardische Reich mit seinen flachen Ufern; die Alpen erschienen wie ein blaßblauer Nebel am Horizonte. Hier war der Himmel groß, hier konnte die Hälfte der Himmelskugel sich in dem Herzen abspiegeln.

In der Morgenluft wurden meine Gefühle sanfter; ich war ruhiger geworden. Ich dachte an Venedigs Geschichte, an den Reichthum und die Pracht der Stadt, ihre Selbständigkeit und Uebermacht, an die mächtigen Dogen und ihre Vermählung mit dem Meere. Allmälig nahten wir der Stadt; ich konnte schon über die Lagunen hin die einzelnen Gebäude unterscheiden; ihre Mauern, gelbgrau, nicht alt, nicht neu, gewähren keinen freundlichen Anblick. Den Marcusthurm hatte ich mir auch höher gedacht. Wir segelten zwischen dem Festlande und den Lagunen hinein, die wie ein krummer Erdwall in das Meer hinausreichen. Wie hier Alles flach ist! Das Ufer scheint kaum einen Zoll höher, als der Wasserspiegel. Einige ärmliche Häuser nennen sie eine Stadt, Fusina; hier und da steht Gebüsch, sonst ist Alles durchaus flaches Land. Ich hatte geglaubt, Venedig ganz nahe zu sein; es war aber noch eine Meile entfernt, und dazwischen lag ein häßliches, trübes Wasser

mit breiten Inseln von Schlamm; kein Vogel konnte sich auf diesen niederlassen, kein Grashalm emporkeimen. Durch diesen ganzen See sind tiefe Canäle gegraben und darin große Pfähle eingerammt, um den Weg zu bezeichnen. — Ich erblickte zum ersten Mal die Gondeln; sie sind lang und schmal, schnell wie der Pfeil, aber alle kohlschwarz angestrichen. Der kleine Verschlag in der Mitte derselben ist mit schwarzem Tuch überzogen; es war ein schwimmender Leichenwagen, der pfeilschnell an uns vorüberfuhr. Das Wasser war nicht mehr blau, wie draußen auf offenem Meere oder dicht an Neapels Küste; es war ein schmutziges Grün. Wir kamen an einer Insel vorüber, wo die Häuser aus dem Wasser aufgeschossen oder an ein Wrack angeklebt schienen; hoch oben an der Mauer stand Madonna mit dem Kinde, über diese Wüste hinausschauend. An einzelnen Stellen zwischen dem tiefen Wasser und den schwarzen Inseln von weichem Schlamm war die Wasserfläche eine bewegliche grüne Ebene, mit Wasserlinsen bewachsen. Die Sonne beschien Venedig, alle Glocken läuteten, aber es hatte ein einsames todtes Ansehen. Nur Ein Schiff lag auf dem Werfte; noch konnte ich keinen Menschen erblicken.

Ich stieg in die schwarze Gondel hinab und schiffte in eine todte Straße hinein, wo Alles Wasser war, kein Fußbreit Erde zum Gehen. Große Gebäude standen da mit offenen Thüren, mit Treppen, die in das Wasser hinabführten; in die großen Thorwege lief das Wasser wie ein Canal hinein, und der Hofraum selbst sah wie ein viereckiger Brunen aus, in den man hineinschiffen, worin man aber kaum die

Gondel umwenden konnte. Das Wasser hat an der Mauer hinauf grünlichen Schleim abgesetzt; die großen marmornen Paläste scheinen zusammenzusinken, in den breiten Fenstern sind rohe Breter an goldnen verfaulten Balken angenagelt. Nach und nach scheint der große Riesenkörper sich allmälig dem Untergange zu nahen. Das Ganze hatte etwas Aengstliches. Das Glockengeläute hörte auf; kein Laut wurde vernommen, als das Plätschern der Ruder im Wasser; noch sah ich keinen Menschen, wie ein todter Schwan lag Venedig auf den Wellen.

Wir fuhren in eine andere Straße hinein; kleine, schmale, gemauerte Brücken hingen über die Wasserstraßen. Jetzt erblickte ich Leute; sie gingen hoch über mir zwischen den Häusern oder in die Mauer hinein, denn ich entdeckte keine andere Straße als da, wo die Gondeln fuhren.

„Aber wo geht man denn?" fragte ich den Gondolier; er zeigte auf schmale Gänge an den Brücken zwischen hohen Häusern. Der Nachbar konnte dem Nachbar über die Straße im sechsten Stockwerk die Hand reichen; drei Menschen konnten kaum da unten, wohin kein Sonnenstrahl drang, an einander vorübergehen. — Unsere Gondel war vorübergeglitten und Alles war wieder still.

„Ist dies Venedig, die reiche Braut des Meeres, die Beherrscherin der Welt?"

Ich sah den prächtigen Marcusplatz. „Hier ist Leben!" wurde gesagt. Aber wie anders ist das in Neapel, ja selbst in Rom, in dem lebendigen Corso; und doch ist der Marcus-Platz Venedigs Herz, wo das Leben sich noch regt. Kauf-

läden mit Büchern, Perlen und Bildern schmückten die langen Bogengänge, denen es doch an Gewühl gebrach; ein Haufen Griechen und Türken in bunten Anzügen saßen, ihre lange Pfeife rauchend, still vor den Kaffeehäusern. Die Sonne strahlte auf die goldne Kuppel der Marcuskirche und auf die bronzenen Pferde über dem Portal; um Cyperns, Candia's und Morea's rothe Masten hingen die Flaggen ohne Bewegung herab; Schaaren von Tauben füllten den Platz und trippelten auf den breiten Steinen.

Ich besuchte den ponte rialto, die Pulsader, die das Leben aussprach, und bald hatte ich Venedig, das große Bild der Trauer, den Abdruck meiner eignen Seele, aufgefaßt. Es schien mir, als wäre ich noch auf dem Meere, nur von einem kleineren auf ein größeres Schiff, eine schwimmende Arche, versetzt.

Als der Abend kam, als der Mond sein unsicheres Licht auf die Gegenstände warf und stärkere Schatten verbreitete, fühlte ich mich hier mehr zu Hause; in der Stunde der Geisterwelt wurde ich erst mit der todten Braut vertraut. Ich stand am offnen Fenster, die schwarze Gondel glitt schnell über das dunkle, vom Mond beschienene Wasser hin. Ich dachte an den Gesang des Schiffers von Kuß und Liebe, empfand die alte Bitterkeit gegen Annunziata, die den leichtfertigen Bernardo mir vorgezogen hatte, und warum? — vielleicht eben um den Reiz dieser seiner Leichtfertigkeit? — so sind ja die Weiber! — selbst gegen die fromme unschuldige Flaminia war ich bitter gestimmt; war ihr doch die Stille und der Friede des Klosters

mehr, als meine innige brüderliche Liebe! Nein! Nein! Keine von Beiden liebte ich mehr, meine Brust hatte sich von Allem losgesagt, was mir früher theuer war. — An keine von Beiden wollte ich denken, und wie ein unsteter Geist schwebten meine Gedanken zwischen dem Bilde der Schönheit, Lara, und der Tochter der Sünde, Santa.

Ich stieg in eine Gondel und ließ mich in der schweigenden Nacht durch die Wasserstraßen führen. Die Ruderer stimmten ihren Wechselgesang an, aber nicht mehr mit Tasso's Worten; selbst die alten Melodien des Herzens haben die Venetianer vergessen, als ihre Dogen ausstarben und fremde Hände, die Flügel des Löwen bindend, ihn ihrem Triumphwagen vorspannten.

„Das Leben will ich ergreifen, es bis zum letzten Tropfen genießen," flüsterte ich, — da stand die Gondel still; — wir waren am Thore des Hotels, wo ich wohnte, ich stieg aus und legte mich schlafen. Dies war mein erster Tag in Venedig.

XXV.

Der Sturm. Soirée bei meinem Banquier. Die Nichte des Podesta.

Die mitgebrachten Briefe verschafften mir Bekanntschaften, Freunde, wie man sagt. Ich war der Signor Abbate; Niemand hofmeisterte mich, vielmehr fand man, was ich sprach, vortrefflich und entdeckte auch Talente in mir. Von der Eccellenza und Signora Francesca war ich immer gewohnt, Mittheilungen zu hören, die mich verletzten; sie erzählten mir oft, was mir zu vernehmen unlieb sein mußte; beinahe schien es, als suchten sie alles Schlimme an mir auf, damit sie mir sagen konnten, daß es viele Menschen gäbe, die es gar nicht so gut mit mir meinten, als sie. Dies fiel nun hier Alles weg. Ich empfand nicht mehr mein untergeordnetes Verhältniß, das nicht einmal Flaminia's Güte hatte hinwegräumen können. —

Ich hatte den reichen Palast der Dogen besucht, die leeren prächtigen Säle durchstreift, das Inquisitions-Zimmer mit dem häßlichen Bilde von der Marter der Hölle gesehen. — Ich schritt durch eine enge Galerie, über eine bedeckte Brücke hoch oben am Dache über dem Canale, auf welchem unten die Gondeln hinglitten. Auf diesem Wege gelangte man vom Dogenpalaste in Venedigs Gefängnisse. Die Seufzer-Brücke wurde dieser Bogen genannt; neben dem Canal waren die Brunnen. Nur das Licht von der Lampe in dem Gange vermochte in die obersten Gefängnisse zwischen

das dichte eiserne Gitter hineinzudringen, und dennoch waren dies helle luftige Zellen gegen die weiter unten liegenden unter der schwammigen Fallluke; tiefer selbst, als das Wasser im Canale von außen stand, hatten Unglückliche geseufzt und ihre Namen in die feuchten Wände gegraben. Luft, Luft! verlangte mein von den Schrecknissen dieses Orts erschüttertes Herz. In die Gondel steigend fuhr ich von dem blaßrothen, alten Palaste und von den Säulen mit St. Theodors Standbild und Venedigs Löwen über das lebendige grüne Wasser nach den Lagunen und Lido pfeilschnell ab, um das frische Wehen des Meeres einzuathmen, und erblickte einen Kirchhof.

Der Fremde, der Protestant wird hier weit von seinem Vaterlande, auf einer schmalen Erdzunge zwischen Wogen, die Tag für Tag den kleinen Rest von Erde fortzureißen scheinen, beerdigt. Weiße Menschenknochen ragten aus dem Sande hervor; die Thränen, die sie benetzten, ersetzte die Brandung. Oft haben hier Braut und Gattin der Fischer gesessen, des Geliebten und des Mannes harrend, der auf das unsichere Meer zum Fang hinausgezogen war. Die Stürme tobten stoßweise, die Frauen sangen ihre Lieder aus **Gerusalemme liberata** und lauschten auf die Antwort der Männer, aber die Liebe gab keinen Wechselgesang, einsam saßen sie da und starrten über das schweigende Meer hinaus; dann schwieg auch ihre Lippe, ihr Auge sah nur die weißen Todtengebeine am Ufer, ihr Ohr vernahm nur die hohle Brandung, während die Nacht über das todte stumme Venedig emporstieg.

Dies düstre Bild erfüllte meine Gedanken; meine ganze Gemüthsstimmung verlieh ihm ein starkes Colorit. Ernst wie eine Kirche, an das Grab und das unsichtbare Heilige mahnend, stand die Natur vor mir. In meinem Ohr hallten Flaminia's Worte wieder: daß der Sänger, welcher ja ein Prophet Gottes sei, sich nur bestreben müsse Gottes Verherrlichung auszusprechen; dieser Stoff sei der höchste. — Die unsterbliche Seele soll das Unsterbliche besingen; der Schimmer des Augenblicks ist ja nur ein wechselndes Farbenspiel, das mit der Minute, die es gebar, wieder verschwindet; auflodernde Kraft und Begeisterung durchdrangen mich, aber bald sank ich ohnmächtig zurück. Schweigend stieg ich wieder in die Gondel hinein, die mich nach dem Lido führte. Das große offne Meer lag vor mir; die See wälzte sich in langen Wellenschlägen; ich dachte an den Meerbusen von Amalfi.

Mir ganz nahe, zwischen Seegras und Steinen, saß ein junger Mann, Skizzen zeichnend, gewiß ein fremder Maler; er kam mir bekannt vor — ich trat näher, er stand auf, wir kannten uns. Es war ein junger venetianischer Nobile, Namens Poggio, mit dem ich schon einige Mal bei Familien, die ich kennen gelernt hatte, zusammengetroffen war.

„Signore!“ — rief er, — „Sie am Lido? — Ist's die Schönheit des Meeres oder andre Schönheiten, die Sie so in die Nähe des zornigen adriatischen Meeres lockten?“

Wir reichten uns die Hände. Ich wußte von ihm,

daß er kein Vermögen, dagegen ein großes Talent als Maler besaß; er schien von einer glücklichen, beinahe muthwilligen Natur, dennoch war mir ins Ohr geflüstert worden, daß er in der Einsamkeit der größte Misanthrop sei. Nach seiner Anrede zu schließen mußte er sehr leichtsinnig sein, und dennoch war er in der Wirklichkeit die Keuschheit selbst; seinen Worten zufolge mußte die Welt glauben, daß Don Juan sein Vorbild sei, und im Leben selbst rang er wie der heilige Antonius mit jeder Versuchung. — Ein tiefer Seelenschmerz sei der Grund davon, flüsterte man; welcher aber, — sein geringes Vermögen? eine unglückliche Liebe? Das wußte Niemand. Er schien Alles mitzutheilen, nicht den geringsten Gedanken verschweigen zu können. Sein Benehmen selbst war kindlich und dennoch war Niemand recht ins Reine mit ihm gekommen. — Dies Alles hatte mich interessirt, und daher war mir das Zusammentreffen mit ihm, der die Wolken in meiner Seele zertheilte, lieb.

„Eine solche blaue, wogende Ebene," — sagte er, auf das Meer deutend, — „besitzt Rom nicht. Die See ist doch der schönste Theil der Erde. Sie ist auch die Mutter der Venus und" — fügte er halb lächelnd hinzu, — „die Wittwe aller mächtigen Dogen von Venedig."

„Der Venetianer muß besonders das Meer lieben," — entgegnete ich, — „es als die Großmutter betrachten, die ihn trägt und aus Liebe zu ihrer schönen Tochter Venetia mit ihm herumspielt!"

„Jetzt ist sie nicht mehr schön,“ — erwiederte er, — „sie neigt das Haupt!“

„Allein sie ist ja doch unter dem Kaiser Franz glücklich.“ —

„Stolzer ist's, Königin auf dem Meere zu sein, als Karyatide auf dem Lande! Der Venetianer hat keine Ursache zu klagen, und auf Politik verstehe ich mich nicht so gut als auf Schönheit; sind Sie auch ein Verehrer derselben, woran ich nicht zweifle, so kommt dort die schöne Tochter meiner Wirthin und fragt, ob Sie meine frugale Mahlzeit mit mir theilen wollen?“

Wir traten in das kleine Haus nahe am Ufer; der Wein war gut, Poggio ergötzlich und unterhaltend, — Niemand konnte bemerken, daß sein Herz heimlich blutete. —

Wir hatten gewiß zwei Stunden da gesessen, als meine Ruderer kamen, um anzufragen, ob ich nicht zurückkehren wolle; ein Sturm sei im Anzuge, die See in starker Bewegung, zwischen dem Lido und Venedig gingen die Wogen schon hoch und die Gondel könne leicht in Gefahr kommen umzuschlagen.

„Ein Sturm!“ — rief Poggio, — „den habe ich lange herbeigewünscht, den dürfen Sie nicht versäumen,“ wandte er sich zu mir, — „der legt sich wohl gegen Abend wieder, und legt er sich nicht, so fehlt es hier nicht an Gelegenheit, sich niederzulegen und ihn in Gemächlichkeit über unsere Häupter hinziehen zu lassen, während die Wellenschläge uns in den Schlaf singen.“

„Ich kann hier auf der Insel immer eine Gondel haben,“

sagte ich zu den Burschen und erlaubte ihnen abzufahren. — Der Sturm schlug heftig ans Fenster. Wir traten ins Freie. Die untergehende Sonne beleuchtete das dunkelgraue empörte Meer; schaumweiß erhoben sich die Wogen und tauchten wieder unter; weit in der Ferne, wo die Wolken wie blitzeschleudernde Felsen standen, erblickten wir einige Schiffe; doch bald waren sie uns wieder aus dem Gesichte. Die Brandung schlug hoch ans Ufer hinauf und überspritzte uns mit ihren salzigen Tropfen. Je höher die Wellen hinaufschlugen, um so lauter lachte Poggio, klatschte in die Hände und rief dem wilden Elemente Bravo zu. Sein Beispiel steckte mich an; in der empörten Natur fühlte mein krankes Herz sich erleichtert; bald wurde es dunkle Nacht. Ich ließ die Wirthin den besten Wein bringen; wir ließen den Sturm und das Meer leben, und Poggio sang das Lied von Liebe und Kuß, das ich im Schiff gehört hatte.

„Auf das Wohl der Venetianerinnen!" rief ich, und er stieß mit mir auf das der Römerinnen an. Hätte uns ein Fremder gesehen, er würde uns für zwei der glücklichsten Jünglinge gehalten haben. —

„Die römischen Weiber gelten für die schönsten," sagte Poggio; „sagen Sie nun ganz ehrlich Ihre Meinung."

„Ich halte sie auch dafür!"

„Wohl!" entgegnete Poggio. — „Allein die Königin der Schönheit lebt doch in Venedig. Sie sollten nur die Nichte unseres Podesta sehen! Ich weiß kein vollkommeneres Weib als sie; so würde uns Canova die jüngste

der Grazien dargestellt haben, hätte er Maria gekannt. Nur im Theater und ein einziges Mal im Theater San Mose habe ich sie gesehen. Es geht allen jungen Venetianern wie mir, mit dem Unterschiede, daß sie alle in Maria sterblich verliebt sind, ich aber sie nur anbete. Sie ist meiner sinnlichen Natur zu geistig, und das Himmlische muß man ja anbeten. Nicht wahr, Herr Abbate?"

Ich dachte an Flaminia, und vorbei war es mit meiner auflodernden Heiterkeit.

„Sie werden ernst!" versetzte er, — „der Wein ist aber doch vortrefflich und die Wellen tanzen und singen um unser Bacchanal."

„Macht der Podesta kein Haus?" fragte ich, um etwas zu sagen. —

„Zuweilen!" erwiederte Poggio. — „Wenn er Gesellschaft sieht, so ist diese sehr ausgesucht. Die Schöne ist schüchtern wie eine Antilope; ängstlich, verschämt wie kein Weib von allen, die ich gesehen habe, aber" — fügte er mit einem spöttischen Lächeln hinzu — „das ist ja auch eine Art, sich interessant zu machen. Der Himmel mag wissen, wie das Alles zusammenhängt. Sehen Sie, unser Podesta hatte zwei Schwestern, beide waren viele Jahre hindurch von ihm entfernt. Die jüngere war in Griechenland verheirathet und soll die Mutter des schönen Mädchens sein, die andere Schwester ist noch unvermählt, aber nicht mehr jung, und hat diese vor ungefähr vier Jahren hieher gebracht."

Eine plötzliche Finsterniß unterbrach seine Rede, es

war, als hüllte die schwarze Nacht uns in ihren Mantel, und in demselben Augenblick erhellte ein rother Blitz Alles um uns her. Es erfolgte ein Donnerschlag, der mich an die Eruptionen des Vesuv erinnerte. Mit gesenktem Kopf machten wir unwillkürlich das Zeichen des Kreuzes.

„Jesus Maria!" flüsterte die eintretende Wirthin, „das ist ein Entsetzen, eine Angst; sechs unserer besten Fischer sind auf dem Meere, — möge Madonna sie erhalten! Die arme Agnes sitzt mit fünf Kindern da, — das wird ein Elend geben!" —

Durch den Sturm vernahmen wir Psalmengesang. Am Ufer, gegen welches die Wogen in hohen Brandungen sich brachen, stand ein Haufen Weiber und Kinder mit dem heiligen Kreuze; eine junge Frau saß stumm da, ihre Blicke ruhten auf dem Meere, ein zartes Kind lag an ihrer Brust und ein etwas größeres stand neben ihr, den Kopf in ihrem Schooße verbergend. Mit dem letzten furchtbaren Blitz schien das Ungewitter sich zu entfernen, es wurde heller am Horizonte und klarer schimmerte der weiße Schaum auf der brausenden See.

„Da sind sie!" rief plötzlich aufspringend die Frau, und zeigte auf einen schwarzen Punkt, der immer deutlicher ward.

„Madonna sei ihnen gnädig!" stammelte ein alter Fischer, der, mit der dichten braunen Capuze über dem Kopfe, mit gefalteten Händen den dunkeln Gegenstand anstarrend dastand. In demselben Augenblick verschwand dieser unter einer schäumenden Sturzwelle.

Der Alte hatte recht gesehen. Ich hörte den Jammer der Verzweifelnden; er steigerte sich, so wie das Meer ruhiger, der Himmel klarer und die Gewißheit dadurch größer wurde. Den Kindern entglitt das heilige Kreuz; sie ließen es in den Sand fallen und klammerten sich weinend an ihre Mutter, während der alte Fischer das Crucifix erhob, einen Kuß auf den Fuß des Erlösers drückte, es in die Höhe hob und Madonna's heiligen Namen rief.

Gegen Mitternacht war der Himmel rein, die See ruhiger und der Vollmond warf seine langen Strahlen über die windstille Bucht zwischen der Insel und Venedig. Poggio stieg mit mir in die Gondel; wir verließen die Unglücklichen, denen wir weder helfen noch Trost gewähren konnten.

Den Abend darauf trafen wir bei meinem Banquier, einem der reichsten in Venedig, zusammen; die Gesellschaft war sehr groß, von den Damen kannte ich keine, hatte auch für keine Interesse.

Die Rede kam auf das Gewitter vom vorigen Abend. Poggio ergriff das Wort, erzählte vom Tode der Fischer, von dem Unglück ihrer Familien, und gab nicht undeutlich zu verstehen, wie leicht einem großen Theil dieser Noth abgeholfen werden könne, wie eine kleine liebreiche Gabe von jedem Anwesenden eine Summe von großem Werthe für die Unglücklichen ausmachen würde; aber Niemand schien ihn zu verstehen; man bedauerte, zuckte die Achseln und redete wieder von andern Dingen.

Jetzt begannen die gesellschaftlichen Talente sich geltend

zu machen; Poggio sang eine lustige Barcarole, allein mir schien in seinem höflichen Lächeln Bitterkeit und Kälte gegen den vornehmen Kreis, der bei seiner edeln Beredsamkeit ungerührt geblieben war, vorzuherrschen.

„Sie singen nicht?" fragte mich die Hausfrau, als er aufgehört hatte.

„Ich werde die Ehre haben zu improvisiren," sagte ich, indem ein Gedanke in meiner Seele entstand.

„Er ist Improvisator," hörte ich ringsum flüstern. Die Augen der Damen funkelten, die Herren nickten mir zu, ich nahm die Guitarre und bat, mir ein Thema aufzugeben.

„Venezia!" rief eine Dame, mir keck ins Auge sehend. „Venezia!" wiederholten die jungen Herren; denn die Dame war schön.

Ich griff einige Accorde, stellte Venedigs Glanz und Pracht in den Tagen des Glücks dar, so wie ich davon gelesen, wie meine Phantasie es sich vorstellte, und Aller Augen flammten, man träumte, daß es noch immer so sei. Ich sang von schönen Frauen auf dem Balcon in mondheller Nacht, während ich an Santa und Lara dachte; jede der Frauen glaubte, daß sie gemeint sei, und klatschte mir Beifall zu. Sgricci selbst hatte kaum solches Glück gemacht.

„Sie ist da," raunte mir Poggio ins Ohr, „die Nichte des Podesta!" Wir wurden verhindert, mehr mit einander zu reden, denn man drang in mich, noch einmal zu improvisiren; eine Deputation der Damen und eine alte Eccellenza trugen den Wunsch vor.

Ich war sogleich bereit dazu; es war mein eigner

Wunsch; ich hatte es vorausgesehen, und wünschte nur in einem der aufgegebenen Themen Veranlassung zu finden, den Sturm, den ich erlebt hatte, die Noth der Unglücklichen darzustellen und durch die Gewalt des Dichters den Sieg zu erringen, welcher der Beredsamkeit nicht geworden war.

Titians Apotheose wurde mir aufgegeben. Wäre er Seemaler gewesen, dann hätte ich ihn als ihren Fürsprecher auftreten lassen, allein in seinem Lobe konnte ich die Ideen, die ich zu entwickeln wünschte, nicht anbringen. Der Stoff war indessen reich — die Behandlung desselben gelang über Erwartung; ich stand als der Bewunderte in der Gesellschaft — es war meine eigne Apotheose!

„Kann es ein größeres Glück geben, als das Ihrige?“ sagte die Frau vom Hause. „Es muß ein unendlich beseligendes Gefühl sein, ein solches Talent zu besitzen, seine Umgebung hinreißen und erfreuen zu können!“

„Es ist in der That ein sehr beglückendes Gefühl,“ gab ich zur Antwort.

„Sprechen Sie es in einem schönen Gedichte aus,“ fuhr sie bittend fort. „Es wird Ihnen so leicht, daß man vergißt, wie unbillig es ist, Sie so oft in Anspruch zu nehmen.“

„Ich kenne ein Gefühl,“ erwiederte ich, und mein Gedanke gab mir Muth. — „Ich kenne e i n Gefühl, das von keinem andern aufgewogen wird. Dies bildet jedes Herz zum Dichter, erregt das Bewußtsein derselben Wonne, und ich halte mich für einen so großen Zauberer, daß ich die Gewalt zu besitzen glaube, es in jedem Herzen zu er-

regen; allein diese Kunst hat das Besondere an sich, daß sie nicht gegeben wird, sondern erkauft werden muß."

„Wir müssen sie lernen!" riefen Alle.

„Hier auf diesem Tisch sammle ich die Summen ein; wer die größte giebt, wird am tiefsten darin eingeweiht!"

„Ich gebe meine goldne Kette," sagte sogleich lächelnd eine Dame und legte sie im Scherz auf den Tisch.

„Ich mein ganzes Spielgeld!" rief eine andere, über meinen Einfall lächelnd.

„Allein es ist durchaus Ernst!" versicherte ich. „Der Einsatz wird nicht zurückgegeben."

„Dennoch wagen wir es!" riefen die Vielen, die bereits Gold, Ketten und Ringe hingelegt hatten, innerlich doch mein Kunststück bezweifelnd.

„Allein wenn nun gar kein Gefühl mich beschleicht," rief ein alter Militär, „erhalte ich dann meine zwei Zecchinen zurück?"

„Es steht Jedem frei nichts zu wagen!" rief Poggio; ich verbeugte mich beistimmend.

Alle lachten, alle harrten erwartungsvoll des Erfolges; ich fing an zu improvisiren, eine heilige Flamme durchbebte mich. Ich sang von dem stolzen Meere, Venezia's Bräutigam, von den Söhnen des Meeres, den kühnen Seeleuten und dem Fischer in seinem kleinen Boote; schilderte einen Sturm, die Sehnsucht und Angst der Gattin und Braut, schilderte, was ich selbst gesehen hatte: die Kinder, die das heilige Crucifix fallen ließen und sich an die Mutter schmiegten, den alten Fischer, der das Bild des Erlösers küßte, —

es war, als spräche ein Gott aus mir, als wäre ich das Werkzeug seiner Kraft.

Eine tiefe Stille herrschte im Saale; manches Auge weinte.

Da führte ich sie in die Hütte der Armuth hinein, brachte den Unglücklichen durch unsere kleinen Gaben Hülfe und Leben; und ich sang, wie viel seliger es sei, zu geben, als zu nehmen, sang von der Freude, die meine Brust erfüllte, jedes Herz erfüllte das sein Scherflein beigetragen; von dem Gefühl, das nichts in der Welt aufwiegen kann, von der göttlichen Stimme, die in jeder Brust sprach, sie heiliger und geistiger machte, sie zum Dichter erhob; und indem ich sprach, nahm meine Stimme zu an Kraft und an Fülle. Alle hatte ich für mich gewonnen; ein stürmender Beifall jauchzte mir entgegen, als ich beim Schluß meiner Dichtung dem Poggio die reichen Geschenke überreichte, um damit den Unglücklichen beizuspringen.

Ein junges Mädchen sank zu meinen Füßen nieder; einen schöneren Triumph hätte mein Talent mir nie verschaffen können! Sie faßte meine Hand, und mit Thränen in den wunderbar dunkeln Augen sah sie mir dankbar in die Seele hinein; seltsam ergriff mich dieser Blick, dieser vollkommene Ausdruck der Schönheit, es war mir, als hätte ich ihn einmal im Traume gesehen.

„Die Mutter Gottes belohne Sie!" stammelte sie mit hochglühenden Wangen; sie verbarg ihr Gesicht und zog sich wie erschrocken über das eigne Verfahren schnell vor mir zurück; wer konnte indessen so grausam sein, über das

reine Gefühl der Unschuld spotten zu wollen? Alle drängten sich um mich her; Alle waren in meinem Lobe unerschöpflich; Alle sprachen von den Unglücklichen auf Lido; ich stand als ihr Wohlthäter da. Ja, es ist größere Wonne zu geben, als zu nehmen! Dieser Abend hatte es mich gelehrt. Poggio drückte mich in seine Arme.

„Trefflicher Mensch!“ sagte er, „ich achte, ich verehre Sie! Die Schönheit bringt Ihnen ihre Huldigung dar; sie, die durch einen einzigen Blick Tausende beglückt, neigt sich vor Ihnen in den Staub.“

„Wer ist sie?“ fragte ich mit gedämpfter Stimme.

„Die Schönste in Venedig,“ erwiederte er; „die Nichte des Podesta.“

Dieser wunderbare Blick, die schöne Gestalt stand lebendig vor meiner Seele; unerklärliche Erinnerungen regten sich in mir, auch ich rief: „Sie ist schön!“

„Sie kennen mich gewiß nicht, Signor?“ sprach eine etwas bejahrte Dame, vor mich hintretend. „Es sind mehrere Jahre her, daß ich die Ehre hatte Ihre Bekanntschaft zu machen.“

Sie lächelte, reichte mir die Hand und sagte mir Dank wegen meiner Improvisation. Ich verbeugte mich höflich, ihre Züge kamen mir bekannt vor, aber wo und wann ich sie gesehen hatte, war mir nicht klar. Ich gestand es.

„Das ist ganz natürlich,“ versetzte sie, „wir haben uns nur Einmal gesehen, und zwar in Neapel; mein Bruder war Arzt; Sie haben ihn mit einem Herrn aus der Borghesischen Familie besucht.“

„Ach! Jetzt erinnere ich mich dessen," rief ich. „Ja, jetzt erkenne ich Sie wieder; am wenigsten aber erwartete ich, daß wir hier in Venedig uns begegnen sollten."

„Der Bruder, dessen Hauswesen ich führte," sprach sie weiter, „ist seit vier Jahren todt. Jetzt halte ich mich bei meinem älteren Bruder auf. Der Diener soll Ihnen unsere Adresse bringen. Meine Nichte ist ein sonderbares Kind! Sie will fort, auf der Stelle fort; ich muß mich darein fügen." Sie reichte mir die Hand und verließ den Salon.

„Glücklicher Mensch!" sagte Poggio. „Es war die Schwester des Podesta. Sie kennen sie, haben eine Einladung erhalten, halb Venedig wird Sie beneiden. Knöpfen Sie nur den Frack recht fest über das Herz zu, wenn Sie hinkommen, damit Sie nicht, wie die Meisten, verwundet werden."

Die Schöne war fort. Das Gefühl hatte sie augenblicklich zu meinen Füßen hingerissen, allein in demselben Moment regte sich jungfräuliche Scham und schüchterne Zurückhaltung; Angst und Schrecken trieben sie daher aus dem großen Kreise fort, dessen Aufmerksamkeit sie in Anspruch genommen hatte und welcher jetzt von Lob und Bewunderung wiederhallte, die uns Beiden zu Theil wurden. Die Königin der Schönheit hatte Alle bezaubert, ihr Herz war edel, wie ihre Formen.

Das Bewußtsein, etwas Gutes hervorgebracht zu haben, warf einen Lichtstrahl in meine Seele; ich empfand einen edlen Stolz, empfand das Glück, die Gabe der Poesie zu besitzen. Der Ruhm und die Liebe, welche mir von allen

Seiten begegneten, schmolzen jede Bitterkeit in meiner Seele; es war als erhöbe sich meine geistige Kraft reiner und besser nach ihrem herben Scheintode. Ich dachte an Flaminia und dachte an sie ohne Schmerz, sie würde ja schwesterlich meine Hand gedrückt haben. Ihre Worte, daß der Dichter nur das Göttliche, die Verherrlichung Gottes singen solle, erhellten klar meine Seele; mir war wieder Muth und Kraft geworden; eine milde Ruhe breitete sich über mein ganzes Wesen aus und zum ersten Mal seit langer, langer Zeit empfand ich die Freude wieder. Es war ein glücklicher Abend. Poggio stieß mit mir an; mit dem brüderlichen Du besiegelten wir den geschlossenen Freundschaftsbund.

Spät kam ich nach Hause; allein ich fühlte keine Müdigkeit. Der Mond schien so hell auf das Wasser in den Canälen herab, der Himmel war so hoch und blau. Mit dem frommen Glauben des Kindes faltete ich die Hände und betete: „Vater, vergieb mir meine Sünde! gieb mir Kraft, ein guter und edler Mensch zu sein! Dann darf ich wohl auch an Flaminia denken, mich der Schwester erinnern; stärke auch ihre Seele, möge sie nie von meinem Schmerze träumen. Sei uns gütig und gnädig, ewiger Gott!" Und jetzt war mir leicht ums Herz! Venedigs öde Canäle und die alten Paläste schienen mir eine schöne, schwimmende Feenwelt.

Den folgenden Morgen war ich sonderbar erheitert; ein edler Stolz regte sich in meiner Brust; ich war durch mein geistiges Vermögen glücklich und dankbar gegen Gott.

Ich nahm eine Gondel, um einen Besuch bei dem Podesta, dessen Schwester ich ja kannte, zu machen; ehrlich gesagt trieb mich auch das Verlangen, die junge Dame wieder zu sehen, die mir so lebhaft gehuldigt hatte und für die Königin der Schönheit galt.

„Palazzo d'Othello?" wiederholte der Gondolier und führte mich durch den großen Canal zu einem alten Gebäude, während er mir erzählte, daß der Mohr von Venedig, der seine schöne Gattin Desdemona erwürgt, darin gewohnt habe, und daß kein Engländer versäume, dies Haus zu besehen, als wäre es die Marcuskirche oder das Arsenal.

Sie nahmen mich dort Alle wie einen lieben Verwandten auf. Rosa, die bejahrte Schwester des Podesta, sprach von dem lieben hingeschiedenen Bruder, von dem lebendigen lustigen Neapel, das sie nun seit vier Jahren nicht gesehen hatte. „Ja!" fuhr sie fort, „Maria sehnt sich auch danach und wir reisen gewiß hin, wenn man sich dessen am wenigsten versieht; ich muß noch einmal, ehe ich sterbe, den Vesuv und das schöne Capri wiedersehen.

Maria trat ein; schwesterlich und doch mit zarter Verschämtheit reichte sie mir die Hand. Sie war schön, ja sie kam mir noch schöner wie gestern vor, als sie vor mir niederfiel. Poggio hatte Recht — so mußte die jüngste der Grazien erscheinen; kein weibliches Wesen besaß schönere Formen — vielleicht doch Lara? Ja Lara, das blinde Mädchen, in seiner dürftigen Kleidung mit dem kleinen Veilchenstrauß im Haare, war schön wie Maria in ihrer reichen Pracht. Die geschlossenen Augen hatten mein Herz

stärker angezogen, als dieser seltsam dunkle Feuerblick; jeder Zug war bei Lara Wehmuth, allein in dem offnen dunkeln Auge ruhte ein Friede, eine Freude, die Lara nie gekannt hatte. Es war so Vieles an ihr, das mich bewog, an das blinde Bettlermädchen zu denken, das sie nie gesehen hatte; ja selbst die sonderbare Ehrfurcht meines Herzens hier, wie vor etwas Höherem, bewog mich dazu. Mein geistiges Vermögen gewann größere Biegsamkeit, meine Beredsamkeit größere Fülle. Ich gefiel Allen hier, das fühlte ich, und Maria schien meinem Talent dieselbe Bewunderung zu spenden, welche ihre Schönheit mir abnöthigte.

Ich betrachtete sie wie ein Liebender die herrliche weibliche Statue, welche ihm das Bild seiner Geliebten vollendeter vor Augen stellt. In Marien fand ich Lara's Schönheit, beinahe wie in einem Spiegelbilde, und Flaminia's ganze schwesterliche Gesinnung; man mußte Vertrauen zu ihr fassen. Es war mir, als hätten wir uns lange gekannt.

XXVI.

Die Sängerin.

Ein großes Lebensereigniß liegt mir hier so nahe, daß es fast alles Andere verdrängt; wie die hohe Pinie des Waldes den Blick von dem niedern Gehölze abzieht; nur flüchtig schildere ich daher den Mittelgrund.

Ich kam oft in das Haus des Podesta. Ich sei ihr belebender Genius, sagten die Frauen. Signora Rosa erzählte von ihrem lieben Neapel und ich las die **divina commedia**, Alfieri und Nicolini laut vor; wie die Dichterwerke selbst, rissen mich Maria's Gefühl und Geist hin. Außerhalb dieses Hauses war Poggio mein liebster Umgang; man wußte es, und er wurde von dem Podesta eingeladen; er dankte es mir und äußerte, daß es mein und nicht sein Verdienst, daß es unsere Freundschaft sei, die ihn hinführe; die ganze venetianische Jugend würde ihn deshalb beneiden. Ueberall wurde mein Talent als Improvisator bewundert, ja so sehr geschätzt, daß kein Kreis mich entließ, bevor ich nicht ihren Wunsch, irgend einen Gegenstand zu besingen, erfüllt hatte. Die ersten Künstler reichten mir brüderlich die Hand und ermunterten mich, öffentlich aufzutreten, und ich folgte dieser Aufforderung wenigstens zum Theil, indem ich einen Abend in der **Accademia dell' arte** vor den Mitgliedern derselben über Dandolo's Zug nach Konstantinopel und über die

bronzenen Pferde auf der San Marcuskirche improvisirte, weshalb ich mit einem Diplom beehrt wurde. Ich war nun in die Gesellschaft aufgenommen.

Allein eine noch größere Freude harrte meiner in des Podesta Haus. Maria überreichte mir eines Tages eine kleine Schachtel, mit einem Halsband von schönen, bunten, unendlich kleinen, feinen und niedlichen, nur mit einem seidenen Faden zusammengereihten Muscheln. Es war ein Geschenk von den Unglücklichen in Lido, deren Wohlthäter ich genannt wurde.

„Es ist sehr schön!" sagte Maria.

„Das müssen Sie für Ihre Braut aufbewahren," bemerkte Signora Rosa. „Es ist ein schönes Geschenk für sie, und in der Absicht ist es auch gegeben."

„Für meine Braut?" wiederholte ich ernst, „ich habe keine — gewiß!"

„Aber sie wird kommen!" versetzte Signora Rosa. „Sie werden eine Braut, und zwar die schönste von Allen, bekommen."

„Nie!" rief ich, in dem Gefühle alles dessen, was ich verloren hatte, den Boden anstarrend.

Auch Maria blieb bei meinem Mißmuthe stumm. — Sie hatte sich so sehr darauf gefreut, mir das Geschenk zu überreichen, und es deshalb von Poggio erhalten, dem es eingehändigt worden war, und nun stand ich verstimmt da und verbarg meine Verstimmung so schlecht. Das Halsband hielt ich in der Hand, wie gern hätte ich es Marien geschenkt, allein Signora Rosa's Worte hemmten meinen Ent-

schluß. Maria hatte gewiß meinen Gedanken errathen, denn so wie ich mein Auge auf sie richtete, zog ein leichtes Erröthen über ihr Antlitz.

„Sie besuchen uns nur selten, gar zu selten!“ sagte eines Tags die Frau meines reichen Banquiers; „aber um desto öfter den Podesta. Nun, das ist ja auch viel ergötzlicher. Maria ist ja Venedigs erste Schönheit und Sie sind unser erster Improvisator! Sie ist auch eine sehr gute Partie. Das Mädchen soll ein prächtiges Gut in Calabrien besitzen; das ist ihr Erbe oder für die Erbschaft gekauft. Seien Sie dreist und es wird gelingen. Sie werden von ganz Venedig beneidet.“

„Wie können Sie glauben,“ erwiederte ich, „daß ein so eigennütziger Gedanke in mir wohne! — Ich bin so weit entfernt Maria zu lieben, als es Jemand sein kann. Ihre Schönheit ergreift mein Herz, wie alles Schöne, allein das ist keine Liebe, und daß sie Vermögen besitzt, giebt bei mir nicht den Ausschlag!“

„Nun, darauf muß man doch auch sehen!“ sagte die Frau vom Hause; „Liebe macht erst das Glück des Lebens aus, wenn Küche und Keller wohl versehen sind. — Von diesen muß man leben!“ — Sie lachte und reichte mir die Hand.

Es erbitterte mich, daß man von mir so denken, ja sogar reden könne. Ich beschloß, das Haus des Podesta seltner zu besuchen, wie theuer mir auch Alle da waren. — Ich hatte gedacht, den Abend dort zuzubringen, jetzt änderte ich meinen Entschluß. Mein Blut war in Wallung

gekommen. „Nein!“ dachte ich, „warum mich ärgern? Heiter will ich sein. Das Leben ist schön, wenn man es nur selbst will. Ich bin frei! Niemand soll auf mich einwirken, habe ich denn nicht Kraft und Willen?“

Bei dunklem Abende trieb ich mich allein in den engen Straßen umher, wo die Häuser sich berührten und wo deswegen der schmale Raum hell erleuchtet war und die Leute sich an einander drängten. — In langen Strahlen schimmerte der Lichtschein in dem großen Canal, schnell schossen die Gondeln unter dem einzigen hohen Bogen hin, der die Brücke trägt. Es ertönte Gesang, das Lied von Kuß und Liebe, und wie die Schlange an dem Baume der Erkenntniß, zeigte er mir das schöne Antlitz der Sünde.

Ich kehrte wieder in die engen Gassen zurück; da stand vor mir ein heller als die übrigen erleuchtetes Haus, eine Menge Leute gingen hinein. Es war eins der kleineren Theater Venedigs, San Luca, glaube ich, heißt es. Eine kleine Truppe gab dort Opern, täglich zweimal dieselbe Vorstellung, wie im **Teatro Fenice** in Neapel. Um vier Uhr Nachmittags begann die erste Vorstellung des Stücks und ging zu Ende gegen sechs; die zweite begann alsdann um acht Uhr. Das Entrée war sehr billig, aber etwas Besonderes da zu sehen durfte man nicht erwarten. Jedoch das Verlangen des geringeren Volks, Musik zu hören, und die Neugierde der Fremden bewirkten sehr oft ein recht volles Haus, und zwar bei beiden Vorstellungen. Auf dem Anschlagzettel las ich: **Donna Caritea regina di Spagna**; Musik von Mercadante. —

„Du kannst ja wieder gehen, wenn du dich langweilst," sagte ich zu mir selbst. „Die hübschen Weiber will ich mir ansehen; mein Blut ist warm, mein Herz klopft wie Bernardo's, wie Federigo's Herz, man soll nicht den Knaben aus der Campagna mit der Ziegenmilch im Blute verhöhnen. — Wäre ich immer leichtsinnig gewesen, wie ich es jetzt sein will, hätte ich gewiß noch größeres Glück gemacht. Ja, das Leben ist kurz! Das Alter bringt Kälte und Eis!" —

Ich ging hinein, erhielt ein kleines schmutziges Billet und wurde in eine Loge, zunächst an der Bühne, geführt. Es waren zwei Reihen Logen da; der Zuschauerplatz war sehr tief, aber die Scene selbst kam mir wie ein Präsentirteller vor; viel Leute könnten dort kaum Platz finden, und dennoch wurde eine Ritteroper mit Gefechten und Aufzügen gegeben. Die Logen waren von innen schmutzig und zerrissen, die Decke schien das ganze Gebäude zu erdrücken. Ein Bursche in Hemdärmeln erschien, die Lampen anzuzünden. Die Leute im Parterre plauderten laut; die Musiker traten ins Orchester, sie konnten höchstens ein Quartett ausführen. Jedes Einzelne zeigte nur zu deutlich, was das Ganze werden würde, allein den ersten Act wollte ich doch aushalten.

Ich betrachtete die Damen ringsum. Keine gefiel mir; jetzt trat ein junger Herr in die Nebenloge — ich hatte ihn früher in Gesellschaften gesehen. Er lächelte, reichte mir die Hand und hatte nicht vermuthet, daß wir hier zusammentreffen würden. „Allein," flüsterte er, „man kann hier oft eine recht angenehme Nachbarschaft erhalten. — In der

matten Mondbeleuchtung lassen sich leicht Bekanntschaften machen!“

Er plauderte fort; es wurde gezischt, denn die Ouvertüre begann. — Sie klang sehr traurig. Der Vorhang rollte in die Höhe. Das ganze Chor bestand nur aus drei Herren und zwei Damen, die aussahen, als wären sie von der Feldarbeit geholt und nun in ritterliche Anzüge gesteckt worden.

„Nun!“ sagte mein Nachbar, „die Solorollen sind zuweilen nicht übel besetzt. Hier ist ein Komiker, der auf jeder großen Bühne auftreten könnte. — Ach, du mein Gott!“ unterbrach er sich, indem die Königin des Stücks mit zwei Damen auftrat. — „Sollen wir diese heute hören! Ja, da geb' ich keinen halben Zwanziger für das Ganze. — Jeannette wäre viel besser gewesen.“

Die Auftretende war eine kleine unansehnliche Gestalt, mit einem feinen scharfen Gesicht und tiefliegenden dunkeln Augen. Es war die Armuth, die als Königin auftrat, dennoch erschien sie mit einem Anstand, der gegen das Ganze grell abstach und mich in Verwunderung setzte. — Einem jungen schönen Mädchen würde er trefflich gestanden haben. — Sie trat den Lampen näher — mein Herz begann heftig zu klopfen, ich wagte kaum nach ihrem Namen zu fragen; ich glaubte, daß meine Augen mich täuschten. — „Wie heißt sie?“

„Annunziata,“ war die Antwort. „Singen kann sie nicht, und zu sehen ist nicht viel an dem kleinen Gerippe.“

Wie ätzendes Gift fiel jedes Wort auf mein Herz; ich saß wie festgewurzelt da, das Auge unbeweglich auf sie gerichtet. Sie sang. Nein, das war Annunziata's Stimme nicht! Diese erhob sich matt, tonlos und unsicher.

„Es sind wirklich Spuren einer guten Schule vorhanden,“ sagte mein Nachbar, „allein die Kräfte wollen nicht mehr ausreichen.“

„Sie ist,“ stammelte ich, „einer Namensschwester, einer jungen Spanierin, Annunziata, die einst in Rom und Neapel glänzte, nicht ähnlich.“

„Doch!“ gab er zur Antwort, „sie ist es selbst. Vor sechs bis sieben Jahren saß sie noch auf dem hohen Pferde. Da war sie jung und soll eine Stimme wie die Malibran gehabt haben; aber jetzt ist die Vergoldung fort: das ist im Grunde das Loos aller solcher Talente. Einige Jahre glänzen sie in ihrer Mittagshöhe. Von der Bewunderung verblendet merken sie nicht, daß sie abwärts gehen. Sie ziehen sich nicht klüglich zurück, während die Glorie sie von außen umstrahlt. Das Publicum merkt zuerst die Veränderung, und das ist eben das Traurige! Gewöhnlich führen auch diese guten Damen ein so lustiges Leben, daß der Gewinn ebenfalls verdunstet ist, und dann geht es mit schnellen Schritten bergab. Sie haben sie wohl in Rom gesehen?“ fragte er.

„O ja, einige Mal!“ gab ich zur Antwort.

„Es muß eine häßliche Verwandlung sein, doch im Grunde am traurigsten für sie!“ versetzte er. „Sie soll in einer langen, schweren Krankheit die Stimme verloren haben;

es ist schon vier bis fünf Jahre her, allein das ist nicht die Sache des Publicums. Sie werden doch eine alte Bekanntschaft applaudiren? Ich werde helfen! Es wird die Alte freuen." Er klatschte nun, als die Königin die Bühne verließ, aus allen Kräften, Einige im Parterre folgten seinem Beispiele; allein es ertönte auch ein starkes Zischen. — Es war wirklich Annunziata!

„**Fuimus Troes!**" flüsterte mein Nachbar. Jetzt trat der Held im Stücke auf; dieser wurde von einem recht hübschen, jungen, üppig geformten Mädchen mit brennenden Blicken gespielt. Sie wurde mit Bravo und Beifallklatschen empfangen. Alle alten Erinnerungen stürmten auf meine Seele ein: das Entzücken und Jauchzen der Römer über Annunziata, ihr Triumphzug, meine leidenschaftliche Liebe, Alles. Bernardo hatte sie also verlassen! Oder hatte sie ihn nicht geliebt? Ich sah ja doch selbst, wie sie ihren Kopf zu ihm hinabneigte, ihre Lippen an seine Stirne drückte. Er hatte sie verlassen, sie verlassen, als sie krank wurde, als ihre Schönheit schwand! — nur dieser hatte er gehuldigt!

Sie betrat die Bühne wieder. Wie leidend und alt sah sie doch aus! — sie war eine geschminkte Leiche, vor der ich erschrak. — Ich fühlte mich gegen Bernardo erbittert, daß er sie wegen des Verlustes ihrer Schönheit verlassen konnte, und dennoch verwundete mich eben dieser so tief. Das Geistige in Annunziata mußte aber doch noch unverändert sein!

„Sind Sie unwohl?“ fragte mich der Fremde, denn ich war leichenblaß geworden.

„Hier ist es drückend schwül!“ entgegnete ich, stand auf, verließ die Loge und kam ins Freie. Ich eilte durch die engen Gassen; tausend Gefühle bewegten meine Brust; ich wußte selbst nicht, wohin die Schritte mich trugen. — Ich stand wieder vor dem Theater; ein Bursche nahm so eben den Anschlagzettel herab, um einen neuen für den nächsten Tag anzukleben.

„Wo wohnt Annunziata?“ fragte ich ihn. Er drehte sich um, sah mich an und wiederholte: „Annunziata? Signor meint wohl Aurelia, die die Männerrolle drinnen gab? Ich werde Sie hinbringen, aber sie ist noch beschäftigt.“

„Oh nein, nein!“ erwiederte ich, „Annunziata! — Die, welche die Partie der Königin singt.“

Der Bursche maß mich mit dem Auge. „Die kleine Hagere?“ fragte er. „Sie ist, glaube ich, nicht an Besuche gewöhnt, allein das hat seine guten Gründe! Ich werde Ihnen, Signor, das Haus zeigen; allein Sie können sie erst in einer Stunde sprechen, wenn die Oper aus ist.“

„Erwartet mich dann hier,“ sagte ich, stieg in eine Gondel und ließ den Ruderer mich herum führen, wohin er wollte. — Meine Seele war tief betrübt; ich mußte Annunziata noch einmal sehen, mit ihr reden. Sie war unglücklich! Ach, was konnte ich für sie thun? Schmerz und Trauer trieben mich fort.

Nach Verlauf einer Stunde langte die Gondel vor dem Theater an, wo der Bursche meiner harrte.

Durch die lange enge Gasse führte er mich nach einem alten verfallenen Hause; hoch oben unter dem Dache brannte ein Licht. Er zeigte hinauf.

„Wohnt sie dort?" rief ich.

„Ich werde Eccellenza führen!" Er zog an der Glockenschnur.

„Wer ist da?" fragte eine weibliche Stimme von oben.

„Marco Lugano!" erwiederte er und die Thüre ging auf. Es war dunkle Nacht drinnen. Die Lampe vor dem kleinen Madonnenbilde war ausgegangen, nur der rothe Docht glimmte wie ein blutiger Punkt. Ich hielt mich dicht an den Burschen. Eine Thüre wurde ganz oben geöffnet, wir sahen den Lichtstrahl hinabgleiten. „Jetzt wird sie selbst kommen," sagte der Bursche. Ich steckte ihm ein Paar Zwanziger in die Hand; mit vielfachem Dank eilte er von dannen und ich tappte die letzte Treppe hinauf.

„Sind für morgen Veränderungen bestellt, Marco Lugano?" hörte ich die Stimme fragen; es war die Annunziata's. Sie stand in der Thüre; ein kleines seidenes Tuch war um das Haar gebunden, ein dunkler weiter Oberrock hing locker um sie.

„Falle nicht, Marco!" sagte sie, mir voran in das Zimmer tretend; ich folgte ihr.

„Wer sind Sie? Was suchen Sie hier?" fragte sie erschrocken, als sie entdeckte, daß ich nicht Marco sei.

„Annunziata!" rief ich schmerzlich. Sie starrte mich an.

„Jesus Maria!“ rief sie und verbarg ihr Gesicht in die Hände.

„Ein Freund!“ stammelte ich, „ein früherer Bekannter, dem Sie einmal viel Glück, viele Freude gespendet, sucht Sie auf und wagt, Ihnen die Hand zu reichen.“

Sie nahm die Hände von dem Gesichte; leichenblaß stand sie da, nur das geistvolle Auge brannte. — Aelter war Annunziata zwar geworden, ein Bild des Leidens, aber noch waren Ueberreste von Schönheit da, es war noch derselbe seelenvolle Blick, aber von Wehmuth umschleiert.

„Antonio!“ sagte sie, und eine Thräne trat ihr ins Auge, „so müssen wir uns wieder begegnen! Verlassen Sie mich. Unsere Wege gehen weit aus einander, der Ihrige hinauf zu dem Glücke, der meinige abwärts — auch zum Glücke!“ seufzte sie schmerzlich.

„Stoßen Sie mich nicht von sich!“ rief ich; „als Freund, als Bruder erscheine ich jetzt — mein Herz hat mich hergetrieben. Sie sind unglücklich, Sie, welcher Tausende Ihrer Freunde zujauchzten, durch welche Tausende sich glücklich fühlten!“

„Das Rad der Fortuna dreht sich,“ sagte sie, „das Glück folgt nur der Jugend und Schönheit; vor ihren Triumphwagen spannt sich die Welt. Herz und Verstand sind die schlechteste Mitgabe der Natur, sie werden über Jugend und Schönheit vergessen, und die Welt hat immer Recht!“

„Sie sind krank gewesen, Annunziata?“ stammelten meine bebenden Lippen.

„Krank, sehr krank, beinahe ein Jahr lang; allein es brachte mir nicht den Tod, nur die Jugend starb!“ fuhr sie mit bitterm Lächeln fort. „Die Stimme starb und das Publicum blieb stumm bei dem Anblick dieser zwei Leichen in Einem Körper! Die Aerzte sagten, daß beide nur scheintodt wären, und der Körper glaubte es. Der Körper brauchte Kleidung und Nahrung und gab zwei Jahre lang seinen Reichthum dafür hin; dann mußte er sich schminken und wieder auftreten, als wären die Todten noch am Leben; allein daß man nicht darüber erschrecken möchte, trat er im Schatten auf; auf der kleineren Bühne, wo nur wenige Lampen brannten, wo Alles Halbdunkel war, zeigte er sich wieder. Dennoch wurde bald bemerkt, daß Jugend und Stimme gestorben, begrabene Leichen wären. Annunziata ist gestorben, dort hängt ihr lebendiges Bild.“ Sie zeigte auf die Wand.

In dem ärmlichen Zimmer hing ein Gemälde, ein Brustbild im reichen goldnen Rahmen, der gegen die Armuth ringsum sonderbar abstach. Es war Annunziata's Bild, als Dido gemalt; es war ihr leibhaftes Bild, wie sie vor meiner Seele stand, das geistig schöne Gesicht mit dem Stolz auf der Stirne. Ich sah auf die wirkliche Annunziata hinab; sie hielt die Hände vor das Gesicht und weinte.

„Verlassen Sie mich! Vergessen Sie mein Dasein, wie die Welt es vergessen hat!“ flehte sie, mit der Hand winkend.

„Ich kann nicht, kann Sie nicht so verlassen!“ ent-

gegnete ich. „Madonna ist gut und gnädig, Madonna wird uns Allen helfen.“

„Antonio,“ sagte sie ernst, „können Sie meiner im Unglücke spotten? — Nein! Sie sind nicht wie die übrige Welt; den Glauben haben Sie mir schon einmal eingeflößt. — Allein ich begreife Sie nicht; als Alle mir noch Beifall zujauchzten, als die Welt Schmeichelei und Lob an mich verschwendete, verließen Sie mich, verließen mich so ganz, und nun, da jeder Glanz verschwunden ist, der die Welt entzückte, da Alle mich wie einen fremden, gleichgültigen Gegenstand betrachten, suchen Sie mich auf, kommen Sie zu mir!“

„Sie haben mich ja selbst von sich gestoßen,“ rief ich, „hinaus in die Welt gestoßen! Mein Geschick, mein Verhängniß“ — fuhr ich in sanfterem Tone fort — „trieb mich in die Welt hinaus.“

Sie blieb stumm, allein ihr Blick weilte sonderbar starr auf mir. Es schien, als wollte sie reden; die Lippen bewegten sich, aber sie schwieg. Ein tiefer Seufzer stieg aus ihrer Brust; sie schlug das Auge auf, aber es senkte sich wieder zur Erde. Sie ließ ihre Hand über die Stirn hingleiten. Es war, als ginge ein nur von ihr und Gott gekannter Gedanke durch ihren Kopf.

„Ich habe Sie wiedergesehen,“ sagte sie endlich, „Sie noch einmal in dieser Welt gesehen! Ich fühle, daß Sie ein guter, ein edler Mensch sind. Sie werden glücklicher als ich werden. Der Schwan hat ausgesungen; die Schönheit ist verblüht; ich bin ganz einsam! Von der glücklichen

Annunziata ist nur das Bild an der Wand übrig geblieben. Ich habe eine Bitte an Sie; Sie werden mir diese nicht abschlagen. Annunziata, die Sie einst erfreute, ersucht Sie darum."

„Alles, Alles verspreche ich!" rief ich und drückte ihre Hand an meine Lippen.

„Betrachten Sie als einen Traum, was Sie heute Abend gesehen; begegnen wir uns ferner in der Welt, so kennen wir uns nicht. Jetzt scheiden wir!" Sie reichte mir die Hand. „In einer besseren Welt sehen wir uns wieder! Hier trennen sich unsere Wege. Lebe wohl, Antonio! Leben Sie wohl!"

Da sank ich vom Schmerz überwältigt vor ihr nieder. Ich wußte von nichts mehr; sie lenkte mich wie ein Kind und ich weinte wie ein solches. „Ich komme — ich komme wieder!" sagte ich und verließ sie.

„Leben Sie wohl!" hörte ich sie sagen, aber ich sah sie nicht mehr. Alles war die Treppe hinab dunkel, auch in der Gasse.

„Gott! wie unglücklich können doch deine Geschöpfe werden!" jammerte ich. Es kam kein Schlaf in meine Augen; es war eine Nacht der Trauer.

Unter tausend gefaßten und wieder aufgegebenen Plänen ging der folgende Tag hin. Tief fühlte ich meine Armuth, ich war ja nur ein aus der Campagna genommener armer Junge; meine größere Geistesfreiheit hatte mich ja eben in die Fessel der Abhängigkeit gelegt, aber mein Talent schien mir eine glänzendere Bahn zu eröffnen. Konnte

sie glänzender werden, als die Annunziatens, und — wie hatte diese geendet? Der brausende Strom, der mit Wasserfällen und Regenbogen strahlte, endete in den pontinischen Sümpfen des Elends.

Noch einmal mußte ich Annunziata sehen und mit ihr reden. Am zweiten Tage nach unserm Zusammentreffen stieg ich wieder die engen, dunkeln Treppen hinauf. Die Thür war verschlossen, ich klopfte an. Ein altes Mütterchen öffnete die Thür gegenüber und fragte, ob ich vielleicht das Zimmer besehen wollte; es sei zu haben, aber gewiß zu klein für mich.

„Aber die Sängerin?" fragte ich.

„Sie ist ausgezogen," erwiederte die Alte, „schon gestern ausgezogen; abgereist sogar, glaub' ich — Alles ging in gewaltiger Eile."

„Wißt Ihr nicht, wohin?" fragte ich.

„Nein, sie hat kein Wort davon fallen lassen. Allein sie sind nach Padua oder Triest oder nach Ferrara gezogen, oder nach irgend einem dieser Orte, deren so viele sind." Sie öffnete die Thür und zeigte mir das leere Zimmer.

Ich eilte nach dem Theater. Die Truppe hatte gestern die letzte Vorstellung gegeben; Alles war verschlossen. — Sie war fort, die unglückliche Annunziata. Bernardo ist doch allein an ihrem Unglück, an der ganzen Richtung, die mein Leben genommen hat, Schuld. Wäre er nicht gewesen, hätte sie mich lieben können, so würde ihre Liebe meinem Geiste größere Kraft und Entwickelung verliehen haben. Hätte ich sie damals begleitet und wäre als Improvisator

aufgetreten, so würde mein Triumph sich vielleicht an den ihrigen geknüpft haben; wir hätten die Plätze getauscht. Alles wäre dann anders geworden, der Gram hätte dann ihre Stirn nicht gefurcht!

XXVII.

Poggio. Annunziata. Maria.

Poggio besuchte mich und scherzte über meine Verstimmung, allein ich konnte ihm die Ursache davon nicht sagen; Niemanden konnte ich sie sagen.

„Du siehst ja aus, als wehe ein schlimmer Sirocco; kommt diese schwüle Luft vom Herzen her? Der kleine Vogel drinnen möchte verbrennen, und da er kein Vogel Phönix ist, kann ihm nicht damit gedient sein. Er muß zuweilen hinausfliegen, von den rothen Beeren auf dem Felde, von den feinen Rosen auf den Balconen naschen; das thut mein Vogel und befindet sich wohl dabei, hat immer treffliche Laune, singt Lustigkeit in mein Blut, in mein ganzes Wesen hinein, und daher mein köstlicher Humor. Das kannst Du auch haben und solltest es auch. Ein Dichter muß einen gesunden Vogel in der Brust haben, der sowohl Rosen als Beeren, die sauren wie die süßen, kennt, den trüben und den klaren Himmel!“

„Das ist eine schöne Idee von einem Dichter!“ rief ich.

„Christus wurde ein Mensch wie wir Anderen, stieg selbst in die Hölle zu den Verdammten hinab! Das Göttliche muß sich mit dem Irdischen mischen, soll ein tüchtiges Product herauskommen — allein es ist ja eine treffliche Vorlesung, die ich da anfange. Eine sollte ich freilich halten, das habe ich versprochen, allein ich glaube doch — über ein ganz andres Thema. Was bedeutet das, daß der Herr auf einmal seine Freunde verläßt? Drei Tage lang ist er nicht in dem Hause des Podesta gewesen. Das ist häßlich, sehr häßlich von ihm; die Familie ist auch böse. Noch heute mußt Du hin und, wie ein zweiter Friedrich Barbarossa, knieend die Steigbügel halten. In drei Tagen nicht bei Podesta's gewesen! sagt mir Signora Rosa. Was soll denn das bedeuten?

„Ich habe mich nicht wohl befunden, bin gar nicht aus dem Hause gewesen.“

„Hoho, lieber Freund, das wissen wir besser! Vor einigen Abenden bist Du ja in der Oper gewesen, hast **la Regina di Spagna** gesehen, wo die kleine Aurelia als Ritter auftritt; das ist ein kleiner **Orlando furioso**, aber die Eroberung kann ja keine grauen Haare machen — sie ist ja nicht so schwer. Wie dem nun auch sei, so folgst Du mir diesen Mittag zu dem Podesta; wir sind eingeladen und ich habe die Hand darauf gegeben, Dich mitzubringen.“

„Poggio!“ sprach ich ernst, „ich will Dir sagen, warum ich nicht dagewesen bin, warum ich seltener hingehen werde.“ Ich erzählte ihm nun, was die Frau des Banquiers mir zugeflüstert hatte, daß Venedig davon spreche, es sei meine

Absicht, die schöne Maria gewinnen zu wollen, welche Vermögen, ein Gut in Calabrien besäße.

„Nun!“ rief Poggio, „das ließ' ich gern von mir sagen, und deshalb willst Du nicht hinkommen? Freilich sagen es die Leute, ich glaube es sogar selbst, denn es ist ja so natürlich! Aber wir mögen Recht oder Unrecht haben, so ist das kein Grund, unartig gegen die Familie zu sein. Maria ist schön, sehr schön, hat Verstand und Gefühl, und Du liebst sie ja auch, das habe ich deutlich gemerkt.“

„Nein! nein!“ rief ich, „ich habe gar nicht an Liebe gedacht. Maria hat viel Aehnlichkeit mit einem blinden Kinde, das ich einmal gesehn; einem Kinde, das mich wunderbar anzog, so wie Kinder es können. Diese Aehnlichkeit bei Maria hat mich ergriffen und meinen Blick auf sie gerichtet.“

„Maria ist auch blind gewesen,“ sagte Poggio ernster; „sie ist blind von Griechenland hergekommen; ihr Oheim, der Arzt in Neapel, hat sie operirt.“

„Meine Blinde war nicht Maria!“ sagte ich.

„Deine Blinde!“ wiederholte Poggio lustig. „Das wird wohl eine wunderbare Person sein, das blinde Kind, das Dich treibt, Maria anzustarren und Aehnlichkeiten zu finden. Nun, das ist wohl in Bildern gesprochen; es ist der kleine blinde Amor, mit dem Du einmal Bekanntschaft gemacht hast, und er treibt Dich nun, Marien anzusehen. Du gestehst es ja selbst; ehe wir es uns versehen, wird die Vermählung declarirt und Ihr zieht von Venedig fort.“

„Nein, Poggio!“ rief ich; „Du beleidigst mich durch diese Rede. Ich heirathe nie, mein Liebestraum ist aus,

ich werde ihn nie, kann ihn nie wieder träumen. Bei dem ewigen Gott und allen Heiligen! nie will ich oder kann ich —."

„Still, still, und schwöre nicht!" unterbrach mich Poggio; „ich will Dir glauben und allen Leuten widersprechen, die da versichern, daß Du Maria liebst und daß Ihr ein Paar sein werdet; aber schwöre nicht, nie zu heirathen; vielleicht ist die Hochzeit näher, als Du glaubst; vielleicht bereits in diesem Jahre — es ist leicht möglich." —

„Die Deinige vielleicht, — meine nie!"

„Ei! Du glaubst, daß ich heirathen werde?" rief Poggio. „Nein, lieber Freund! eine Frau ist mir zu theuer — das Vergnügen kostet zu viel."

„Du wirst früher als ich Hochzeit machen," erwiederte ich. „Vielleicht wird selbst die schöne Maria die Deinige werden, und während Venedig sagt, daß ich ihr die Hand reichen werde, bist Du es, dem sie die ihrige reicht."

„Das wäre eine schlechte Wahl!" rief er lachend. „Nein, ich gönne ihr einen bessern Gatten als mich. Wetten wir," fuhr er fort, „Du wirst heirathen, sei es nun Maria oder eine andere Signora; Du wirst Ehemann werden und ich Junggeselle bleiben. Wetten wir zwei Flaschen Champagner, die an Deinem Hochzeitstage getrunken werden sollen."

„Diese Wette wage ich!" entgegnete ich lächelnd. Nun mußte ich ihm nach dem Hause des Podesta folgen. Die alte Signora Rosa schmollte mit mir, der Podesta auch. Maria schwieg; mein Auge ruhte auf ihr — Venedig wollte ja wissen, daß sie meine Braut sei. Signora Rosa stieß mit mir an.

„Keine Frau darf auf das Wohlergehen unsers Improvisators trinken!“ sagte Poggio. „Er hat dem schönen Geschlechte ewigen Haß geschworen und will nie heirathen.“

„Ewigen Haß?“ entgegnete ich; „wenn ich auch nicht heirathe, kann ich ja doch das Schöne an dem Geschlechte, das alle Verhältnisse des Lebens verschönt und belebt, schätzen und verehren.“

„Nicht heirathen?“ rief der Podesta; „das ist der schlechteste Gedanke, den Ihr Genie noch geboren hat; und schön ist es eben auch nicht vom Freunde,“ — indem er sich scherzend an Poggio wandte — „ihn auszusprechen.“

„Nur um ihn zu beschämen!“ versetzte Poggio. „Er könnte sich sonst leicht in diesen seinen schlechten Gedanken verlieben und, weil derselbe so glänzend ist, ihn für originell halten und sich im Ernst aneignen.“

Man scherzte mit mir und neckte mich, ich mußte heiter sein; köstliche Gerichte und trefflicher Wein wurden uns vorgesetzt. Ich gedachte der Armuth Annunziatens; ach vielleicht hungerte sie sogar!

„Sie haben versprochen, uns Silvio Pellico's Werke vorzulesen,“ sagte Signora Rosa, als ich fortging. „Vergessen Sie es nicht und kommen Sie hübsch alle Tage zu uns. Sie haben uns nun einmal verwöhnt, und Niemand in Venedig kann es dankbarer erkennen.“

Ich kam also, und kam sehr oft, denn ich empfand, wie werth ich ihnen sei.

Beinahe ein Monat war seit meinem vorerwähnten Gespräch mit Poggio vergangen und es war mir noch nicht

gelungen, Annunziata zu erfragen. Ich mußte einem Zufall vertrauen, der den einmal zerrissenen Faden wieder anknüpfen würde.

Eines Abends, den ich im Hause des Podesta zubrachte, kam mir Maria seltsam gedankenvoll vor; ein lebhafter Schmerz sprach sich in ihren Zügen aus. Ich hatte ihr und Signora Rosa vorgelesen; selbst während dessen schien sie mir zerstreut. Signora Rosa verließ das Zimmer. Noch nie war ich mit Maria allein gewesen; eine seltsame, unerklärliche Ahnung, als stände mir ein Unheil bevor, erfüllte meine Brust. Ich suchte ein Gespräch von Silvio Pellico und von der Einwirkung des politischen Lebens auf seinen Dichtergeist anzufangen.

„Signor Abbate!“ unterbrach sie mich, indem sie kein Wort von meiner Rede gehört, sondern ihre ganzen Gedanken auf einen Gegenstand gerichtet zu haben schien. „Antonio!“ fuhr sie mit bebender Stimme und glühenden Wangen fort, „ich muß mit Ihnen reden, ich habe einer Sterbenden die Hand darauf gegeben, daß ich es thun wollte.“ Sie hielt inne; ich stand, von diesen Worten ergriffen, schweigend da.

„Wir sind einander ja doch nicht so fremd!“ versetzte sie, „und doch ist mir dieser Augenblick gar zu schrecklich.“ Sie war leichenblaß geworden.

„Gütiger Gott!“ rief ich, „was ist vorgefallen?“

„Gottes wunderbare Fügung hat mich in die Begebenheiten Ihres Lebens hineingezogen, mich eines Geheimnisses, eines Verhältnisses theilhaftig gemacht, das kein Fremder

kennen lernen sollte. Aber meine Lippen sind stumm; was ich der Sterbenden versprach, habe ich Niemanden, selbst nicht der guten Rosa gesagt.“ Sie zog ein kleines Packet hervor. „Dies ist für Sie bestimmt,“ fuhr sie fort; „das wird ihnen hoffentlich Alles sagen. Ich habe versprochen, es in ihre Hände liefern. Seit zwei Tagen trage ich es mit mir herum; ich wußte nicht, wie ich mein Versprechen erfüllen sollte; nun ist es gelös't! Schweigen Sie, wie ich schweigen werde.“

„Woher kommt es?“ fragte ich. „Darf ich es nicht wissen?“

„Gütiger Gott!“ rief sie seufzend, das Zimmer schnell verlassend. Ich eilte nach Hause und öffnete das kleine Briefpacket. Es lagen darin verschiedene lose Papiere. Das erste, was ich erblickte, war meine eigne Handschrift, ein kleiner, mit Bleistift geschriebener Vers, unter welchem mit Dinte drei schwarze Kreuze, als sei es eine Grabschrift, gezeichnet waren. Es war das Gedicht, das ich zu Annunziatens Füßen warf, das erste Mal, als ich sie sah.

„Annunziata!“ seufzte ich tief. „Ewige Mutter Gottes! es kommt von ihr.“

Unter den Papieren lag ein kleiner, versiegelter Brief mit der Aufschrift: „An Antonio.“ Ich riß ihn auf; ja, er war von ihr. Die Hälfte war dieselbe Nacht, als ich des Abends bei ihr gewesen, geschrieben; die untersten Zeilen schienen von späterem Datum. Sie waren blaß und mit Zittern geschrieben. Ich las:

„Ich habe Dich gesehen, Antonio, Dich noch einmal

„gesehen! Es war mein einziger Wunsch, und dennoch „fürchtete ich diesen Augenblick wie den Tod, der doch „Glück bringt. Es ist nur wenige Stunden her, seitdem „mein Auge Dich sah — wenn Du dies liesest, sind es „vielleicht Monate her — aber länger gewiß nicht. Man „erzählt ja, daß, wer sich selbst sieht, kurz nachher sterben „muß. Du bist die Hälfte meiner Seele; nur Du warst „mein Gedanke! Dich habe ich gesehen, mich hast Du „in meinem Glück, wie in meinem Elend gesehen! Du bist „der Einzige, der die arme, vergessene Annunziata noch hat „kennen wollen. Allein ich habe es auch verdient, Antonio! „Jetzt darf ich es Dir sagen, denn wenn Du dies liesest, „bin ich todt — ich liebte Dich, habe Dich geliebt von mei- „nen glücklichen Tagen an bis zu meinem letzten Augen- „blick. Madonna wollte nicht, daß wir auf dieser Welt ver- „eint sein sollten, darum hat sie uns getrennt."

„Ich wußte von Deiner Liebe, noch bevor Du an „jenem unglücklichen Abend, als dein Schuß Bernardo traf, „mir sie gestandest. Mein Schmerz über das Unglück, das „uns trennte, der große Jammer, der mein Herz zerriß, „banden meine Zunge; ich verbarg mein Gesicht an dem „Busen des Todtgeglaubten, und Du warst fort — ich „sah Dich nicht mehr. Bernardo war nicht tödtlich verwun- „det, ich verließ ihn nicht eher, als bis mir diese Gewißheit „geworden war. — Hat dies Zweifel an meiner Liebe in „Dir erregt? — Ich wußte nicht, was aus Dir geworden „war, und konnte es nicht erfahren. Einige Tage darauf „kam ein seltsames, altes Weib zu mir und reichte mir ein

„Blatt, worauf Du geschrieben hattest: „„Ich reise nach „Neapel.““

„Dein Name stand darunter; sie sagte, daß Du einen „Paß und Geld brauchtest. Ich überredete Bernardo, sei„nen Oheim, den Senator, darum anzugehen. Damals war „mein Wunsch ein Befehl und meine Worte hatten Kraft; „ich erhielt, was ich wünschte. Bernardo war auch um Dich „besorgt. Er wurde wieder hergestellt, und er liebte mich, — „liebte mich aufrichtig, glaube ich, aber nur Du erfülltest „meine Gedanken. Er verließ Rom, ich mußte nach Nea„pel; die Krankheit meiner alten Freundin zwang mich, „einen Monat in **Mola di Gaeta** zu bleiben. Als wir „später nach Neapel kamen, hörte ich von einem jungen „Improvisator Cenci, der an dem Abend meiner Ankunft „in San Carlo aufgetreten war. Ich ahnte, daß Du es seiest, „und erhielt bald die Gewißheit davon. Meine alte Freun„din schrieb sogleich an Dich und nannte zwar unsere Namen „nicht, gab aber unsere Wohnung an. Du kamst nicht; sie „schrieb wieder, zwar auch ohne Namen, allein Du mußt „erfahren haben, woher es kam. Sie schrieb: „„Kommen „Sie, Antonio! Der Schrecken von dem letzten unglück„lichen Augenblicke, als wir zusammen waren, ist glücklich „überstanden. Kommen Sie bald — betrachten Sie es als „ein Mißverständniß — Alles kann noch gut werden, ver„schieben Sie nur keinen Augenblick unser Wiedersehen.““ „Aber Du kamst nicht. Ich erfuhr, daß Du die Briefe ge„lesen hattest und sogleich abgereis't, nach Rom zurückge„reis't warst. Was mußte ich glauben? — Deine Liebe war

„schon verschwunden. Auch ich war stolz, Antonio! Die „Welt hatte meine Seele eitel gemacht."

„Ich vergaß Dich nicht, ich gab Dich nur auf — und „litt sehr viel dabei. Meine alte Freundin starb, ihr Bruder „folgte bald nach. Sie waren mir Eltern gewesen; ich stand „jetzt ganz allein in der Welt, allein ich war ja ihr Liebling, „war jung und schön, glänzend durch meinen Gesang. Das „war das letzte Jahr meines Lebens. Während einer Reise „nach Bologna wurde ich krank, sehr krank, mein Herz litt.

„Ich ahnte nicht, Antonio, daß Du meiner liebevoll „gedenken, daß Du einmal, nachdem das ganze Glück der „Welt von mir gewichen war, noch einen Kuß auf meine „Hände drücken würdest. — Ein Jahr lag ich krank dar„nieder, mein in den zwei Jahren, wo ich als Sängerin „aufgetreten war, gesammeltes Vermögen schmolz zusammen, „— ich wurde arm, und doppelt arm, denn meine Stimme „war dahin und die Krankheit hatte mich entkräftet. — Es „gingen Jahre, beinahe sieben lange Jahre hin — da be„gegneten wir uns."

„Du hast meine Armuth gesehen, Du hast gewiß auch „gehört, wie die Annunziata, die einst durch Roms „Straßen im Triumph gezogen worden war, ausgezischt „wurde. — Bitter, wie mein Schicksal, waren auch meine „Gedanken geworden. — Du kamst zu mir; wie eine „Binde fiel mir Alles von den Augen, ich fühlte, daß Du „mich aufrichtig geliebt hattest. — Ich hätte Dich in die „Welt ausgestoßen, sagtest Du mir. Du wußtest nicht, „wie ich Dich geliebt, wie ich meine Arme nach Dir aus-

„gestreckt hatte. — Ich habe Dich gesehen, Deine Lippen „haben, wie in älterer besserer Zeit, auf meiner Hand ge= „brannt! — Wir sind jetzt wieder getrennt; ich befinde „mich aufs neue allein in dem kleinen Zimmer; morgen „verlasse ich es, vielleicht selbst Venedig. Sei nicht betrübt „um mich, Antonio! Madonna ist gut und gnädig. Ge= „denke meiner freundlich, es ist die Todte, die Dich bittet, „Annunziata, die Dich geliebt und nun — im Himmel „für Dich betet."

Meine Thränen strömten, während ich diese Zeilen las, es war als wollte sich mein Herz in Weinen auflösen. Der letzte Theil des Briefes war erst vor einigen Tagen geschrie= ben. Es war ihr letzter Abschied.

„Meine Noth geht zu Ende. Madonna sei gepriesen „für jede Freude, die sie mir sandte, gepriesen für jeden „Schmerz. — In meinem Herzen weilt der Tod; das „Blut strömt daraus hervor. Nur einmal noch, dann „ist's vorbei. Venedigs schönstes und edelstes Mädchen ist „Deine Braut, hat man mir gesagt. Euer Glück ist der „letzte Wunsch der Sterbenden. Ich wußte Niemand in der „Welt, dem ich diese Zeilen, mein letztes Lebewohl, über= „reichen könnte, als sie. — Mein Herz sagt mir, daß sie „kommen wird, denn der auf der letzten Trennungsstufe „zwischen Leben und Tod Stehenden wird ein edles weib= „liches Herz den letzten Labetrunk nicht verweigern. Sie „wird mich besuchen. Lebe wohl, Antonio! mein letztes Ge= „bet auf der Erde, mein erstes jenseits sei für Dich und für „sie, die Dir sein wird, was ich nie hätte werden können.

„Meine Seele war eitel; das Lob der Welt hatte sie dazu „gemacht; vielleicht wärest Du nie glücklich mit mir gewor„den, sonst würde Madonna uns nicht getrennt haben. — „Lebe wohl! Lebe wohl! Ich fühle Frieden in meinem Her„zen, mein Schmerz ist vorüber, der Tod nahe. Betet auch „Ihr, Du und Maria, für mich!"

„Annunziata."

Der tiefste Schmerz hat keine Worte — betäubt, zusammengesunken saß ich da, den Brief anstarrend, der von meinen Thränen benetzt war.

Annunziata hatte mich geliebt. Sie war der unsichtbare Geist, der mich nach Neapel geführt hatte; von ihr und nicht von Santa, wie ich geglaubt hatte, war der Brief gewesen. Annunziata hatte von Krankheit gelitten, in Armuth und Elend geschmachtet, und nun war sie gestorben, ohne allen Zweifel gestorben. — Der kleine Zettel mit den Worten: „Ich reise nach Neapel," den ich Fulvia gegeben und den sie Annunziaten überreicht hatte, lag im Packet; außerdem ein offner Brief von Bernardo, in welchem er von ihr Abschied nahm und ihr die Nachricht mittheilte, daß er Rom verlasse und in fremden Dienst trete, doch war nicht erwähnt, in welchen. — Marien hatte sie das Packet für mich gegeben, Marien hatte sie meine Braut genannt; das leere Gerücht hatte also auch Annunziata's Ohr erreicht, und sie hatte es geglaubt, hatte Marien zu sich berufen. — Was hatte sie ihr wohl gesagt? — Es fiel mir ein, mit welcher Angst Maria mich angeredet hatte; also wußte sie wohl auch, was Venedig von uns Beiden wissen wollte. — Es

gebrach mir an Muth, mit ihr zu reden, und dennoch mußte ich es, sie war ja mein und Annunziata's guter Engel.

Ich nahm eine Gondel und befand mich bald in dem Zimmer, wo Signora Rosa und Maria bei ihrer Handarbeit saßen. Maria war verlegen, — ich hatte keinen Muth auszusprechen, was meine Seele einzig und allein beschäftigte; ich beantwortete jede Frage zerstreut, der Gram lag schwer auf meinem Herzen; da faßte Signora Rosa meine Hand.

„Sie empfinden eine große Trauer!“ sagte sie: — „Fassen Sie Vertrauen zu uns! Können wir auch nicht trösten, so können wir doch mit einem aufrichtigen Freunde trauern.“

„Sie wissen ja Alles!“ rief ich, meinem Schmerz Luft machend.

„Maria vielleicht,“ — gab sie zur Antwort — „ich so gut wie nichts.“

„Rosa!“ fiel Maria, ihre Hand fassend, flehend ein.

„Nein! vor Ihnen beiden habe ich keine Geheimnisse!“ — sagte ich. — „Alles werde ich Ihnen mittheilen, auch das ist eine Linderung.“

Und nun erzählte ich ihnen von meiner ärmlichen Kindheit, von Annunziaten und meiner Flucht nach Neapel; als ich aber Maria mit gefalteten Händen vor mir sitzen sah, wie einst Flaminia und wie noch ein anderes Wesen, schwieg ich. — Ich hatte in Mariens Gegenwart nicht den Muth, von Lara, von dem Traumbild in der Grotte zu erzählen; es gehörte ja auch nicht zu meinem Verhältniß mit Annunziata. — Ich ging sogleich zu unserm Zusammen-

treffen in Venedig und zu unserer letzten Ueberredung über. Maria verbarg ihre Augen in den Händen und weinte. Signora Rosa schwieg.

„Davon habe ich nichts gewußt, nichts geahnt!“ — sagte sie. — „Von dem Hospital der barmherzigen Schwestern wurde ein Brief an Maria hergeschickt; ein sterbendes Weib flehte sie bei allem Guten und Heiligen, bei ihrem eignen Herzen an, sich dahin zu begeben. Ich begleitete sie in der Gondel, jedoch allein wurde sie erwartet, ich blieb daher bei den Schwestern, während sie dem Bette der Sterbenden nahte.“

„Ich habe Annunziata gesehen,“ fiel Maria ein. — „Sie haben erhalten, was sie mich bat Ihnen zu übergeben.“

„Und was sprach sie?“ — rief ich.

„„Geben Sie dies dem Improvisator Antonio, aber unbemerkt von allen Andern.““ — Sie sprach von Ihnen, sprach, wie eine Schwester, wie ein guter Geist reden kann, — da sah ich Blut — Blut an ihren Lippen — sie schlug im Tode das Auge auf und —“ — Maria brach in Thränen aus.

Schweigend drückte ich ihre Hand an meine Lippen, dankte ihr wegen ihrer Frömmigkeit, ihrer milden Gesinnung, dankte ihr, daß sie Annunziata's Bitte erfüllt hatte. Ich verließ sie, eilte nach der Kirche und betete für die Todte.

Nie ist mir größere Theilnahme und Freundschaft begegnet, als von diesem Augenblicke an in dem Hause des Podesta; ein lieber Bruder war ich der Signora Rosa und

Marien, jeden meiner Wünsche bemühten sie sich mir abzulauschen; selbst in den geringsten Kleinigkeiten erkannte ich ihre Sorge um mich.

Ich besuchte Annunziata's Grab. Der Kirchhof ist eine schwimmende, sich aus dem Wasser erhebende Arche, mit hohen Mauern, eine Garteninsel der Todten. Einen grünen Raum mit vielen schwarzen Kreuzen sah ich vor mir. Ich fand das gesuchte Grab. „Annunziata" war die ganze Inschrift; ein frischer, schöner Kranz von grünem Lorbeer hing an dem Kreuze, gewiß eine Gabe von Signora Rosa und Maria. Ich dankte Beiden dafür. Wie schön war doch Maria in ihrer Milde, welche wunderbare Aehnlichkeit war zwischen meinem Bilde der Schönheit, Lara, und ihr, wenn sie das Auge niederschlug; sie kamen mir, trotz der Unwahrscheinlichkeit, wie Eine Person vor.

Zu dieser Zeit lief ein Brief von Fabiani ein; ich wäre, schrieb er, nun im vierten Monat in Venedig; das wunderte ihn, er meinte, daß ich keine längere Zeit auf diese Stadt verwenden, sondern Mailand oder Genua besuchen müsse; doch überließ er mir ganz, zu thun, was mir gut dünke.

Was hielt mich auch in Venedig zurück? Mir war es eine Stadt der Trauer, so wie sie bei meiner Ankunft mich begrüßt hatte; der schönste Traum meines Lebens hatte sich hier in Thränen aufgelös't. Maria und Signora Rosa waren mir liebevolle Schwestern, Poggio ein liebenswürdiger treuer Freund — ich würde Niemand wie sie finden, allein wir mußten uns ja doch trennen, hier fand mein Schmerz nur neue Nahrung. „Ja fort! fort!" das war mein Entschluß.

Ich wollte Signora Rosa und Maria darauf vorbereiten; sie mußten es ja doch wissen. Des Abends saß ich bei ihnen in dem großen Saal, dessen Balcon auf den Canal hinausging. Maria wollte die Lampe hereinbringen lassen, aber Signora Rosa meinte, daß es in dem hellen Mondschein schöner sei. — Der Orangenbaum füllte den Saal mit seinem Dufte. —

„Singe uns etwas, Maria," sagte Signora Rosa, „Singe das schöne Lied von der Troglodytengrotte, das Du gelernt, laß es Antonio hören."

In seltsamen weichen Tönen sang nun Maria ein wunderliches stilles Wiegenlied. Text und Melodie verschmolzen in eins und zeigten dem Herzen und den Gedanken die Heimath der Schönheit unter der ätherklaren Woge.

„Es ist etwas so Geistiges, so Durchsichtiges in dem ganzen Gesang!" sagte Signora Rosa.

„So muß der Geist sich ohne Körper offenbaren!" rief ich.

„So erscheint die Herrlichkeit der Welt vor der Seele des Blinden," seufzte Maria.

„Allein so schön ist sie doch wohl nicht, wenn das Auge sehend wird?" fragte Rosa.

„Nicht so schön, und doch schöner!" entgegnete Maria.

Da erzählte Signora Rosa, was schon Poggio mir gesagt hatte, daß Maria blind gewesen und durch die Hand des Bruders das Augenlicht wieder erhalten hatte. Maria sprach seinen Namen mit Liebe und Dankbarkeit aus, erzählte mir kindlich ihre damaligen Begriffe von der Welt,

die sie umgab, von der warmen Sonne, von den Menschen, von dem breitblättrigen Cactus, von den großen Tempeln. — „In Griechenland sind deren mehr als hier —", bemerkte sie plötzlich, und es fand eine Unterbrechung in ihrer Mittheilung statt. — „Wie die Stärke und Schönheit der Töne," fuhr sie dann weiter fort, „dachte ich mir die Farben. Die Veilchen sind blau, Meer und Himmel sind auch blau, wurde mir erzählt, und der Duft der Veilchen lehrte mich dann, wie schön Meer und Himmel sein müßten. — Wenn das leibliche Auge todt ist, sieht das geistige um so heller. Der Blinde lernt an eine Geisterwelt glauben; Alles, was er schaut, offenbart sich ihm aus dieser."

Ich dachte an Lara mit dem blauen Veilchenstrauß in dem Haare, auch der Duft des Orangenbaumes versetzte mich nach Pästum, wo Veilchen und rothe Levkojen in den Tempelruinen wachsen. Wir sprachen von der großen Schönheit der Natur, von dem Meere und den Gebirgen, und Signora Rosa sehnte sich nach ihrem schönen Neapel. Da eröffnete ich ihnen, daß meine Abreise nahe sei und daß ich schon in einigen Tagen von Venedig scheiden würde.

„Sie wollen uns verlassen?" sagte Signora Rosa betroffen, „daran habe ich nicht gedacht."

„Und kommen Sie nicht mehr nach Venedig, wollen Sie ihre Freunde nicht mehr besuchen?" fragte Maria.

„Doch! doch! gewiß!" rief ich, und obgleich es gar nicht in meinem Plane lag, versicherte ich nun, daß ich von Mailand über Venedig nach Rom zurückkehren würde; glaubte ich aber selbst daran?

Ich besuchte Annunziata's Grab, nahm ein Blatt von dem darauf hängenden Kranz und hob es auf, als wollte ich nie zurückkehren. — Ich war auch zum letzten Mal da gewesen. — Was das Grab umschloß, war Staub; in meinem Herzen ruhte das Bild der Schönheit und bei Madonna wohnte der Geist, dessen Gepräge er trug. Annunziata's Grab und das kleine Zimmer, wo Maria und Signora Rosa mir die Hand zum Abschied reichten, waren allein Zeugen meiner Thränen und meiner Trauer.

„Möge Ihnen ein edles Weib begegnen, die Ihnen den Verlust Ihres Herzens ersetzen kann!" — sagte Signora Rosa bei unserm Scheiden. — „Bringen Sie sie einst in meine Arme; ich fühle, daß ich sie lieben werde, wie Sie mich gelehrt haben Annunziata zu lieben!"

„Kommen Sie heiter zurück!" sagte Maria. — Ich küßte ihre Hand, ihr Auge ruhte schmerzlich betrübt auf dem meinigen. Der Podesta stand vor mir mit einem schäumenden Glas Champagner, und Poggio stimmte ein lustiges Reiselied von dem rollenden Rad und dem Vogelgesang in der freien Natur an. Er begleitete mich in der Gondel nach Fusina hinüber. Die Frauen winkten vom Balcon mit den weißen Taschentüchern. — Ach wie viel konnte sich nicht ereignen, bevor wir uns wieder sahen! Poggio war ausgelassen lustig, allein ich fühlte wohl, daß seine Heiterkeit erkünstelt war. Er drückte mich heftig in seine Arme und sprach davon, daß wir fleißig an einander schreiben wollten. „Du berichtest dann," schloß er, „von Deiner schönen Braut und vergißt unsre Wette nicht!"

„Wie kannst Du in diesem Augenblick scherzen?“ — entgegnete ich, — „Du kennst meine Bestimmung!“ — Wir trennten uns.

XXVIII.

Verona's Merkwürdigkeiten. Der Dom von Mailand. Das Zusammentreffen bei Napoleons Triumphbogen. Traum und Wirklichkeit. Die blaue Grotte.

Der Wagen rollte vorwärts. Ich sah die grüne Brenta, die Thränenweiden, die schönen Villen und die fernen Gebirge — gegen Abend war ich in Padua. Die St. Antonius-Kirche mit ihren sieben stolzen Kuppeln begrüßte mich in dem hellen Mondschein. Es war unter den Bogengängen der Straßen lustig und lebendig, allein ich fühlte mich fremd und einsam. Bei Tage wurde mir Alles noch unangenehmer; „fort! weiter, fort, das Reiseleben erheitert und verbannt den Gram!“ — so dachte ich und ließ das Rad rollen.

Alles war eine große Ebene, aber üppig grün wie die pontinischen Sümpfe. Die hohen Thränenweiden hingen, wie stille Cascaden, über die Gräben hinab; ringsum standen Altäre mit Madonna's heiligem Bilde; einzelne von diesen hatte die Zeit gebleicht, selbst die Mauern, an denen

sie gemalt waren, standen halb in Ruinen gesunken da, jedoch lächelten an einzelnen Stellen neugemalte Bilder von der Mutter und dem Kinde. — Ich merkte, daß der Vetturino nur vor den neuen Bildern den Hut lüftete; die alten und verblichenen schien er nicht zu sehen. Das ergriff mich sonderbar. Vielleicht sah ich mehr darin, als wirklich darin lag. Selbst das Heilige und Reine, Madonna's Bild wurde übersehen und vergessen, weil die irdischen Farben verblichen waren.

Ueber Vicenza, wo Palladio's Kunst keinen Lichtstrahl in mein betrübtes Herz warf, gelangte ich nach Verona, der ersten aller dieser Städte, die mich anzog. Das Amphitheater führte mich nach Rom zurück und erinnerte mich an das Colosseum; es ist ein hübsches kleines Abbild desselben, deutlicher und nicht von Barbaren verheert. Die geräumigen Bogengänge werden als Packhof benutzt, und mitten in der Arena war eine kleine Bühne von Leinwand und Bretern errichtet, wo eine Truppe, wie man mir erzählte, Vorstellungen geben wollte. Ich ging Abends hin. Die Veronesen saßen auf den steinernen Stufen des Amphitheaters, wo ihre Urahnen gesessen hatten. Auf der kleinen Bühne wurde „la Cenerentola" dargestellt; es war dieselbe Truppe, bei welcher Annunziata gewesen war. Aurelia hatte die Hauptpartie. Das Ganze war armselig und traurig anzusehen. Das alte antike Theater stand wie ein Riese rings um die zerbrechlichen bretternen Buden da. Ein Contrebaß übertäubte die wenigen Instrumente. — Das Publicum klatschte und rief Aurelia heraus. Ich eilte

hinweg. — Außerhalb des Raumes war Alles still. Das große Riesengebäude warf einen breiten dunklen Schatten im klarsten Mondschein.

Man erzählte mir von den Familien der Capuletti und Montecchi, deren Zwiespalt zwei liebende Herzen trennte, welche der Tod wieder vereinte; die Geschichte von Romeo und Julie! — Mir wurde der Palast der Capuletti gezeigt, wo Romeo zum ersten Mal seine Julie sah und mit ihr tanzte. Jetzt war das Haus ein Gasthof für Fremde. Ich betrat die Treppe, die Romeo zu Liebe und Tod hinaufgeschlichen war. Noch ist der große Tanzsaal mit verblichenen Bildern an den Wänden und großen, bis zum Boden hinabreichenden Fenstern vorhanden, allein ringsum häuften sich Heu und Stroh, längs den Wänden waren Kalktonnen aufgestellt und in dem Winkel lagen hingeworfene Pferdegeschirre und Feldgeräthe. — Hier waren einst Verona's stolzeste Geschlechter unter wogenden Tönen hingeschwebt, hier hatten Romeo und Julie den kurzen Traum der Liebe geträumt; tief empfand ich die Eitelkeit alles irdischen Glanzes, empfand, daß Flaminia das Beste erwählt und Annunziata es erreicht hatte, und pries meine Todten glücklich. Mein Herz klopfte wie in Fieberhitze; kein Frieden wurde mir zu Theil. Nach Mailand! dachte ich, — das sei fortan meine Heimath, und ich sehnte mich dahin. Gegen das Ende des Monats war ich schon da. Nein, mir war doch Venedig lieber, das ist weit traulicher! Ich fühlte mich durchaus einsam und

machte doch keine Bekanntschaften, gab keinen der Empfehlungsbriefe, womit ich versehen war, ab.

Das riesengroße Theater mit seinen verhüllten, sich in sechs Reihen über einander erhebenden Logen, der ganze große, gewiß selten ausgefüllte Raum hatte für mich etwas Oedes und dennoch Erdrückendes. Einmal bin ich hingegangen und habe Donizetti's Torquato Tasso gehört. Es war mir, als könnte ich, wie ein unglücklicher Magier, der berühmten Sängerin, die lächelnd über ihren Triumph hervorgerufen und wieder hervorgerufen wurde, eine Zukunft voller Elend wahrsagen; ich wünschte ihr in diesem Momente des Glücks und siegender Schönheit den Tod; dann hätte die Welt über sie und nicht sie über die Welt geweint. Niedliche Kinder tanzten im Ballette; bei dem Anblick ihrer Schönheit blutete mein Herz. Ich ging nie mehr in die Scala.

Allein trieb ich mich in der großen Stadt, durch die schattigen Straßen umher; allein saß ich in meinem Zimmer. Ich begann eine Tragödie: Leonardo da Vinci. Hier hatte er ja gelebt, hier hatte ich sein unsterbliches Abendmahl gesehen. Die Sage von seiner unglücklichen Liebe, von der Geliebten, von der ihn das Kloster trennte, fand sich ja in meinem eignen Leben wiederholt. Ich dachte an Flaminia und Annunziata und schrieb jeden Hauch meines Herzens nieder. Allein ich vermißte Poggio, ich vermißte Maria und Signora Rosa. Ihre Sorgfalt und Freundschaft waren meinem kranken Herzen Bedürfniß. Ich schrieb, aber ich erhielt keine Antwort. Sein schönes

Versprechen von Briefen, von Freundschaft hielt auch Poggio nicht; er war wie alle Andere, die wir Freunde nennen und an welche wir uns bei der Trennung fester anschließen. Täglich besuchte ich den Dom von Mailand, dies seltsame, gleichsam aus den Felsen von Carrara gehauene Marmorgebirge. Ich erblickte die Kirche zum ersten Mal im hellen Mondschein; blendend weiß erhob sich ihre obere Hälfte in die unendliche blaue Luft. Ringsum, wo ich hinsah, erschienen aus jedem Winkel, an jedem kleinen Thurm, womit das Gebäude wie übersäet ist, marmorne Gestalten. Ihr Inneres blendete mich mehr als die Peterskirche; die seltsame Dunkelheit, der Lichtschein durch die bunten Fensterscheiben, die wunderbare mystische Welt, die sich hier offenbarte, — ja — dies ist eine Kirche Gottes! Ich hatte mich schon einen Monat in Mailand aufgehalten, als ich zum ersten Mal das Dach der Kirche bestieg; die Sonne brannte auf die glänzendweiße Fläche herab; die Thürme standen oben wie Kirchen und Capellen auf einem großen marmornen Markt. Mailand lag tief unter mir; ringsum offenbarten sich neue Statuen, Heilige, Märtyrer, die mein Auge von der Straße aus nicht erkennen konnte.

Ich stand ganz oben neben dem großen Christusbilde, welches das ganze Riesengebäude überragt. Gegen Norden erheben sich die hohen dunkeln Alpen, gegen Süden die niedern blaßblauen Apenninen; zwischen diesen erschien eine ungeheure grüne Ebene, als sei sie Roms flache, in einen blühenden Garten verwandelte Campagna. Ich sah nach Osten, wo Venedig liegen mußte. Ein Schwarm Zugvögel

in einer langen Reihe, wie ein flatterndes Band, zog dahin. Ich dachte an meine Lieben dort, an Poggio, Rosa und Maria, und eine schmerzliche Sehnsucht erwachte in meiner Brust; ich mußte der alten Erzählung gedenken, die ich noch als ein Kind gehört hatte, als ich mit meiner Mutter und Mariuccia von dem Nemi-See fortging, wo wir den Raubvogel gesehen hatten und wo Fulvia erschienen war. Da erzählte Angelina von der armen Therese in Olevano, die von Gram und Sehnsucht nach dem flinken Giuseppe, der über die Gebirge gegen Norden hin gewandert war, aufgerieben wurde; wie die alte Fulvia dann Kräuter in einen kupfernen Kessel gethan und diese mehrere Tage über der Gluth hatte kochen lassen, bis Giuseppe von Sehnsucht ergriffen heimkehren, Tag und Nacht ohne Ruhe und Rast dahin zurückeilen mußte, wo ihr Kessel mit Zauberkräutern und seinen und Theresens Haarlocken kochte. Ich empfand jene magische, mich fortziehende Kraft in meinem Busen, welche die Bergbewohner das Heimweh nennen; aber dies konnte es bei mir nicht sein, Venedig war ja nicht meine Heimath.

Ich fühlte mich stark angegriffen, ja krank, und stieg vom Dache der Kirche herab. In meinem Zimmer fand ich einen Brief an mich, er war von Poggio — endlich also ein Brief. Es schien, als hätte er einen früheren geschrieben, den ich aber nicht erhalten hatte. Alle in Venedig waren wohl auf und munter, nur Maria war krank, sehr krank gewesen; sie hatten Alle eine ängstliche und betrübte Zeit durchlebt, allein jetzt war alle Furcht vorbei;

Maria war wieder hergestellt, wagte aber noch nicht, das Haus zu verlassen. Darauf neckte mich Poggio, fragte, ob noch keine kleine Mailänderin mich gefesselt hätte, und ersuchte mich wieder, den Champagner und unsre Wette nicht zu vergessen. Dieser Brief war so lebensfroh, so muthwillig, so durchaus von meiner Gemüthsstimmung verschieden, und dennoch erfreute er mich; es war ja, als sähe ich den glücklichen, ausgelassenen Poggio vor mir. Wie falsch urtheilt doch die Welt! Die sagt, daß er einen tiefen geheimen Gram mit sich herumtrage, daß seine Heiterkeit nur eine Carnevals-Maske sei — sie ist Natur. — Sie sagt, daß Maria meine Braut sei, und wie weit entfernt ist doch mein Herz, diesen Gedanken zu fassen; ich sehnte mich nach ihr, wie nach Signora Rosa, und doch wurde nicht gesagt, daß ich die bejahrte Signora Rosa liebe. Wäre ich doch in Venedig! Hier kann ich es nicht aushalten, und dennoch spottete ich über dieses wunderliche Weh in meiner Brust.

Um die Gedanken zu zerstreuen, ging ich aus dem Thore über die **Piazza d'Armi** nach Napoleons Triumphbogen, **Porta Sempione**, wie sie ihn nennen. Hier waren die Arbeiter in voller Thätigkeit; ich ging durch eine Thüre der niederen Breterumzäunung, die den großen unvollendeten Prachtbau umschließt; zwei neue große marmorne Pferde standen am Erdboden; das Gras wuchs hoch um das Fußgestell empor; ringsum lagen marmorne Blöcke und zugehauene Capitäler.

Ein Fremder stand da mit seinem Führer und schrieb

in ein Buch die Einzelnheiten nieder, die ihm erzählt wurden. Ich ging an ihm vorüber; er trug zwei neapolitanische Orden und schien ein Mann von dreißig Jahren zu sein; er sah zu dem Triumphbogen empor. Ich erkannte ihn; es war Bernardo. Er hatte mich ebenfalls gesehen, flog mir entgegen, drückte mich in seine Arme und rief laut lachend: „Ei sieh da, Antonio, das ist ja ein frohes Wiedersehen, wenn auch stiller als unsere knall- und effectvolle Trennung! Wir sind doch noch Freunde, hoffe ich?“

Es fuhr mir kalt durchs Blut. „Bernardo!“ rief ich, „im Norden, nahe den Alpen, sehen wir uns also wieder!“

„Ja, und ich komme sogar von den Alpen selbst, von Gletschern und Lawinen her. Ich habe da oben auf den kalten Gebirgen das Ende der Welt gesehen!“

Er sagte mir nun, daß er den warmen Sommer hindurch in der Schweiz gewesen sei. Die deutschen Officiere in Neapel hatten ihm so viel von der Herrlichkeit des Schweizerlandes erzählt, und im leichten Fluge mit dem Dampfschiffe von Neapel nach Genua kann man ja so weit kommen; auch in dem Chamouny-Thal war er gewesen und hatte den Montblanc und die Jungfrau, **la bella ragazza**, wie er sie nannte, bestiegen. „Sie ist die kälteste, die ich kenne!“ fügte er hinzu.

Wir gingen zusammen nach dem neuen Amphitheater und dann nach der Stadt zurück; er erzählte mir, daß er jetzt nach Genua gehen, dort seine Braut und ihre Eltern besuchen würde, daß er im Begriff sei, ein gesetzter Ehemann zu werden; er lud mich ein, ihn zu begleiten, und

flüsterte mir lachend zu: „Aber Du schweigst mir still von meinen zahmen Vögeln, von unsern kleinen Sängern und von allen diesen Geschichten! Nun hast Du doch selbst gelernt, daß sie von den Ereignissen eines jungen Herzens unzertrennlich sind. Meine Braut möchte sonst Kopfweh davon bekommen, und dafür ist sie mir doch gar zu lieb."

Es war mir nicht möglich, Annunziata's Namen auszusprechen; ich fühlte, daß er sie nie so wie ich geliebt hatte.

„Folge mir!" fuhr er fort. „Genua hat schöne Mädchen; nun bist Du ja alt und vernünftig genug geworden und hast wohl Sinn für sie erhalten. Neapel hat Dich gebildet, nicht wahr? In drei Tagen reisen wir. Folge mir, Antonio!"

„Aber ich reise schon morgen!" sagte ich unwillkürlich. Ich hatte gar nicht daran gedacht, allein jetzt war es ausgesprochen.

„Wohin?" fragte er.

„Nach Venedig!" war die Antwort.

„Du mußt Deinen Reiseplan ändern!" fuhr er, in mich dringend, fort. Ich versicherte ihn so lange von der Nothwendigkeit meiner Abreise, daß es mir selbst vorkam, als müßte ich fort. Ich hatte weder Ruhe noch Rast und richtete Alles, als wäre es längst mein Entschluß gewesen, zur Abreise ein.

Der unsichtbare Lenker, Gottes besondere Fügung war es, die mich von Mailand hinwegführte. Es war mir unmöglich, diese Nacht zu schlafen; in kurzen wilden Fieberträumen und in einem krankhaften wachen Zustande brachte

ich einige Stunden im Bette zu. „Nach Venedig!“ rief die Stimme in meiner Brust.

Ich sah Bernardo zum letzten Male, bat ihn, mich seiner Braut zu empfehlen, und flog alsdann dorthin zurück, woher ich vor zwei Monaten gekommen war.

In einzelnen Augenblicken kam es mir vor, als hätte ich Gift erhalten, als gähre dies in meinem Blute. Eine unerklärliche Angst trieb mich vorwärts — was mochte mir wohl bevorstehen?

Ich erreichte Fusina, sah Venedig mit seinen grauen Mauern, den Marcusthurm, die Lagunen wieder, da verschwand auf einmal meine seltsame Unruhe, meine Sehnsucht und Angst, aber ein anderes Gefühl — wie soll ich es nennen? Scham über mich selbst, Mißvergnügen oder Unzufriedenheit? — entstand in mir. Ich begriff selbst nicht, was ich hier wolle; ich fühlte, wie albern ich mich betragen hatte, und es war mir, als müßten Alle so urtheilen, Alle mich fragen: „Was willst Du wieder in Venedig?“

Ich quartierte mich in meiner vorigen Wohnung ein; in der Eile kleidete ich mich an; wie entkräftet und angegriffen ich mich auch fühlte, so mußte ich doch Signora Rosa und Maria sogleich besuchen. „Was sie zu meiner Ankunft wohl sagen werden?“

Die Gondel nahte dem Palaste; welche wunderliche Gedanken doch in einer Menschenbrust entstehen können! Wenn du jetzt zu einem lustigen Feste einträfest? Wenn nun Maria Braut wäre? Wenn jetzt eben Hochzeit ge-

feiert würde? Aber ich liebte sie ja nicht, das hatte ich ja mir selbst mehr als tausend Mal gesagt, dem Freunde Poggio und jedem, der diesen Gedanken aussprach, mehr als tausend Mal versichert!

Ich erblickte die graugrünen Mauern, die hohen Fenster wieder, und mein Herz klopfte heftig vor Sehnsucht. Ich trat ein. Ernst und schweigend öffnete der Diener die Thür und äußerte bei meinem Anblick keine Verwunderung; es war als beschäftigten ihn ganz andere Dinge. „Der Podesta ist für Sie, Signore, immer zu Hause!“ sagte er zu mir.

In dem großen Saal herrschte Todtenstille. Die Fenstergardinen waren zugezogen. Hier hat Desdemona gelebt, dachte ich, hier hat sie vielleicht gelitten, und doch litt Othello schrecklicher als sie! Woher fiel mir nur gerade die alte Geschichte ein? Ich schlich nach Signora Rosa's Zimmer; auch hier waren die Vorhänge zugezogen, hier war es beinahe dunkel, und ich empfand wieder jene sonderbare Angst, die mir während der ganzen Reise gefolgt war und mich nach Venedig zurückgeführt hatte. Ein Zittern rieselte durch alle meine Glieder, ich mußte mich an einem Stuhl festhalten. Da trat der Podesta ein. Er drückte mich an seine Brust und schien froh, mich wieder zu sehen. Ich fragte nach Signora Rosa und Maria, da schien es mir, daß er sehr ernst wurde.

„Sie sind nicht hier,“ sagte er; „sie sind auf einer kleinen Reise nach Padua mit einer andern Familie. Sie werden morgen oder übermorgen zurückkehren.“

Ich weiß nicht warum, allein es entstand in mir ein Zweifel an der Wahrheit seiner Worte; vielleicht war es das Fieber in meinem Blute, das hitzige Fieber, das mein Schmerz genährt hatte und das sich der zum Ausbruche erforderlichen Reife näherte. Dies war es, was auf das Geistige in mir eingewirkt und die Rückreise veranlaßt hatte.

Bei dem Abendtisch vermißte ich Signora Rosa und Maria nicht wenig. Der Podesta selbst war gar nicht, wie ich ihn zu sehen gewohnt war. Eine Rechtssache, sagte er, verstimmte ihn etwas, doch hätte es nichts weiter zu bedeuten. „Poggio," fuhr er fort, „ist auch nirgends zu finden. Alles Unglück trifft zusammen, und Sie sind krank; in der That eine allerliebste Soirée! Nun so mag uns denn der Wein erheitern. — Mein Gott, Sie werden ja blaß wie eine Leiche!" unterbrach er sich selbst, während es mir dunkel vor den Augen wurde und ich besinnungslos hinsank.

Es war ein Fieber, ein heftiges Nervenfieber.

Ich erinnere mich nur, daß ich mich in einem traulichen, halbdunkeln Zimmer befand. Der Podesta saß bei mir und sagte, daß ich da bleiben sollte, ich würde bald hergestellt sein. Signora Rosa würde mich pflegen. Maria nannte er gar nicht.

Ich fiel in einen halb wachenden, halb schlafenden Zustand; später hörte ich, daß gesagt wurde, die Frauen wären angekommen, ich würde sie bald sehen. Endlich sah ich auch Rosa, allein sie war traurig, es däuchte mir, daß sie weinte; um meinetwillen konnte es nicht sein, denn ich fühlte mich schon stärker. Es wurde Abend; ringsum

herrschte eine ängstliche Stille und doch eine Bewegung; meine Fragen wurden nicht deutlich beantwortet. Mein Ohr hörte scharf; ich vernahm, daß viele Leute in dem Saale unter mir sich bewegten, ich vernahm die Ruderschläge vieler Gondeln, und im halben Schlummer erhielt ich die Gewißheit. Maria war gestorben. Poggio hatte mir ihre Krankheit gemeldet und daß sie wieder hergestellt wäre; allein ein Rückfall hatte ihr den Tod gebracht; diesen Abend sollte sie begraben werden, aber man verheimlichte mir dies. Maria todt, sie, welche unsichtbare Mächte in mein Leben hineingezogen! — Ihr galt die seltsame Angst, die ich empfunden hatte; aber ich war zu spät gekommen, ich sah sie nicht mehr. Jetzt befand sie sich in der Welt der Geister, in der Welt, der sie immer angehört hatte. Rosa hatte gewiß ihren Sarg mit Veilchen geschmückt, die blauen duftenden Blumen hatte sie so lieb gehabt, jetzt schlief sie unter den Blumen.

Ich lag still, unbeweglich, wie in einem Todesschlummer, und ich hörte Rosa Gott dafür danken. Sie ging auch von mir fort. Es war Niemand im Zimmer; es war dunkler Abend, ich fühlte meine Kräfte wunderbar zurückkehren. In der Kirche **de' frari** war das Familienbegräbniß des Podesta; das wußte ich. Dort stand diese Nacht die Todte vor dem Altare. Ich mußte sie sehen — ich stand auf — mein Fieber hatte nachgelassen — ich war stark und kräftig — ich warf den Mantel um — Niemand wurde mich gewahr — ich stieg in die Gondel. — Mein

ganzer Gedanke war die Todte — die Thüren der Kirche waren verschlossen, denn es war schon lange nach Ave Maria. Ich klopfte an die Thür des Küsters; er kannte mich, denn er hatte mich oft mit der Familie des Podesta in der Kirche gesehen, mir die Gräber Canova's und Titians gezeigt. „Sie wollen die Todte sehen?" fragte er, meinen Gedanken errathend. „Sie ruht in dem offenen Sarge am Altare, morgen soll sie in der Capelle beigesetzt werden." Er zündete die Leuchte an, zog den Schlüsselbund hervor und öffnete eine kleine Nebenthür. Unsere Fußtritte hallten in dem hohen stummen Gewölbe wieder. Er blieb zurück, und langsam durchschritt ich den langen, stillen Gang; vor dem Madonnenbilde auf dem Altare brannte eine Lampe, jedoch matt und dunkel. Die weißen Marmorstatuen an Canova's Grab standen da wie Todte in ihren Leichentüchern, stumm, in unbestimmten Umrissen. Vor dem Hochaltar brannten drei große Lampen. Ich fühlte keine Angst, keinen Schmerz, es war mir, als wäre ich selbst dem Tode verfallen und träte nun in meine eigne Heimath. Ich nahte dem Altare; hier duftete es von Veilchen, der Lichtschein der Lampe fiel auf den offnen Sarg mit der Todten. Es war Maria. Sie schien zu schlafen! Wie ein marmornes Bild der Schönheit lag sie da. Das schwarze, mit Veilchen geschmückte Haar war in einen Knoten über der Stirne zusammengebunden. Die geschlossenen Augen, das ganze Bild des Friedens und der Schönheit ergriff meine Seele! Es war Lara, die ich vor mir sah, so wie sie in der Tempel-Ruine gesessen, als ich den Kuß auf ihre

Stirne drückte, aber eine todte marmorne Statue ohne Leben und Wärme.

„Lara!“ seufzte ich und sank vor dem Sarge nieder; „Lara! im Tode sprechen Deine geschlossenen Augen, Deine stummen Lippen zu mir! Ich kenne Dich; ich habe Dich in Marien erkannt. Mein letzter Gedanke an Leben ist mit Dir gestorben.“ Mein Herz erhielt Luft durch Thränen; ich weinte; eine Thräne fiel auf das Antlitz der Todten und ich küßte die Thräne hinweg. — „Alle haben mich verlassen!“ seufzte ich, „auch Du, die Letzte, von der mein Herz noch träumte. Nicht wie für Annunziata, nicht wie für Flaminia brannte für Dich meine Seele, in heiliger Ehrfurcht neigte sich mein Herz vor Dir, die geläuterte heilige Liebe, welche die Engel empfinden, hegte es zu Dir, und ich glaubte nicht, daß es Liebe sei, denn sie war geistiger als mein sinnlicher Gedanke. Nie habe ich sie verstanden, nie gewagt, vor Dir sie auszusprechen. Lebe wohl, Du, die Letzte, die Braut meines Herzens! Selig sei Dein Schlummer!“ Ich drückte einen Kuß auf ihre Stirne. „Braut meiner Seele! Keinem Weibe reiche ich meine Hand. Lebe wohl, lebe wohl!“

Ich nahm meinen Ring, steckte ihn an Lara's Finger und erhob mein Auge zu dem unsichtbaren Gott über uns. Da durchrieselte Entsetzen mein Blut, mir schien, als drückte die Todte ihre Hand fest um die meinige. Es war eine Täuschung. Ich starrte sie an, die Lippen bewegten sich. Alles ringsum bewegte sich, ich fühlte mein Haar sich sträuben; Schrecken, tödtlicher Schrecken lähmte mir Arm und

Füße, ich konnte mich nicht erheben. „Mich friert,“ flüsterte eine Stimme neben mir. „Lara! Lara!“ rief ich und Alles wurde Nacht vor meinen Augen; doch war es, als spielte die Orgel in weichen, schmelzenden Tönen!

Eine Hand glitt leise über meinen Kopf hin, Lichtstrahlen drangen in mein Auge, Alles wurde so hell, so klar —

„Antonio!“ flüsterte Signora Rosa, und ich erblickte sie. Die Lampe brannte auf dem Tische, vor meinem Bette lag weinend eine knieende Gestalt. Ich erkannte sie — die Wirklichkeit ging mir auf. Mein ganzes Entsetzen war nur ein Anfall des hitzigen Fiebers.

„Lara! Lara!“ rief ich. Sie drückte die Hände vor die Augen. Was hatte ich wohl in meiner Fieberphantasie gesprochen? Jene Erscheinung stand lebendig in meinem Gedächtnisse, und in Maria's Blick las ich, daß sie Zeuge des Bekenntnisses meines Herzens gewesen.

„Das Fieber ist vorüber,“ flüsterte Signora Rosa.

„Ja, ich fühle mich so wohl, so wohl!“ rief ich und sah Maria an. Sie erhob sich und wollte das Zimmer verlassen.

„Gehen Sie nicht fort!“ flehte ich, die Hände nach ihr ausstreckend. Sie blieb und stand stumm und erröthend vor mir da. „Ich träumte, daß Sie gestorben wären,“ sagte ich.

„Es war ein Fiebertraum!“ unterbrach mich Signora Rosa und reichte mir die von dem Arzte verschriebene Arzenei.

„Lara! Maria! hören Sie mich,“ rief ich. „Es war kein Fiebertraum. Ich fühlte, daß Leben in mein Blut zurückkehrte. Mein ganzes Leben müßte denn ein seltsamer Traum sein! Wir haben uns früher gesehen. Sie haben meine Stimme früher gehört, in Pästum, bei Capri. — Sie kennen sie wieder. Lara, ich fühle, wie kurz das Leben ist! — Warum denn nicht während des kurzen Zusammentreffens sich die Hände reichen?“

Ich streckte ihr meine Hand entgegen; sie drückte sie an ihre Lippen. „Ich liebe Dich, habe Dich immer geliebt!“ sagte ich, und sie lag schweigend und knieend vor mir.

„Liebe,“ sagt die Mythe, „brachte Ordnung in das Chaos, erschuf die Welt.“ Für jedes klopfende Herz wird diese Schöpfung erneuert. Aus Mariens Auge trank ich Leben und Gesundheit. Sie liebte mich. — So vergingen wenige Tage; wir waren allein in dem kleinen Zimmer, wo der Orangenbaum von dem Balcon duftete. Hier hatte sie gesungen — aber in weicheren Tönen, geistiger und tiefer erklang hier das Geständniß des edelsten Herzens. Ich hatte mich nicht geirrt. Lara und Maria waren eine Person.

„Ich habe Dich immer geliebt!“ sagte sie. „Du hast Sehnsucht und Schmerz in meine Brust hineingesungen, als ich blind und allein mit meinen Träumen war, nur den Duft der Veilchen und die warme Sonne kannte! Wie ihre Strahlen brannte Dein Kuß auf meiner Stirne und in meinem Herzen. — Der Blinde besitzt nur eine geistige Welt, und in dieser sah ich Dich. Die folgende Nacht,

nachdem ich Deine Improvisation in Neptuns Tempel in Pästum gehört, hatte ich einen seltsamen Traum, der sich mit der Wirklichkeit vermischte. Ein Zigeunerweib hatte mir geweissagt, daß ich mein Gesicht wieder erhalten würde. Ich träumte, daß sie mir sagte, wie ich mit Angelo, meinem alten Pflegevater, über die See nach Capri schiffen sollte. Dort, in dem Hexenloch, werde ich das Licht meiner Augen finden; der Engel des Lebens würde mir die heilenden Kräuter reichen, wie Tobias sollten meine Augen Gottes Welt wiedersehen. — Die Nacht darauf träumte ich dasselbe; ich theilte es dem Angelo mit, allein er schüttelte den Kopf. In der Morgenstunde träumte er es selbst. Da sagte er: „Gepriesen sei die Gewalt der Madonna, die bösen Mächte selbst müssen ihr gehorchen."

„Wir standen auf; er spannte das Segel und wir flogen über die See. Der Tag ging hin und es wurde Abend und Nacht. Da befand ich mich in der seltsamen Welt, hörte, wie der Engel des Lebens meinen Namen nannte. Seine Stimme klang ganz wie die Deinige; er gab mir die Kräuter und den Reichthum großer, aus den verschiedenen Ländern der Welt gesammelter Schätze. — Wir kochten die Kräuter, aber das Licht schien nicht in meine Augen hinein. Da kam eines Tags Rosa's Bruder nach Pästum. Er trat in unsere Hütte, wo ich lag; er wurde von meiner Sehnsucht nach dem Anblick von Gottes schöner Welt gerührt. Er versprach mir das Licht der Augen, nahm mich mit nach Neapel und ich erblickte die Herrlichkeit des Lebens. Er und Rosa gewannen mich

lieb, sie öffneten mir eine andere schönere Welt, die des Geistes. Ich blieb bei ihnen, sie nannten mich Maria, nach einer geliebten, in Griechenland gestorbenen Schwester."

„Eines Tags brachte mir Angelo die reichen Schätze, sagte, daß sie die meinigen seien, daß der Tod in seinem Blute weilte; seine letzte Kraft hatte er darauf verwendet, mir mein Eigenthum zu bringen, und seine Worte klangen wie die letzten eines Sterbenden. — Ich sah ihn, den einzigen Beschützer meiner Jugend, sterben. — Eines Abends befragte mich Rosa's Bruder ganz sonderbar ernst wegen des alten Pflegevaters und der Schätze. — Ich wußte nur, daß er behauptete, der Geist in der strahlenden Grotte habe sie ihm gegeben. Ich wußte, daß wir immer in Armuth gelebt hatten und daß Angelo unmöglich ein Pirat sein konnte; er war so fromm und hatte jede kleine Gabe mit mir getheilt."

Ich erzählte ihr nun, wie wunderbar das Abenteuer ihres Lebens in das meinige hineingriff, wie ich sie mit dem Alten in der wunderbaren Grotte gesehen; daß der Alte selbst das schwere Becken genommen hatte, wollte ich ihr nicht sagen, allein ich berichtete, daß ich ihr die Kräuter gereicht. —

„Aber," bemerkte sie, „der Geist versank in die Erde, als er mir die Kräuter darreichte, so hat mir Angelo erzählt."

„Es ist ihm so vorgekommen! Ich war entkräftet, meine Füße konnten mich nicht mehr tragen, ich sank auf die Kniee und dann ohnmächtig auf das grüne Gesträuch nieder."

Jene wunderbar strahlende Welt, wo wir zusammentrafen, war das Unauflösbare, welches das Uebernatürliche mit der Wirklichkeit fest verknüpfte.

„Unsere Liebe gehört doch einer Geisterwelt an!“ rief ich. „Zu der Welt der Geister gingen alle unsere Lieben ein, selbst in unserm Erdenleben nahen wir uns derselben, warum denn nicht an sie glauben? Sie ist ja eben die große Wirklichkeit.“ — Ich drückte Lara an mein Herz; sie war schön, wie das erste Mal, als ich sie sah.

„Ich erkannte Dich an der Stimme, als ich Dich in Venedig wieder hörte,“ sagte sie. „Mein Herz trieb mich zu Dir hin! Ich glaube, selbst in der Kirche, vor dem Angesicht der Mutter Gottes, wäre ich zu Deinen Füßen gesunken! Hier sah ich Dich, lernte Dich immer mehr würdigen, wurde zum zweiten Male in Dein Leben hineingezogen, da Annunziata mich als Deine Braut segnete — allein Du stießest mich von Dir, sagtest, daß Du Niemand mehr liebtest — keinem Weibe wolltest Du Deine Hand reichen. Nie erwähntest Du Lara, Pästum oder Capri, wenn Du von dem seltsamen Verhängniß Deines Lebens sprachst; da glaubte ich, daß Du mich nicht liebtest, daß Du vergessen hattest, was Deinem Herzen nicht nahe lag!“

Ich drückte einen Kuß der Versöhnung auf ihre Hand und äußerte, wie wunderbar ihr Blick meine Lippen gefesselt hatte. Erst als der Körper am Rande des Grabes gebunden lag, als mein Geist selbst in der Welt der Geister

schwebte, an die unsere Liebe so seltsam geknüpft war, hatte ich gewagt, den Gedanken meines Herzens auszusprechen.

Kein Fremder, nur Signora Rosa und der Podesta kannten das Glück unserer Liebe. Wie gern hätte ich es dem Poggio mitgetheilt! Er hatte mich während meiner Krankheit alle Tage mehrmals besucht. — Es kam mir vor, als wäre er sehr blaß, als ich, endlich genesend und bei hellem Sonnenlicht, ihn an meinen Busen drückte.

„Besuchen Sie uns heute Abend, Poggio," sagte der Podesta; „aber kommen Sie gewiß. Sie werden nur die Familie, Antonio und noch zwei oder drei Freunde vorfinden."

Alles war festlich geschmückt. —

„Es ist ja, als würde ein Namenstag gefeiert!" sagte Poggio, während der Podesta ihn und die Freunde in eine kleine Capelle führte, wo mir Lara die Hand reichte. Einen Strauß von blauen Veilchen hatte sie in das dunkle Haar gesteckt. Das blinde Mädchen aus Pästum stand sehend, doppelt schön vor mir. Sie war die Meinige.

Alle wünschten mir Glück; die Freude war groß; Poggio sang lustige Lieder und Toast auf Toast wurde ausgebracht.

Wie brausende Töne erscholl die Freude der Andern. Die Lara's und die meine war stumm, verschwiegen wie die Nacht, die uns umschloß — als die Uebrigen fort waren.

Das Leben ist kein Traum! Das fühlte ich. „Das Glück der Liebe ist Wirklichkeit!" rief ich, und Brust an

Brust verlor sich der Gedanke in eine Wonne, die nur ein Gott in die menschliche Brust hauchen kann.

Zwei Tage darauf zogen wir, von Signora Rosa begleitet, von Venedig fort. Wir bezogen das Gut, welches von dem Vermögen Lara's gekauft worden war. Seit dem Abend der Hochzeit hatte ich Poggio nicht gesehen; jetzt traf ein Briefchen von ihm ein. Ich las:

„Die Wette habe ich gewonnen und doch verloren.“

Er war nicht mehr in Venedig zu finden. Im Laufe der Zeit wurde meine Vermuthung, daß er Lara geliebt hatte, zur Gewißheit. Armer Poggio, von deinen Lippen erklang die Freude, während Todesgedanken dein Herz erfüllten!

Signora Francesca fand Lara liebenswürdig. Ich selbst hatte auf dieser Reise unendlich gewonnen; sie, Eccellenza und Fabiani — Alle erfreuten sich meiner Wahl. — Habbas Dahdah selbst lächelte mit dem ganzen Gesichte, als er mir Glück wünschte.

Von allen meinen alten Bekannten lebte nur noch Oheim Peppo; er sitzt noch auf der spanischen Treppe, von welcher er auch gewiß noch viele Jahre sein: „Buon giorno!“ herabrufen wird.

Am 6. März 1834 waren viele Fremde im Gasthofe bei Pagani auf der Insel Capri versammelt. Die Aufmerksamkeit Aller war auf eine junge Calabresin gerichtet, deren Schönheit sie ergriff. Das schöne dunkle Auge

weilte auf ihrem Gatten, dem sie den Arm reichte. Ich war es und Lara. Drei glückliche Jahre waren wir verheirathet und besuchten auf einer Reise nach Venedig die Insel Capri, wo das wunderbarste Abenteuer unsers Lebens bestanden worden war und wo es sich zur Klarheit entwickeln sollte.

In einem Winkel des Zimmers stand eine alte zierliche Frau mit einem kleinen Kinde auf dem Arm. Ein fremder, ziemlich großer, etwas blasser Herr, mit scharfen Zügen, in einem blauen Oberrock, näherte sich dem Kinde, spielte mit ihm und war über dessen Schönheit entzückt. Er sprach französisch, jedoch zu dem Kinde einzelne italienische Worte, machte vor demselben lustige Sprünge, brachte es zum Lachen, und es reichte ihm den Mund zum Küssen hin. Er fragte die Matrone, wie es heiße? und die Matrone — meine theure Rosa war es — erwiederte: „Annunziata."

„Ein schöner Name!" sagte er und küßte die Kleine, meine und Lara's Tochter.

Ich näherte mich ihm; er war ein Däne. Es befand sich noch ein Landsmann von ihm im Zimmer, ein ernster kleiner Mann mit einem klugen Blick und in einem weißen Oberrock. — Ich ließ mich, sie begrüßend, in ein Gespräch mit ihnen ein; sie waren ja Federigo's und des großen Thorwaldsen Landsleute. — Jener, erfuhr ich, war in Dänemark und dieser noch in Rom; er gehört ja auch Italien an und nicht dem kalten dunkeln Norden.

Wir gingen ans Ufer hinab und stiegen in die kleinen Böte, die dazu bestimmt sind, um die Fremden nach der

anderen Seite der Insel zu führen. Jedes Boot faßt nur zwei Personen; eine sitzt an jedem Ende desselben und in der Mitte der Ruderer.

Ich sah das klare Wasser unter uns. Es begrüßte meine Erinnerung mit seiner kühlen Helle. — Der Ruderer arbeitete rasch vorwärts und das Boot, in welchem ich mit Lara mich befand, flog mit der Schnelligkeit des Pfeils über die Wellen. Wir waren den Uebrigen weit vorausgekommen. Bald sahen wir nicht mehr die amphitheatralische Seite der Insel, wo die grünen Weingärten und Orangenbäume die Felsen schmücken; senkrecht strebten nun die hohen Felswände zum Himmel hinauf. Das Wasser war blau wie brennender Schwefel, die blauen Brandungen schlugen gegen die Felsen über die unten wachsenden, blutrothen Seeäpfel hin.

Wir waren schon auf der entgegengesetzten Seite der Insel und sahen nur den senkrechten Felsen und in diesem über der Wasserfläche eine kleine Oeffnung, die kaum groß genug schien, um unser Boot aufzunehmen.

„Das Hexenloch!“ rief ich und alte Erinnerungen regten sich in meiner Seele.

„Ja, das Hexenloch!“ sagte der Ruderer, „so wurde es früher genannt; aber jetzt wissen wir besser, was es ist.“

Er erzählte uns nun von den zwei deutschen Malern, Fries und Kopisch, die vor drei Jahren hineinzuschwimmen gewagt und auf solche Weise das schöne Wunderwerk entdeckt hatten, das jetzt alle Fremde sehen müssen. Wir nahten der Oeffnung, die kaum mehr als eine Elle über das

glitzernde blaue Meer hinaufragte. — Der Bootsmann zog das Ruder ein, wir mußten uns der Länge nach ganz im Boote ausstrecken, das er jetzt mit der Hand lenkte, und glitten in eine dunkle Tiefe unter dem ungeheuern Felsen, den das Mittelmeer bespülte, hinein. —

Ich hörte Lara schwer athmen; es lag etwas sonderbar Aengstliches darin. Doch nur einen Augenblick, und wir befanden uns in einem großen, großen Gewölbe, wo Alles wie der Aether glänzte; das Wasser unter uns war wie ein blau brennendes Feuer, welches das Ganze erhellte. — Ringsum war Alles dicht und verschlossen; unter dem Wasser aber vertiefte sich die kleine Oeffnung, die wir durchschifft hatten, bis vierzig Faden hinab und erweiterte sich zu einer ähnlichen Breite. So kann das starke Sonnenlicht außerhalb derselben den Lichtschein auf dem Boden der Grotte hervorbringen und wie Feuer das blaue Wasser durchströmen, das in brennenden Weingeist verwandelt zu sein scheint. — Alles trug den Wiederschein davon; der Felsenbogen, das Boot, Alles schien vom Aether durchströmt und in demselben sich aufzulösen. Die Tropfen, welche beim Ruderschlage in die Höhe spritzten, glänzten roth wie frische Rosenblätter. Es war eine Feenwelt, ein seltsames Geisterreich. Lara faltete die Hände; ihre Gedanken begegneten den meinigen. Hier waren wir schon einmal gewesen. An diesem Ort, dem Niemand zu nahen wagte, hatte der Pirat seinen Schatz verborgen. — Jetzt war jede übernatürliche Erscheinung in Wirklichkeit aufgelöst, oder die Wirklichkeit in die Geisterwelt übergegangen, wie immer hier

in dem irdischen Leben, wo Alles von dem Blumensamen an bis zu unserer unsterblichen Seele als ein Wunder erscheint, und dennoch will der Mensch nicht daran glauben.

Die kleine Oeffnung der Höhle leuchtete wie ein klarer Stern; er wurde verdunkelt und nun stiegen, wie aus der Tiefe, die anderen Böte herauf. Sie kamen zu uns hinein. Alles war Andacht und Anschauung. Der Protestant wie der Katholik empfand, daß es Wunderwerke giebt.

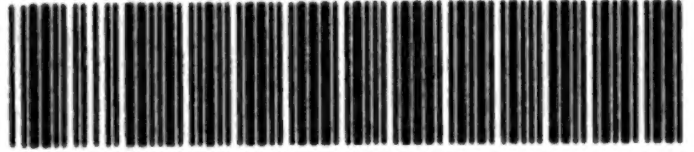
„Das Wasser steigt,“ sagte einer der Schiffer. „Wir müssen hinaus, sonst wird uns die Oeffnung verschlossen, und dann müssen wir hier bleiben, bis das Wasser wieder fällt.“

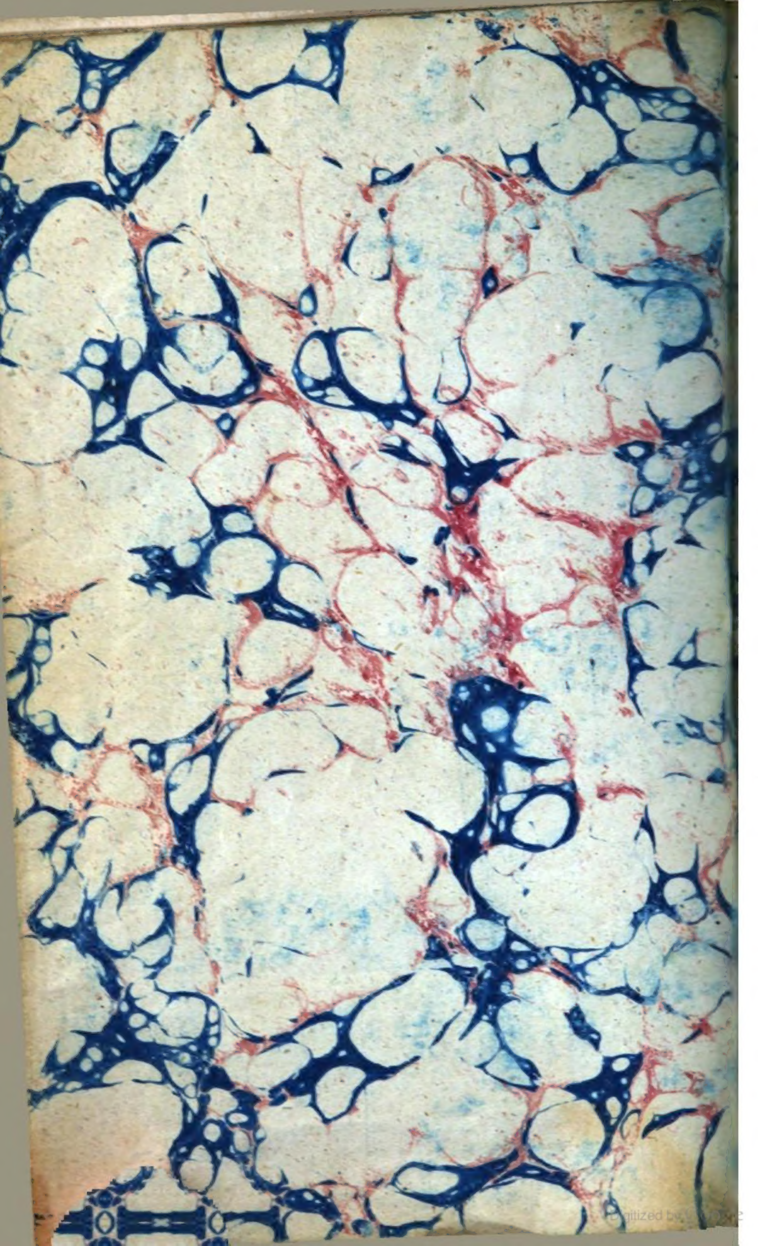
Wir verließen die seltsam strahlende Höhle; das große offene Meer lag weit ausgedehnt vor uns und hinter uns die dunkle Oeffnung zur blauen Grotte.

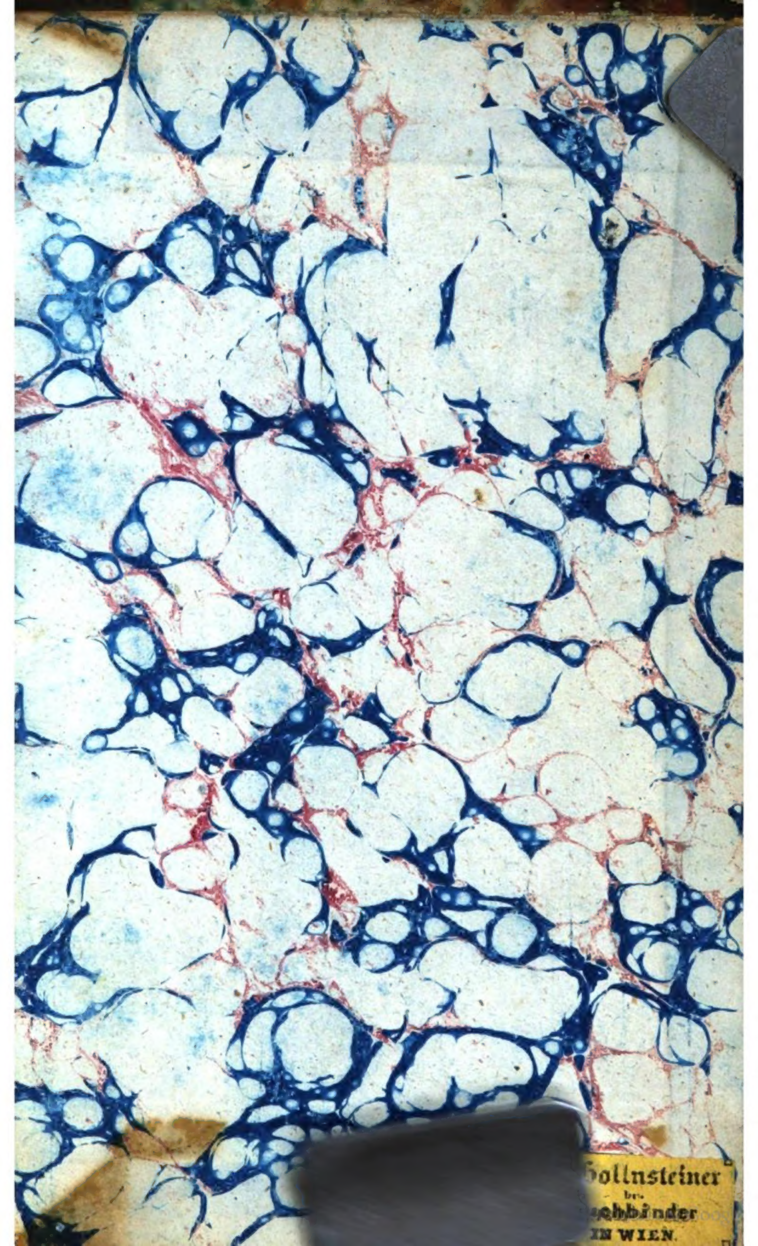
E n d e.



Schnellpressendruck von Fr. Ries in Leipzig.






Hollnsteiner
bei
Buchbinder
IN WIEN.

